

HEYNE

Peter David

STAR TREK

DIE NEUE GRENZE

Die Hunde des Krieges

STAR TREK

PETER DAVID

DIE HUNDE DES KRIEGES

Roman

**Star Trek®
Die neue Grenze
Band 5**

Deutsche Erstausgabe
WILHELM HEYNE VERLAG MÜNCHEN
HEYNE SCIENCE FICTION & FANTASY Band 06/6555

Titel der amerikanischen Originalausgabe
THE QUIET PLACE

Deutsche Übersetzung von Bernhard Kempen

scanned by Anubiz

Sechs Monate zuvor...

»Ich habe wieder geträumt, Mutter.« In ihrem einfachen und schlicht eingerichteten Haus, das sie mit ihrer Tochter bewohnte, hatte Malia das Essgeschirr vom Tisch geräumt. Nun stand sie über der Spüle und wollte die Reste des Abendessens beseitigen. Ihre Tochter Riella wischte langsam mit einem Lappen über den Tisch. Dabei wirkte sie äußerst gedankenverloren und Malia wusste, dass es besser war, ihre Tochter in diesem Zustand nicht anzusprechen. Das Mädchen hatte unberechenbare Launen. Häufig schien sie mit ihrem Geist an einem ganz anderen Ort zu weilen, vielleicht sogar in einer ganz anderen Zeit. Darüber empfand Malia Verzweiflung, weil sie nicht in der Lage war, ihrer Tochter zu helfen. Sie versuchte sich einzureden, dass auch das vorbeigehen würde. Aber sie hegte den betrüblichen Verdacht, dass sie sich in Wirklichkeit nur etwas vormachte.

Es waren diese Träume, die Malia am allermeisten fürchtete. Es war schon eine ganze Weile her, seit Riella zuletzt darüber gesprochen hatte. Malia hatte gehofft, dass Riella nun davon befreit wäre. Aber sie wusste auch, dass Riella vielleicht nur aufgehört hatte, ihr davon zu erzählen, weil sie wusste, wie sehr ihre Mutter sich deswegen beunruhigte. All das verstärkte letztlich Malias Gefühl der allgemeinen Hilflosigkeit. Die Vorstellung, ihre Tochter könnte sich einmal so verhalten, dass sie ihrer Mutter keinen Kummer bereitete ... nein, das wäre zu schön, um wahr zu sein.

Dann erteilte sich Malia einen stummen Tadel. Da machte sie sich Sorgen wegen ihrer möglichen Unzulänglichkeit, während ihre einzige Sorge Riella gelten sollte. Riella, die eine so zarte Schönheit war, wie eine kunstvoll gearbeitete Puppe, die so zerbrechlich wirkte, dass bereits ein hartes Wort sie zu zerstören drohte. Riella war gerade so alt, dass sie noch von den letzten flüchtigen Erinnerungen an ihre kindliche Unschuld umweht wurde, während die Figur und die Bewegungen der Frau, zu der sie erst vor kurzem geworden war, noch frisch und ursprünglich wirkten. Sie trug ihre Weiblichkeit wie ein Frühlingskleid, das noch ganz neu war.

Riella hatte den Tisch sauber gewischt und nichts mehr gesagt. Offensichtlich erwartete sie, dass ihre Mutter das Schweigen beendete. Malia spielte mit und fragte nach: »Die Träume? Bist du dir sicher?«

»Ich denke, ich weiß sehr gut, was ich träume, Mutter.« In ihrer Stimme lag weder Ungeduld noch Verärgerung. Es war, als hätte sie sich einfach mit einem Zustand abgefunden, der ihr ein Gräuel war, gegen den sie aber nichts unternehmen konnte.

»Das wollte ich damit natürlich nicht andeuten, mein Kind. Es ist nur so, dass ... nun ja ...«

Malia sprach nicht weiter, weil sie das Gefühl hatte, dass Riella ihr ohnehin nicht mehr zuhörte. Riella glitt durch den Raum, mit ihren bemerkenswert anmutigen Schritten, als würde sie schweben und nicht

wie eine Normalsterbliche gehen. Sie blieb am Fenster stehen und blickte zum fernen Horizont. Zu dieser Jahreszeit ging die Sonne von Montos früh unter, und obwohl sie noch am Himmel stand, waren die Zwillingssmonde bereits gut am langsam dunkler werdenden Firmament zu erkennen.

»Ich gehe nach draußen, Mutter.«

Diese Ankündigung überraschte Malia. »Nach draußen?«

»Ja. Nach draußen.«

»Bist du dir sicher?«

Diesmal drehte sich Riella halb zu ihr herum. Ihre dünnen Lippen hatten sich zu einem leichten Lächeln verzogen. »Du fragst mich ständig, ob ich mir sicher bin, Mutter. Du scheinst mir heute Abend nicht übermäßig zu vertrauen.«

Die recht blasse Haut auf Malias Wangen rötete sich und die Fühler auf ihrer Stirn zuckten leicht, was ein Indiz für ihre Aufregung war. »Es hat nichts mit Vertrauen zu tun, Riella. Es ist einfach nur ... nun, ich vertraue dir durchaus, aber...«

»Aber dem Rest von Montos kannst du nicht vertrauen. Ist es das?« Sie schüttelte den Kopf. »Mutter, das klingt nicht nach einem besonders reizvollen Leben, das du für mich geschaffen hast. Montos ist meine Heimat! Warum sollte ich Angst haben, durch die Straßen meiner Heimat zu gehen?«

»Du solltest keine Angst haben. Das ist meine Aufgabe«, fügte Malia bedauernd hinzu. Dann wurde sie wieder ernst.

»Mutter ... ich gehe fast nie nach draußen. Allmählich fühle ich mich von diesen vier Wänden eingesperrt. Bin ich eine Gefangene, Mutter?«

»Nein. Ganz und gar nicht! Natürlich nicht! Ich würde dir niemals verbieten ...« Ihre Hände fuhren ziellos durch die Luft, dann sagte sie einfach: »Nein. Aber ich will nicht, dass du dich aufregst.«

»Ich bin bereit, dieses Risiko einzugehen. Es kann nicht schlimmer als meine Träume sein.«

»Dann gehe ich mit dir nach draußen.«

»Ich würde lieber allein gehen.«

»Riella, ich...«

»Ich würde lieber ... allein ... gehen«, wiederholte sie mit einer überraschenden Entschlossenheit in der Stimme. Trotz der Unruhe, die die Träume ihr bereiteten, schien sie immer noch über eine Kraftquelle zu verfügen, die sie bei Bedarf anzapfen konnte. Dann fiel sie in den gewohnten Respekt vor ihrer Mutter zurück und setzte hinzu: »Wenn es dir nichts ausmacht, versteht sich.«

»Natürlich nicht. Aber vorher musst du deine Medizin nehmen.«

»Mutter!«, seufzte Riella. »Muss ich immer noch dieses Tonikum nehmen? Ich bin kein kleines Kind mehr.«

Doch ihre Mutter hörte gar nicht mehr zu und Riella wusste, dass sie

nicht mit sich diskutieren ließ, wenn sie so war. Sie holte die Medizinflasche aus dem Schrank und sagte: »Ich weiß, dass du kein Kind mehr bist, aber darum geht es auch gar nicht. Du hast mein spezielles Tonikum zum Aufbau deines Körpers seit dem Tag deiner Geburt genommen. Und ich werde dafür sorgen, dass du es weiterhin bis zum Tag deines Todes nimmst... und noch mehrere Wochen danach.« Sie hatte etwas von der Flüssigkeit auf einen Löffel gegossen, den sie Riella reichte. »Mund auf!«

»Mutter...«

»Mund auf, habe ich gesagt!« Obwohl sie sich leicht zu amüsieren schien, ließ ihr Tonfall keinen Zweifel, dass sie darauf bestand.

Riella wusste, dass kein Weg daran vorbeiführte, und hielt sich die Nase zu, wie sie es immer tat, da sie den Geruch einfach nicht ertragen konnte. Ihre Mutter schüttete ihr die Medizin in den Rachen und hielt ihr dann den Mund zu. Riella schluckte gehorsam und blickte ihre Mutter an, als wollte sie sagen: *Bist du jetzt zufrieden?* Malia beantwortete die unausgesprochene Frage mit einer vagen Geste in Richtung der Tür, die besagte, dass Riella nun gehen konnte, wenn sie es wünschte.

Einen Moment lang wollte sie ihre Tochter begleiten, die einen so abwesenden Eindruck machte, als hätte sie von den fernsten Monden zu ihr gesprochen. Sie wollte zu ihr gehen, sie fest an sich drücken, ihr alles sagen, was sie empfand, ihr erklären, wie gerne sie ihr helfen würde, aber wie wenig sie sich diese Aufgabe zutraute. Doch dann war dieser Moment vorbei und Riella ging zur Tür hinaus. Malia blieb allein mit ihrer Verzweiflung und ihrer Überzeugung zurück, dass sie einfach von der Aufgabe überfordert war, Riella aufzuziehen und mit ihren Träumen zurechtzukommen.

Sie hoffte nur, dass sie sie nicht würde töten müssen.

Riella war sich der Blicke bewusst, die sie verfolgten. Sie zeigte sich selten genug in der Stadt, so dass bereits ihre bloße Anwesenheit Aufmerksamkeit erregte. Hinzu kam ihr ungewöhnliches Aussehen, ihre dunklere Haut, durch die sie sich auf den ersten Blick von den einheitlich blassen Montosianern unterschied. Zu einer Exotin machte sie auch die Tatsache, dass sie unbehaart war. Ihr Kopf wurde von einer Glatze geziert, wie ein von fließendem Wasser polierter Kieselstein. Da sie deswegen ständig angestarrt wurde, hatte sie sich angewöhnt, eine kurze brünette Perücke zu tragen. Sie hatte sie auch diesmal mitgenommen, bevor sie das Haus ihrer Mutter verlassen hatte ...

Das Haus ihrer Mutter ...

Sie staunte, wie fremdartig sich die Worte in ihrem Kopf anhörten. Das Haus ihrer Mutter. Es war nicht ihr Heim und ganz gewiss nicht ihre Heimat. Obwohl sie hier lebte, obwohl ihre Mutter sie nach besten Kräften

versorgte ... blieb trotzdem ein Gefühl der Distanz und Fremdartigkeit. Sie lebte hier nicht, sie wohnte hier nur. Sie hatte keine Ahnung, warum sie so empfand. Ihre Mutter hatte nie etwas getan, das ihr das Gefühl gegeben hätte, unerwünscht zu sein. Sie war eine gute und liebenswürdige Frau, die sich vielleicht etwas mehr um sie sorgte, als nötig war, und die sich vermutlich eher ein Messer ins eigene Herz stoßen würde, als die Gefahr einzugehen, dass ihrer geliebten Tochter etwas zustieß. Sie wusste, dass ihre Mutter sie verehrte.

Und doch ... war da etwas ... irgendetwas ... ein nagendes Gefühl.

Sie verdrängte diese vagen Gedanken. Sie hatten nichts zu bedeuten. Es waren lediglich ihre Träume, die sie zu fiebrigen Phantasien anregten, und nun beeinflussten sie bereits das Verhältnis zu ihrer Mutter und ihrem Heim. Sie wurde immer trauriger. Und sie kam sich so undankbar vor.

Sie hörte, wie ihr Name fiel. Es war schon merkwürdig, dass man aus dem Lärm einer Menge problemlos den eigenen Namen heraushören konnte. Wenn man berühmt war, lernte man, seine Reaktion zu beherrschen. Es wäre unklug, auf seinen Namen erkennbar zu reagieren; es vertrug sich nicht mit der Besonnenheit, die man als berühmte Person an den Tag legte. Riella hatte nicht allzu viel Erfahrung im Umgang mit anderen, aber sie besaß zumindest genügend Selbstbeherrschung, sich nicht umzuschauen, wenn sie hörte, wie ihr Name die Runde machte. Es wäre außerdem völlig überflüssig gewesen, da sie auch so wusste, wer über sie sprach.

Es waren die Jungen. Es waren immer die Jungen.

Manchmal schaute sie aus dem Fenster ihres Hauses (ihres Heims, es war ihr Heim!) und sah, wie die Jungen vorbeiliefen. Dann zeigten sie auf ihr Fenster und flüsterten und lachten und sie hörte, wie die Worte »fremdartig« oder »unheimlich« im Zusammenhang mit ihrem Namen fielen. Zugegeben, auch die Worte »hübsch« oder »exotisch« tauchten gelegentlich in dieser Mischung auf, was ihr einen gewissen Trost gab. Doch sie wünschte sich, nicht wegen ihres Aussehens oder ihrer Fremdartigkeit berühmt zu sein, sondern aus einem anderen Grund. Nur dass sie sich nie entscheiden konnte, aus welchem.

Sie lief die Hauptstraße entlang, die quer durch die kleine Ansiedlung verlief, und sah ihr Spiegelbild im Schaufenster eines Geschäfts. Und sie sah, dass die Jungen ihr folgten. Sie hatte nicht das Gefühl, *verfolgt* zu werden. Die Jungen waren nur neugierig und versuchten den Eindruck zu erwecken, zufällig in diese Richtung zu schlendern und ihr keinerlei Aufmerksamkeit zu schenken. Sie wünschte sich, es würde ihr schmeicheln oder sie wenigstens belustigen. Doch sie empfand überhaupt nichts, als wären sie ihr völlig gleichgültig.

Sie fragte sich allmählich, ob es irgendetwas auf der Welt gab, das ihr nicht gleichgültig war.

Unvermittelt blieb sie stehen und drehte sich zu ihnen um. Es waren vier Jungen, die die Köpfe zusammengesteckt hatten und sich etwas zuflüsterten, als sie plötzlich »bemerkt« wurden und wie angewurzelt innehielten. Sie kannte den größten von ihnen; sein Name war Jeet. Sein Körper und sein Gesicht waren ein Puzzle, aus dem sich im Laufe der Zeit vielleicht einmal ein gutaussehender Mann entwickeln mochte. Jetzt wirkte er einfach nur schlaksig. »Kann ich dir irgendwie helfen, Jeet?«

Jeet blickte sich unbehaglich zu den anderen um. »Nein«, sagte er nach kurzem Zögern. »Wir ... gehen nur spazieren.«

»Ihr habt mich nicht zufällig verfolgt?«

Die Jungen schüttelten energisch die Köpfe, um diesen Verdacht weit von sich zu weisen. Riella war leicht amüsiert. »Seid ihr euch ganz sicher?« Worauf sie ebenso energisch nickten.

Sie musterte die Jungen noch einen Moment. Niemand rührte sich von der Stelle, als ginge es hier um eine Art Blickduell. »Na gut«, sagte sie schließlich. »Dann wünsche ich euch noch einen schönen Abend.«

»Wir dir auch, Riella«, sagte Jeet, dann zogen sich die Jungen hastig zurück.

Riella bedauerte diese Entwicklung. Um ehrlich zu sein, hätte sie nichts dagegen gehabt, wenn einer oder sogar alle bei ihr geblieben wären. Aber seltsamerweise sehnte sie sich gleichermaßen nach Gesellschaft wie nach Einsamkeit. Sie versuchte gar nicht erst, diese Anwandlungen zu verstehen. Sie fragte sich, ob es ihr überhaupt möglich war, jemals etwas zu verstehen.

Die Träume umschwirrten ihr Bewusstsein wie Insekten.

Riella ging weiter, und nachdem sie die schlichten Gebäude der kleinen Stadt hinter sich gelassen hatte, war außer Riella nichts und niemand mehr auf oder neben der Straße. Die Sonne war inzwischen untergegangen, doch die Monde spendeten genügend Licht, um sie den Weg erkennen zu lassen.

Aber wohin führte ihr Weg?

Vor ihr lag eine kleine Felsgruppe, in der moosähnliche Pflanzen wuchsen und eine schwammartige Oberfläche bildeten, auf der man bequem sitzen konnte. Sie kam häufig an diesen Ort, nur um allein zu sein und über ihr Leben nachzudenken. Sie kam hierher, um nach Antworten zu suchen, nach Absolution oder ... Sie wusste es selbst nicht. Antworten auf Fragen, die sie nicht einmal stellen konnte, Antworten, die sie vermutlich auch dann nicht verstand, wenn sie ihr gegeben würden.

»Warum bin ich so?«, fragte sie. »Warum finde ich keine Ruhe? Anderen Leuten geht es nicht so. Warum geht es ausgerechnet mir so?« Wie immer war auch jetzt nicht einmal der Ansatz einer Antwort in Sicht.

Die Monde stiegen am Himmel empor und Riella legte sich mit dem Rücken auf die Felsen. Der Geruch des Moores war angenehm und

kitzelte ihr in der Nase. Sie verschränkte die Hände hinter dem Kopf und starrte zu den Monden hinauf. Sie stellte sich vor, es wären zwei leuchtende Augen, die auf sie herabschauten, während der Rest des Gesichts schwarz wie die Nacht war, so dass es sich nicht vom übrigen Himmel unterschied.

Was wäre, wenn sie mit diesem Gesicht reden könnte? Wenn sie ihm jede beliebige Frage stellen könnte - welche würde sie dann stellen? Vielleicht die Frage *warum*?

Kein bestimmtes Warum, sondern einfach nur *warum*? Sie wäre glücklich über jede Antwort auf diese Frage.

Sie spürte, wie ihre Augenlider schwerer wurden, und kämpfte mit aller Kraft dagegen an, obwohl es sinnlos war. Sie konnte nicht auf Dauer wach bleiben. Die Götter wussten, wie sehr sie es versucht hatte. In der vergangenen Nacht war sie aus ihrem Traum aufgewacht und hatte seitdem nicht wieder geschlafen. Wäre es nicht wunderbar, wenn sie nie wieder schlafen müsste? Vielleicht war ein Wunder geschehen und sie würde nie mehr von diesen Träumen heimgesucht werden. Dazu musste sie nur vermeiden, jemals wieder einzuschlafen.

Noch während ihr diese angenehme Vorstellung durch den Kopf ging, schlossen sich ihre Augen, ohne dass sie etwas dagegen tun konnte, und ein schwarzer Nebel breitete sich in ihrem Geist aus.

Dann vernahm sie wieder den Ruf...

... und sie hörte die Stimmen, die flüsternd zu ihr sprachen, die sie riefen, und sie sah formlose Gestalten, die sich anmutig bewegten. Zuerst schienen sie sie gar nicht zu bemerken. Doch dann wandten sie sich ihr zu und umringten sie. Sie schrien immer lauter, und je lauter sie schrien, desto leiser wurden sie. Wie war das möglich? Wie konnte man schreien und dabei keinen Laut von sich geben?

Sie riss die Arme hoch und versuchte sie abzuwehren, doch sie bestürmten sie und drangen durch sie hindurch. Sie wollte vor ihnen fliehen, aber sie konnte sich nirgendwohin wenden. Sie schrie um Hilfe und die Gestalten schlüpfen mühelos in ihren Mund. Sie waren überall, sie durchdrangen und erniedrigten sie...

Und sie riefen: Riella! Riella! Komm zu uns, bleib bei uns, hilf uns, liebe uns, wie wir dich lieben! Da war Lachen und Weinen, alles gleichzeitig. Sie hatte keine Ahnung, was sie tun oder wohin sie gehen sollte, es gab keinen Ausweg und wieder riefen sie ihren Namen ...

Dann war da ein Mann. Ein Mann mit roter Haut und er kam mit grimmigem und furchteinflößendem Gesicht auf sie zu. Sie hörte einen Namen, konnte ihn aber nicht genau verstehen. Zorn oder so ähnlich. Er machte ihr immer noch Angst und kam immer näher...

»Riella!«

Wieder hörte sie ihren Namen aus weiter Ferne, aber diesmal klang er irgendwie anders. Und sie spürte nun eine Wärme ... bis sie erkannte,

dass es die Wärme der Sonne war, die ihr ins Gesicht schien. Das wurde ihr klar, als sie erwachte, in der Helligkeit blinzelte und dann ihr Gesicht mit der Hand abschirmte. Die Sonne trieb ihr Tränen in die Augen. In ihrer Verwirrung fragte sie sich, wieso auf einmal mitten in der Nacht die Sonne schien. »Riella, wo bist du?«, hörte sie wieder die beinahe verzweifelte Stimme. Nun erkannte sie, dass es die ihrer Mutter war. Plötzlich wurde Riella bewusst, dass die Ordnung des Himmels keineswegs gestört war. Die Sonne befand sich genau dort, wo sie hingehörte, nämlich am Morgenhimmel. Es war Riella, die die Orientierung verloren hatte.

Durch die zusammengekniffenen Augenlider entdeckte sie ihre Mutter auf einem Grat, wo sie sich mit sichtlicher Besorgnis umblickte. Riella versuchte sich aufzusetzen. Ihr Rückgrat schmerzte, nachdem sie die ganze Nacht auf den moosbewachsenen Steinen verbracht hatte. Sie rief nach ihrer Mutter. Die Morgenluft stach in ihre Kehle und Lungen, und was aus ihrem Mund drang, war kaum mehr als ein Krächzen, aber es genügte, um ihre Mutter aufmerksam zu machen.

»Riella!«, rief Malia und lief zu ihr. Sie schlang die Arme um ihre Tochter und drückte sie so fest an sich, dass Riella ein Knacken in ihrer Wirbelsäule hörte. Zuerst erschrak sie über das Geräusch, doch als sie sich wieder bewegte, stellte sie fest, dass es ihrem Rücken erheblich besser ging. Ihre Mutter hatte zufällig irgendeinen Wirbel wieder eingerenkt.

»Ich habe mir solche Sorgen gemacht!«

»Dazu bestand kein Grund, Mutter. Es war alles in Ordnung.«

»Du bist nicht nach Hause gekommen! Die ganze Nacht...«

»Ja, das weiß ich. Ich bin hier eingeschlafen.«

»Warum? Stimmt etwas mit deinem Bett nicht? Oder wurdest du verletzt? Hat man dich hierher verschleppt oder...«

»Mutter ...« Riella musste sich insgeheim über die Aufgeregtheit ihrer Mutter amüsieren. Es hatte etwas Liebenswertes. Sie legte ihren Finger auf die Lippen ihrer Mutter, um den Wortschwall einzudämmen. »Mutter ... könnten wir jetzt einfach nach Hause gehen? Bitte!«

»Ja, mein Schatz. Natürlich.« Sie entließ einen Seufzer, legte ihrer Tochter einen Arm um die Schultern, dann machten sie sich gemächlich auf den Heimweg. »Die Träume ...«, sagte Malia irgendwann. »Sind sie ...« Es war gar nicht nötig, den Satz zu vervollständigen.

Riella dachte kurz über die Frage nach und schüttelte langsam den Kopf. »Nein.«

»Nein?«

»Nein. Ich hatte gar keine Alpträume. Ich habe sogar sehr gut geschlafen. Es war ... sehr angenehm.«

Sie hatte keine Übung darin, ihre Mutter anzulügen, und sie war sich nicht sicher, ob sie überzeugend wirkte. Malia nickte nur und klopfte ihrer

Tochter auf die Schulter, bevor sie sich auf den Heimweg machten.

Jetzt...

I.

Morgan Lefler erkannte auf den ersten Blick, dass mit ihrer Tochter etwas nicht stimmte.

Robin war ungewöhnlich still, als sie in ihr gemeinsames Quartier zurückkehrte. Die Tatsache, dass sie ihr Quartier aufsuchte, war nicht ungewöhnlich, da sie soeben ihre Schicht beendet hatte. Was Morgan auffiel, war ihre überraschende Verslossenheit. Normalerweise ließ sich Robin nach Dienstschluss ausführlich über alles aus, was sich während des Tages zugetragen hatte, ob es sich nun um bedeutende oder triviale Ereignisse handelte. Daher musste Morgan mit Verblüffung auf die Stille reagieren, die Robins Rückkehr an diesem speziellen Abend begleitete.

»Was hast du?«, fragte sie in jenem Tonfall, den Mütter seit unzähligen Jahrhunderten gegenüber ihren Töchtern an den Tag legten.

Worauf Robin die ebenso traditionelle Antwort gab: »Nichts.«

Morgan dachte kurz über die Sinnlosigkeit dieses Dialogs nach und beschloss, es mit einem anderen Ansatz zu probieren. Morgan war gerade mit der Lektüre neuerer wissenschaftlicher Artikel über die Erforschung von Wurmlöchern beschäftigt und wollte sich nicht allzu sehr von dieser Arbeit ablenken lassen. Also widmete sie sich wieder dem Computerbildschirm, während sie das Gespräch mit Robin nebenher fortsetzte. »Schön. Und ... wie war dein Tag?«

»Gut.«

»Und dein Treffen mit Si Cwan?«

Robin reagierte mit sichtlicher Verblüffung. Sie sah ihre Mutter mit tiefen Falten auf der Stirn an. »Woher wusstest du, dass ich heute ein Treffen mit Si Cwan hatte?«

»Ich wusste es nicht. Ich habe nur geraten. Immer wenn du in letzter Zeit mit ihm zu tun hattest, warst du anschließend in ungewöhnlich nachdenklicher Stimmung. Heute wirkst du besonders nachdenklich, also habe ich mir gedacht, dass du heute ein besonders wichtiges Treffen mit ihm hattest.«

»Oh ... nun ja ... nein. Ich meine, so wichtig war es gar nicht. Wir haben nur eine diplomatische Mission vorbereitet, das war alles.«

»So? Wohin?«

»Das spielt keine Rolle«, sagte Robin. Sie schlug sich auf die Schenkel und stand auf. Offensichtlich wollte sie das Thema wechseln. »Und ... wie war dein Tag?«

»Nun ... wenn du es unbedingt wissen willst... in diesem Artikel geht es um Wurml...«

»Also gut«, sagte Robin, trat an den Schreibtisch und lehnte sich dagegen. »Wie es scheint, hält Si Cwan mich in letzter Zeit auf Abstand.«

»Ich verstehe. Auf Abstand, sagst du?«

»Ja, richtig.«

»In letzter Zeit?«

»Ja.«

»Und was war sonst? Ich meine, wie hat er sich in den Wochen davor verhalten? Oder den Monaten?«

»Oh, er war immer höflich. Respektvoll. Stets an meiner Meinung interessiert.«

»Und was hat sich daran geändert? In letzter Zeit, meine ich.«

»Er ...« Sie verstummte, als hätte sie auf einmal den Mut verloren. Sie runzelte die Stirn und schien sich eine Antwort zu überlegen, die vernünftig klang, doch ihr schien nichts einzufallen. »Okay, daran hat sich vielleicht gar nichts geändert.«

»Worüber beklagst du dich dann? Ach so, natürlich!«, sagte sie lächelnd. »Du beklagst dich, weil sich nichts daran geändert hat. Da ist was im Busch zwischen dir und deinem geschätzten thallonianischen Edelmann, nicht wahr? Beziehungsweise möchtest du gerne, dass da was ist.«

»Letzteres. Eindeutig Letzteres«, gab Robin zu.

»Diese Aufrichtigkeit gegenüber deiner Mutter überrascht mich. Vor noch gar nicht allzu langer Zeit wäre so etwas völlig undenkbar gewesen.«

»Werd nicht albern, Mutter!«

»Ich bin keineswegs albern. Du neigst dazu, dich zurückzuziehen, wenn starke Gefühle im Spiel sind, Robin.« Sie wandte sich nun ganz vom Computerbildschirm ab und widmete ihre gesamte Aufmerksamkeit ihrer Tochter. »Du gibst dir wirklich alle Mühe, den Anschein eines offenen und kontaktfreudigen Menschen zu erwecken, aber du kannst nicht leugnen, dass du dich gerne in ... dein Schneckenhaus verkriechst. Insbesondere, wenn du es mit unbehaglichen Situationen zu tun hast.«

»Das ist absurd, Mutter. Ich verkrieche mich nirgendwohin. Entschuldige mich bitte.«

»Wohin gehst du?«

»Ins Bad.«

»Wir befinden uns mitten in einem Gespräch, Robin.«

»Nein. Du bist dabei, mich wieder einmal wie ein Kind zu behandeln und willst mir erzählen, dass ich weglaufe und mich zurückziehe. Ich möchte nur schnell duschen und mich um andere körperliche Notwendigkeiten kümmern.«

»Du ziehst dich zurück.«

»Und du erzählst Unsinn. Ich bin in zehn Minuten wieder da. Dann

können wir unser Gespräch dort fortsetzen, wo wir es unterbrochen haben, wenn du darauf bestehst.«

Sie ging ins Badezimmer und kam nach einiger Zeit zurück. Jetzt trug sie Freizeitkleidung. »So. Wie lange habe ich gebraucht? Zehn Minuten, wie ich sagte? Oder vielleicht fünfzehn?«

»Eine Stunde und neunzehn Minuten«, sagte Morgan.

»Auf gar keinen Fall. Das ist ...« Sie blickte auf das Chronometer und stellte fest, dass in der Tat eine Stunde und neunzehn Minuten verstrichen waren. »Das ist *absurd*.« Das Wort schien ihr nur widerstrebend über die Lippen zu kommen.

»Dann wollen wir doch mal sehen«, sagte Morgan kühl. Sie hatte sich wieder ihrer Arbeit zugewandt und sah Robin nicht ein einziges Mal an, während sie sprach. »Vielleicht komme ich auch ohne deine Hilfe darauf. Si Cwan bereitet sich also auf irgendeine diplomatische Mission vor. Und du würdest ihn bestimmt gerne begleiten. Es geht gar nicht darum, ob deine Anwesenheit bei dieser Mission wirklich nötig ist, aber du möchtest trotzdem dabei sein. Du möchtest einfach die Gelegenheit nutzen, gemeinsam mit ihm einige Zeit außerhalb des Schiffs zu verbringen. Wenn er vorgeschlagen hätte, dass du ihn begleitest, hättest du darin einen Hinweis gesehen, dass die nebulösen Gefühle, die du für ihn hegst, zumindest teilweise von ihm erwidert werden. Aber er hat keinen derartigen Vorschlag gemacht, woraus du schließt, dass er dich lediglich in deiner Funktion als Verbindungsoffizier wahrnimmt und nicht als Mensch oder Frau, mit der er gerne zusammen ist. Damit stehst du vor der schwierigen Frage, ob du unprofessionell, unvernünftig oder einfach nur zu feige bist, Cwan zu sagen, was du wirklich für ihn empfindest - vorausgesetzt, du bist dir deiner Empfindungen genügend bewusst, um sie verständlich artikulieren zu können. Habe ich deine Situation einigermaßen zutreffend zusammengefasst?«

Robin nickte langsam. Doch dann riss sie sich zusammen und schüttelte stattdessen den Kopf. »Nein, so ist es überhaupt nicht... die Wahrheit... weißt du ... es ist so ...«

»Robin«, sagte Morgan und nahm ihre Hand. »Robin, ich trage in dieser Sache eine gewisse Verantwortung. Wenn ich für dich dagewesen wäre, als du in deiner Teenagerzeit erstmals mit Liebeskummer und anderen Schwierigkeiten zu tun hattest, hätte ich dir helfen und Ratschläge geben können. Nun scheinst du darunter zu leiden.«

»Ach, Mutter«, sagte Robin und klopfte Morgan auf die Schulter. »Es ist wirklich nicht deine Schuld.«

»Ich weiß. Ich dachte nur, dass du dich besser fühlst, wenn ich es sage.«

Robin verdrehte die Augen. Dann konzentrierte sie den Blick auf ihre Mutter. »Na gut, aber jetzt bist du da. Welchen Rat würdest du mir

erteilen?«

»Das ist doch völlig offensichtlich. Du bist kein Teenager mehr, Robin, sondern ein Starfleet-Offizier! Du solltest über genügend Selbstbewusstsein verfügen, um zu sagen, was du wirklich denkst. Ich meine, wenn du an deiner Station einen Fehler machst, musst du dir Gedanken machen, welche Konsequenzen es für das ganze Schiff haben könnte, und diese Arbeit erfüllst du anstandslos. In diesem Fall sind die Konsequenzen ausschließlich persönlich und sie sind nicht einmal ansatzweise katastrophal oder gar lebensgefährlich. Mach deine Arbeit und hör auf, dich wie ein Schulmädchen aufzuführen, das sich in den netten Jungen aus der Parallelklasse verknallt hat.«

»Du hast Recht, Mutter. Und wie du Recht hast!« Robin reckte die Schultern. »Wenn ich etwas für Si Cwan empfinde, sollte ich es ihm sagen. Ich bin es mir schuldig, und in gewisser Weise auch ihm.«

»Völlig richtig.«

»Weil ... verdammt ... schließlich bin ich eine gute Partie!«

»Daran besteht kein Zweifel«, sagte Morgan lächelnd.

»Und er hat das Recht zu erfahren, dass eine Frau mit so hoher Qualifikation an ihm interessiert ist!«

»Das ist genau die richtige Einstellung.«

»Und ich schaffe es, ohne mich zu verkriechen. Wünsch mir Glück, Mutter!«

»Viel Glück, Robin.«

Robin marschierte los. Morgan blickte ihr nach, wie sie durch die Tür ging, die sich hinter ihr schloss. Sie zögerte eine Weile, als wüsste sie nicht genau, was sie sagen sollte, dann seufzte sie und sagte: »Robin, du weißt, dass du ins Badezimmer gegangen bist?«

»Ja, Mutter. Ich will mich nur sammeln. Ich komme in zehn Minuten.«

»Nein, jetzt, Robin!«

»Mutter, du kannst mir ...«

»*Nein, jetzt!*«

Die Tür glitt wieder auf und Robin kam heraus. Ihre Schritte ließen sich eigentlich nur als trotziges Stampfen beschreiben. »Rede nicht ständig mit mir, als wäre ich ein kleines Kind, Mutter!«, sagte sie steif.

»Sobald du aufhörst, dich wie ein kleines Kind zu benehmen.«

Robin stieß schnaufend den Atem aus, dann verließ sie mit stampfenden Schritten das Quartier. Morgan schüttelte nur den Kopf und widmete sich wieder ihrer Lektüre.

Als Robin durch den Korridor lief, spürte sie mit jedem Schritt, wie ihre Zuversicht wuchs. Schließlich hatte sie keinen Grund, an sich zu zweifeln. Sie hatte sich als kompetenter und zuverlässiger Offizier der *Excalibur* bewiesen. Sie hatte an erfolgreichen Außeneinsätzen teilgenommen. Sie

wusste, worauf es ankam. Eigentlich gab es keinen guten Grund, warum sie Cwan nicht auf dieser Mission begleiten sollte. Es gab nur einen schlechten Grund - weil Si Cwan sie alles andere als kalt ließ.

Als sie dem »inoffiziellen« Botschafter an Bord der *Excalibur* in der Funktion des Verbindungsoffiziers zugeteilt worden war, hatte sie ihn faszinierend gefunden, wie sie zugeben musste. Sie hatte auch allen Grund dazu gehabt. Schließlich war er ein Vertreter des Adels von Thallon. Er war ein Sprößling und wahrscheinlich der letzte Überlebende der königlichen Familie und versuchte mit Goodwill und beträchtlichem persönlichem Charisma die letzten Überreste der thallonianischen Einflusssphäre zusammenzuhalten. Das Thallonianische Sternenreich, dem er angehört hatte, war nicht mehr. Bereits nach einem funfminütigen Gespräch mit ihm wurde offensichtlich, dass er sich in dieser Hinsicht keinen Illusionen hingab. Was Si Cwan von den übrigen Mitgliedern der Aristokratie unterschied, war die Tatsache, dass ihm wirklich etwas an den Völkern lag, die unter dem Zusammenbruch des Imperiums gelitten hatten. Er war aufrichtig daran interessiert, etwas zu verbessern, für mehr Sicherheit zu sorgen. Er arbeitete daran, dass die zahlreichen Welten, die einst das Imperium gebildet hatten, nun, nachdem sie auf sich allein gestellt waren, nicht in Chaos und Anarchie versanken. Er wollte nicht herrschen, sondern helfen.

Ja, anfangs hatte er sie fasziniert. Dann war sie beeindruckt gewesen. Dann hatte sie ihn bewundert. Dann dachte sie immer häufiger an ihn. Und nun ...

»Was nun?«, fragte sie sich, als sie den Turbolift betrat und Deck 12 als Ziel angab, wo sich Si Cwans Quartier befand.

Si Cwan war kein Mann, der sich überschwänglich seinen Gefühlen hingab. Irgendwie wäre es seiner nicht würdig gewesen. Obwohl seine Titel im untergegangenen Imperium keine Bedeutung für seinen Status an Bord der *Excalibur* hatten, wahrte er dennoch eine gewisse Vornehmheit, der man einfach mit Respekt und Zurückhaltung begegnen musste. Infolgedessen war es Robin nicht gelungen, ihm irgendwelche Hinweise zu entlocken, welche Gefühle er für sie empfinden mochte. Das war recht frustrierend für sie, da Robin sich stets viel auf ihre Fähigkeit eingebildet hatte, andere Menschen intuitiv durchschauen zu können.

Bedauerlicherweise ließ ihr sechster Sinn sie im Stich, was Si Cwan betraf. Das bedeutete natürlich nicht zwangsläufig, dass ihm nichts an ihr lag, aber es war eben auch kein starkes Indiz, dass er etwas empfand.

Das Problem war, dass sie eigentlich immer selbstbewusster hätte werden müssen, je mehr sie mit Si Cwan zu tun hatte. Stattdessen wurde ihre Verwirrung immer größer, obwohl sie äußerlich stets die Fassung wahrte. Sie war sich einigermaßen sicher, dass ihre Verlegenheit und Unzufriedenheit keinen Einfluss auf ihren Umgang mit Cwan hatten.

Zumindest hatte sich noch niemand dahingehend geäußert. Dennoch blieb ein ärgerlicher, nagender Rest des Zweifels.

Als sie bei Si Cwan gewesen war, um über die bevorstehende diplomatische Mission zum Planeten Montos zu sprechen, hatten sie sich nüchtern und leidenschaftslos darüber unterhalten, welche Personen am besten geeignet waren, ihn zu begleiten. Sie hatte zum Ausdruck bringen wollen, dass sie als seine Assistentin die erste Wahl gewesen wäre. Doch sie hatte ihrem eigenen Urteil nicht vertraut. Sie wusste nicht, ob sie aus sachlichen Gründen davon überzeugt war, dass sie an der Mission teilnehmen sollte, oder ob einfach nur ihr Wunsch dahinter stand, über einen längeren Zeitraum mit ihm Zusammensein zu können. Um nicht zu einer falschen Einschätzung aufgrund unangemessener oder irrelevanter Bedenken zu gelangen, hatte sie bislang geschwiegen und war nicht bereit gewesen, ihre eigene Person ins Spiel zu bringen.

Das war ein idiotischer Irrtum gewesen, den sie nicht wiederholen wollte. Sie *sollte* ihn begleiten, verdammt! Ganz einfach!

Nein. So einfach war es nicht. Si Cwan hatte es verdient, die Gründe zu erfahren - alle Gründe -, warum sie ihn begleiten wollte. In ihrer Beziehung (wie auch immer sie geartet sein mochte) würde es niemals irgendeinen Fortschritt geben, wenn er nicht wusste, was los war. Auch wenn alles noch recht nebulös und im Fluss war, musste sie ihm sagen, was genau im Fluss war.

Sie ging mit neuem Mut zu seinem Quartier und betätigte den Türmelder. Von drinnen hörte sie eine Stimme, die »Herein!« rief, aber sie schenkte ihr keine größere Beachtung, da ihr ganz andere Sorgen durch den Kopf gingen. Sie war so angespannt, dass sie die Hände zu Fäusten geballt und die Augen fest geschlossen hatte - was sie häufig in Situationen tat, die sie emotional unter Stress setzten. »Hören Sie«, redete sie drauflos, »ich habe es bislang mit keinem Wort erwähnt, da ich selber nicht genau weiß, was ich eigentlich empfinde, aber ich muss einmal darüber sprechen, damit wir die Sache klarstellen können. Ich muss Ihnen sagen, dass ich Sie sehr attraktiv finde und Gefühle für Sie entwickelt habe, die weit über unser Dienstverhältnis hinausgehen.«

Sie öffnete die Augen.

Auf Si Cwans Couch hatte es sich Captain Mackenzie Calhoun bequem gemacht. Er hielt etwas in der Hand, bei dem es sich um einen der thallonianischen Texte Si Cwans zu handeln schien, und starrte Robin Lefler mit sorgsam beherrschtem Gesichtsausdruck aus.

Dann seufzte er schwer.

»Ja, ist schon gut«, sagte er. »So etwas höre ich ständig.«

Sämtliches Blut verschwand aus Robins Gesicht und sammelte sich in ihren Füßen. Sie war fest davon überzeugt, jeden Augenblick in Ohnmacht zu fallen, aber sie musste feststellen, dass sie einen absolut

sicheren Stand hatte. »Captain, ich ... ich ...«

Er hob eine Augenbraue und wartete interessiert ab, was sie sagen würde.

»Captain, ich ... hege überhaupt keine Gefühle für Sie.«

»Oh.« In seinen violetten Augen flackerte etwas auf, aber Robin konnte in diesem Moment nicht unterscheiden, ob er enttäuscht oder vielleicht amüsiert war. »Nun, auch das höre ich ständig.«

»Ich wollte damit sagen ... dass ich nicht ... ich meine ...« Sie räusperte sich, aber es nützte nicht viel, da ihre Stimme auch anschließend einen krächzenden Beiklang hatte. »Ist Si Cwan da?«

»Nein. Wie Sie vielleicht wissen, haben wir eine diplomatische Mission nach Montos in die Wege geleitet. Als Si Cwan alle Vorbereitungen abgeschlossen hatte, wollte er den Aufbruch nicht weiter hinauszögern. Also sind er und die Lieutenants Kebron und Soleta vor einer Stunde mit dem Runabout *Marquand II* losgeflogen. Zuvor hat er mir gestattet, verschiedene historische Texte zu lesen, die er in seinem Quartier aufbewahrt. Er fragte, ob es mir etwas ausmachen würde, sie hier zu lesen. Er wollte nicht, dass sie über das ganze Schiff verteilt werden, da sie sehr alt und heilig sind und ...« Er zuckte mit den Schultern. »Nun, ich schätze, jeder von uns pflegt seine kleinen Macken.«

Sie nickte und empfand immer noch so große Scham, dass sie Schwierigkeiten hatte, auch nur einen zusammenhängenden Gedanken zu fassen, geschweige denn einen vollständigen Satz zu formulieren.

Calhoun machte eine kurze Pause, dann sagte er - immer noch mit völlig unbewegter Miene: »Gehe ich recht in der Annahme, dass die Gefühle, die Sie zum Ausdruck gebracht haben, an seine Adresse gerichtet sind?«

»Captain, ich ...« Sie holte tief Luft. »Ich wäre Ihnen sehr verbunden, wenn Sie ... vielleicht ... nun ja, alles vergessen könnten, was ich gesagt habe. Am besten alles, was ich jemals gesagt habe oder noch sagen werde.«

»Das dürfte ein wenig übertrieben sein, Fähnrich. Aber ich habe Verständnis für Ihre Sorgen. Ich denke, Sie können ganz beruhigt sein.«

»Vielen Dank, Captain. Und ich ... ich wollte Sie keineswegs beleidigen, Captain. Ich möchte nicht, dass Sie glauben, Sie wären grundsätzlich unattraktiv. Ich bin mir sicher, dass andere Personen in diesem Punkt durchaus ...«

»Robin ...« Er hob eine Hand, als wollte er ihren Wortschwall abwehren. »Ich glaube, es wäre eine gute Idee, wenn Sie jetzt nichts mehr sagen würden.«

Sie nickte eifrig. »Ja, Captain. Vielen Dank, Captain.« Sie drehte sich um und verließ fluchtartig Si Cwans Quartier ... und ließ Calhoun allein, der den Kopf schüttelte und leise in sich hineinlachte.

Xyon hatte noch nie zuvor an einer Hinrichtung teilgenommen. Und er war nicht daran interessiert, ein solches Spektakel ausgerechnet jetzt zum ersten Mal zu erleben. Zumal es sich bei der fraglichen Hinrichtung um seine eigene handelte.

Trotz der vielen Raumfahrttechnik war Barspens eine verhältnismäßig barbarische Welt geblieben, was die Sitten und das Vergnügungsangebot betraf. Holovids, Fernsehen und selbst Druckerzeugnisse hatten sich hier nie als Unterhaltungsmedien durchsetzen können. Dagegen waren öffentliche Hinrichtungen ein äußerst beliebter Zeitvertreib. Xyon hätte sie jedoch lieber aus deutlich größerer Entfernung beobachtet. Und er hatte gewiss nicht auf die Hauptrolle in dieser Show spekuliert, als er den Auftrag annahm, der ihn auf diesen verfluchten Hinterwäldlerplaneten führte.

II.

Xyon ging schon seit geraumer Zeit in seiner Zelle auf und ab. Der junge Mann bewegte sich mit einer Ruhe und Kraft, die über seine gegenwärtigen Schwierigkeiten hinwegtäuschten. Er bewegte sich reibungslos wie Wind über Glas, und obwohl er sich Zeit ließ (warum hätte er sich auch beeilen sollen?), hätte jeder Beobachter auf den ersten Blick erkannt, dass sein gelenkiger Körper stark und schnell war. Seine Kleidung war dunkelrot und violett, das lange Haar hing ihm ins Gesicht. Normalerweise band er es zurück, doch im Augenblick war er nicht in der Stimmung, sich um solche Feinheiten zu kümmern. Im Gegensatz zu seinem hellen Haar waren die Augenbrauen ungewöhnlich dunkel, genauso wie seine Augen, in denen der Zorn eines aufgewühlten Ozeans zu branden schien. Seine dünnen Lippen waren nachdenklich geschürzt und sein etwas längliches Kinn gab ihm das Aussehen eines angreifenden Raubvogels. Er hatte keine Waffen, da man sie ihm allesamt abgenommen hatte. Doch er besaß eine unerschütterliche Entschlossenheit und die Zuversicht, dass er über seine Feinde und alle sonstigen Hindernisse triumphieren würde, die ihm zufällig in den Weg gerieten. Damit hatte er bislang alle brenzlichen Situationen gemeistert, in denen er sich jemals befunden hatte.

Diese Zuversicht war auch in seiner derzeitigen Zwangslage nicht erschüttert worden. Trotzdem wäre es seiner Stimmung zuträglich gewesen, wenn er bei der achtunddreißigsten Inspektion seiner Zelle irgendeine Fluchtmöglichkeit entdeckt hätte, die ihm während der ersten siebenunddreißig Male entgangen war. Bedauerlicherweise war dem jedoch nicht so.

Jemand klopfte energisch an die Tür. Er wusste aus Erfahrung, dass dieses Zeichen nicht nur dazu gedacht war, ihn zu informieren, dass jemand eingetroffen war, sondern es war auch eine Warnung, damit er zurücktrat und auf diese Weise unangenehmen oder schmerzhaften Begegnungen aus dem Weg ging. Seine Erfahrungen veranlassten ihn nun, bis zur gegenüberliegenden Wand der Zelle zurückzuweichen.

Die Tür schwang nach außen auf (die Scharniere waren draußen angebracht, damit er sie nicht erreichen konnte), und wie erwartet waren die Schockstäbe das Erste, was in die Zelle eindrang. Die Wachen im Korridor hatten die meterlangen Waffen fest im Griff und konnten ausgezeichnet damit umgehen. Xyon hörte eine dröhnende Stimme: »Es ist Zeit, Fremdling. Zeit für dein Urteil und die Hinrichtung.«

»Du begehst einen schweren Fehler, Foutz«, sagte Xyon warnend.

»Aber keinen so schweren Fehler wie du, als du hierher kamst. Jetzt darfst du selbst deine Schritte nach draußen lenken, sofern du nicht möchtest, dass wir dir Beine machen. Es liegt ganz bei dir.«

»Oh, tatsächlich? Hmm. Lass mich einen Moment darüber nachdenken. Unerträgliche Schmerzen, die mich daran hindern werden, aus eigener Kraft zu gehen, oder keine Schmerzen. Du stellst mich wirklich vor eine schwierige Entscheidung.«

Foutz war außerhalb der Tür im Korridor zu erkennen. Er war von durchschnittlicher Größe und gab das übliche patschende Geräusch von sich, das Barspenser erzeugten, wenn sie langsam auf der Stelle traten, wie es die Barspenser ständig taten. Das war nicht unbedingt überraschend, wenn man bedachte, dass sich dieses Volk mit Hilfe von Gliedmaßen fortbewegte, die sich am besten als Tentakel beschreiben ließen. Angesichts dieser Umstände wahrte Foutz eine erstaunliche Würde. Seine durchsichtigen Augenlider schlossen sich klickend, so dass er Xyon für keinen Moment aus dem Blick verlor. »Wenn dir etwas an einer großen Auswahl von Entscheidungsmöglichkeiten liegt«, sagte er, »hättest du niemals auf unsere Welt kommen sollen. Insbesondere hättest du nicht versuchen sollen, uns zu bestehlen. Bevor du das getan hast, stand dir ein Universum der unbegrenzten Möglichkeiten offen. Jetzt sind sie in der Tat drastisch reduziert. Sei dankbar für jede Möglichkeit, die dir noch geblieben ist.«

»Weise Worte, Foutz. Ich werde mich gerne an sie erinnern, wenn ich dir das Genick breche.«

Foutz lächelte nicht, was kein Wunder war, da sein Mund lediglich von einem Hautlappen gebildet wurde. Er gab den Wachen ein Zeichen, die zurücktraten, damit Xyon ungehindert aus der Zelle in den Korridor treten konnte. Xyon spannte sich an, als er sich automatisch umsah und nach einer Gelegenheit zu einem Ausbruch suchte. Doch bedauerlicherweise war keine zu entdecken. Die Wachen waren viel zu vorsichtig und erfahren - und wild entschlossen, das Volk von Barspens auf gar keinen Fall um den Höhepunkt dieses Feiertages zu bringen, indem sie dem Hauptdarsteller gestatteten, sich seiner Verantwortung zu entziehen. Also entspannte sich Xyon wieder und begnügte sich mit der Hoffnung, dass sich vielleicht später eine Gelegenheit bot.

Es war noch früher Morgen. *Warum muss so etwas immer so zeitig stattfinden?*, fragte er sich. Es war schon schlimm genug, wenn man hingerichtet werden sollte. Aber wenn man sein Leben verlieren sollte, während man sich noch den Schlaf aus den Augen rieb, war das einfach nur barbarisch.

Er trat nach draußen, blinzelte im Sonnenlicht und wäre vom plötzlich einsetzenden Lärm beinahe taub geworden. In der Helligkeit konnte er nur verschwommen erkennen, dass die schmale Straße von dicht gedrängten

Barspensern gesäumt wurde. Sie standen in Viererreihen, schwenkten Wimpel, riefen Beschimpfungen und amüsierten sich prächtig. Gnädigerweise wehte eine steife Brise von Norden heran, die Xyons Haar flattern ließ - auf einigermaßen heldenhafte Weise, wie er hoffte. Zumindest er wusste, dass er der Held dieses Stücks war. All die anderen Schwachköpfe waren dagegen der Auffassung, dass ihm die Schurkenrolle besser stand.

Er winkte den Leuten freundlich zu, als wäre ihm gar nicht bewusst, dass es sein Blut war, das sie johlend zu sehen verlangten. Seine Hände waren nicht gefesselt, was ein Zeichen für die Gewissheit der Barspenser war, dass er ihnen unter gar keinen Umständen entkommen konnte. Er wirkte ziemlich ruhig und gefasst. Man hätte meinen können, ihm würde ein vergnüglicher Ausflug an den Strand bevorstehen und nicht sein grausames Ende.

Ein Schockstab berührte ihn im Rücken. Die Schockwirkung war jedoch minimal, da der Stab auf schwächste Leistung eingestellt war. Es war eher ein leichtes Kitzeln, das seine Aufmerksamkeit wecken sollte. Man wollte, dass er losmarschierte. Xyon gehorchte und schlenderte die Straße entlang. Er verfiel in einen federnden Gang, als wären seine Knie aus Gummi, so dass seine Bewegungen wie die einer Marionette wirkten. Ungefähr im Rhythmus seiner hüpfenden Beine ließ er die Arme unbeschwert vor und zurück schwingen.

»Dieb! Mistkerl! Räuber! Schurke!« Diese und ähnliche Bezeichnungen wurden ihm zugerufen. Er wünschte sich, er könnte alle notieren und sie sich unter angenehmeren Umständen in aller Ruhe zu Gemüte führen. Es geschah nur selten, dass einer einzigen Person ein solches Ausmaß an Aufmerksamkeit zuteil wurde - auch wenn es sich vorwiegend um negative Äußerungen handelte. In gewisser Hinsicht war es eine durchaus beachtliche Leistung.

Der Weg war weit, doch Xyon hatte selbstredend keine Eile, ihn hinter sich zu bringen. Er ignorierte die wütend geschüttelten Fäuste und Schmähungen, die bereits an Hysterie grenzten. Doch er ignorierte nicht den Stein, der in seine Richtung geflogen kam. Er bemerkte ihn aus dem rechten Augenwinkel, begünstigt durch die Tatsache, dass ihm der Steinwerfer bereits in der Menge aufgefallen war, bevor er den Stein geworfen hatte. Die folgende Szene spielte sich so schnell ab, dass viele der Anwesenden sie gar nicht registrierten. Als der Stein nur noch wenige Zentimeter von seinem Kopf entfernt war, fing Xyon ihn auf und schleuderte ihn genau dorthin zurück, von wo er gekommen war. Der Stein traf den Steinwerfer mitten auf die Stirn. Er war gerade dabei, irgendeine Beleidigung zu schreien, die jedoch abrupt unterbrochen wurde, als er sein Wurfgeschoss postwendend zurückerhielt. Der Störenfried schwankte einen Moment lang auf der Stelle, dann verdrehte

er die Augen und kippte um.

Mehrere Zuschauer hoben mutig Steine auf und machten sich bereit, sie auf Xyon zu werfen. Dieser jedoch fuhr mit dem Kopf herum und blickte in ihre Richtung. Er starrte sie mit so furchteinflößenden Augen an, dass sie bald die Steine fallen ließen und sich auf verächtliche Beschimpfungen verlegten, die weniger schmerzhaft waren, falls sie erwidert werden sollten. Xyon würdigte sie von diesem Moment an keines zweiten Blickes.

Sie näherten sich der Stelle, an der Xyons Gerichtsverhandlung und anschließende Exekution stattfinden sollten. Er gab es nur ungern zu, aber er empfand es als durchaus erfrischend, eine Gesellschaft zu erleben, die sich so wenig Mühe gab, den Anschein eines fairen oder unparteiischen Gerichtsverfahrens zu erwecken. Er hatte gehört, dass die Cardassianer ein ähnliches Desinteresse an Gerechtigkeit hatten, aber er war in der Vergangenheit stets bemüht gewesen, ihnen aus dem Weg zu gehen. Er fragte sich betrübt, ob er auch in Zukunft die Gelegenheit haben würde, ihnen aus dem Weg zu gehen.

Man hatte eine große Plattform errichtet, die Foutz - der vorausgegangen war - soeben bestieg, um die verschiedenen Hinrichtungsinstrumente zu inspizieren, die dort auf ihn warteten. Selbst aus einiger Entfernung konnte Xyon eine beeindruckende Sammlung scharfer Gegenstände erkennen. Sie wiesen Flecken in verschiedenen Farbtönen auf, was darauf hindeutete, dass die Mitglieder der unterschiedlichsten Spezies ein ähnlich unangenehmes Ende auf dieser Welt erlitten hatten. Xyon war recht zuversichtlich, dass er ihrem Beispiel nicht folgen würde, aber auf welche Weise er diesem Schicksal entinnen wollte, war ihm noch nicht klar.

Nichtsdestotrotz wusste er, dass er an diesem Tag nicht sterben würde, ganz einfach, weil es so nicht geschehen sollte.

Eine kurze Rampe führte auf die Plattform. Der Lärm der Menge war ohrenbetäubend und somit recht schmerzhaft für Xyons empfindliches Gehör. Er blickte finster auf die johlenden Barspenser und amüsierte sich dann mit der Vorstellung, wie es wohl wäre, mit einem einzigen leistungsstarken Impulsgewehr das Feuer auf sie zu eröffnen. Da ihm bedauerlicherweise keine solche Waffe zur Verfügung stand, trottete er die Rampe hinauf, nachdem die Wachen ihn erneut mit den Schockstäben motiviert hatten. Als er auf die Plattform trat, erhob sich ein Jubelschrei, da die Folterung und Tötung des Opfers nun nicht mehr lange auf sich warten ließ.

Auch jetzt zeigte Foutz nicht die Spur eines Lächelns, da er zu solchen Nettigkeiten einfach nicht imstande war. Stattdessen hob er eine Hand und die Geste genügte, um die Menge zum Schweigen zu bringen. Er wartete ab, bis Totenstille herrschte, dann bellte er: »Fremdling! Du bist

angeklagt, das Volk von Barspens bestohlen zu haben! Dein Vergehen ist der Raub unserer heiligsten Schätze! Die Schändung unseres Glaubens! Ein Mitglied unseres Volkes würde dafür mit Verbannung bestraft werden! Für einen Fremdling wäre die Verbannung lediglich die Rückkehr zum Planeten, von dem er gekommen ist. Also kann deine Strafe nur der Tod sein! Bekennt du dich schuldig?»

Xyon antwortete nicht sofort. Er stand aufrecht und stolz da und blickte verächtlich auf die Menge herab, als würde er ihr Leben in der Hand halten und nicht umgekehrt.

»Nun?«, drängte Foutz.

»Warum sollte ich etwas dazu sagen?«, fragte er. »Das alles ist lächerlich, Foutz. Du und all deine kleinen Freunde, ihr habt euch hier versammelt, weil ihr sehen wollt, wie ich schreie und um Gnade winsele, damit ihr euch auf primitivste Weise vergnügen könnt. Eure heiligsten Objekte?« Er hob die Stimme, damit jeder ihn hören konnte. »Eure heiligen Objekte wurden von eurer eigenen Regierung geklaut!«

»Blasphemie!«, entgegnete Foutz sofort.

»Wenn die Wahrheit Blasphemie ist, ja, dann ist es Blasphemie«, gab Xyon zurück. Die Wachen mit den Stäben umringten ihn, so dass er sich keine Hoffnungen machen konnte, schnell genug etwas zu unternehmen, bevor sie ihn besinnungslos geschlagen hatten. Aber wenn er einfach nur dastand, die Arme gelassen über der Brust verschränkt, hatten sie keinen Anlass, irgendetwas zu tun. Also verharnte er genauso. »Die Wahrheit ist nämlich, Volk von Barspens, dass eure Anführer gerne ihre kleinen Kreuzzüge unternehmen. Sie brechen zu anderen Welten auf und holen von dort die sogenannten Artefakte, die sie dann zu heiligen Objekten von Barspens erklären.« Es gab wütenden Protest und Buhrufe, aber Xyon übertönte sie alle, indem er seine Lungen füllte und sich lautstark verständlich machte. »Wenn es euch wirklich interessiert, warum ich hier bin, dann fragt das Volk von Ysonte. Ja, Ysonte, eine kleine Welt, von der die meisten von euch vermutlich nie zuvor gehört haben. Sie besitzen nicht viel. Sie sind nicht sehr hoch entwickelt, was die Waffentechnik betrifft. Aber sie besitzen kunstvoll geschliffene Edelsteine und Statuen, die im Laufe vieler Jahrhunderte von ysontianischen Künstlern geschaffen wurden. Edelsteine und Statuen, die sich eure Anführer angeeignet haben, als sie Ysonte überfielen und alles mitnahmen, was ihnen ins Auge stach.«

»Lügner! Betrüger! Agent des Bösen!« Sämtliche zu erwartenden Beschimpfungen wurden ihm entgegengeschleudert, aber er sah auch einige Gesichter, in denen leichte Unsicherheit stand. Nicht viele, aber immerhin ein paar. Sie genügten ihm, wieder ein klein wenig Hoffnung zu schöpfen, dass er noch nicht ganz verloren war.

»Die Ysontianer haben euch nichts getan!«, fuhr Xyon fort. Er trat einen

Schritt vor, aber so, dass es nicht wie ein Angriff, sondern ein Versuch der flehenden Beschwörung wirkte. Foutz, der wenige Meter entfernt auf der Plattform stand, blickte mit zunehmender Besorgnis von Xyon auf die Menge und wieder zurück. »Sie haben nichts getan, außer die schreckliche Sünde zu begehen, in Frieden leben zu wollen. Doch eure Anführer haben es ihnen nicht gegönnt. Sie raubten die wertvollsten Artefakte von Ysonte. Und die Ysontianer haben sie keineswegs dazu benutzt, auf irgendeine Weise Profit daraus zu schlagen. Nein, gutes Volk von Barspens, hier geht es einfach nur um Kunstwerke, bei deren Anblick alle Ysontianer Freude und Stolz empfinden sollten.«

»All das sind unbewiesene Behauptungen, die ohnehin irrelevant sind«, warf Foutz ein.

Aber Xyon wollte sich so etwas nicht bieten lassen. Er wirbelte zu Foutz herum und offenbar wirkte sein Verhalten etwas zu aggressiv auf die Wachen. Denn im selben Moment traf ein Schockstab seine Kniekehle und Xyons linkes Bein wurde taub. Sein Knie schlug mit solcher Wucht auf die Plattform, dass es vermutlich höllisch geschmerzt hätte, wenn sein Bein nicht völlig gefühllos geworden wäre. Dennoch stieß er nicht den leisesten Schmerzensschrei aus. Eine solche Genugtuung wollte er diesen Widerlingen nicht gönnen. Stattdessen schluckte er und sprach weiter, als wäre er aus eigenem Entschluss in die Knie gegangen. »Eure Führer haben die Artefakte hierher gebracht und behauptet, es wären verlorene und wiederbeschaffte Schätze. Damit haben sie sich in euren Augen zu Helden gemacht. Es war ihnen völlig gleichgültig, wie viel Unglück und Zorn sie damit säten. Doch sie wussten nicht, dass die Ysontianer mich anheuern würden.«

»Dich anheuern!«, rief Foutz triumphierend, als hätte er soeben ein großes Geheimnis aufgedeckt. »Seht ihr, meine Freunde! Er wurde von einem Alien-Volk angeheuert, um uns etwas zu rauben, das rechtmäßig uns gehört! Er würde alles behaupten ...«

»Ich verkaufe meine Dienste, aber nicht meine Ehrlichkeit!«, gab Xyon zurück. Obwohl er keine Gewalt über sein linkes Bein hatte, richtete er sich wieder auf. Er sah aus dem Augenwinkel, wie die Wachen ihn beobachteten und auf das leiseste Anzeichen einer bedrohlichen Bewegung warteten. Er gab darauf Acht, sich keinen Zentimeter von der Stelle zu rühren. »Niemand kann meine Seele kaufen. Ich sage nichts als die Wahrheit. Das ist eine ärgerliche Angewohnheit von mir, genauso ärgerlich wie die Angewohnheit aufgeblasener Maulhelden wie dir, Foutz, die Wahrheit nach ihrem Belieben zu verdrehen.«

»Du hast unsere kostbaren Artefakte aus unseren Kirchen gestohlen!«

»Ich habe mir an den Orten, wo ihr sie ausgestellt habt, nur das genommen, was *ihr* gestohlen habt...«

»Das Niemals Blinzeln Auge von Mynos, das Juwelenzepter von

Tybirus, diese und viele weitere Stücke hast du rücksichtslos ...«

»Ach, hör doch auf!«, sagte Xyon voller Verachtung und Ungeduld. »Ihr habt diese Gegenstände gestohlen, weil sie eine vage Ähnlichkeit mit Dingen hatten, die ihr in euren Texten beschrieben habt, und dann habt ihr ihnen Namen gegeben, die überhaupt keine Bedeutung besitzen. Ihr habt Diebe und Schurken zu Helden gemacht und euch in eurer eigenen Frömmerei und Selbstgerechtigkeit verstrickt. Ihr ...«

»Genug!« Foutz breitete die Arme aus und rief: »Ihr habt gehört, wie er sein Verbrechen gestanden hat! Was sagt ihr dazu, meine Freunde?«

»*Tod!*«, antwortete ihm die Menge und wiederholte: »*Tod! Tod!*«

»Na, so eine Überraschung«, murmelte Xyon.

Hände packten ihn und zerrten ihn weiter. Im Zentrum der Plattform befanden sich zwei große dicke Säulen mit Lederriemen, an die er nun gefesselt wurde. Die Wachen sorgten dafür, dass Xyon nicht mehr entkommen konnte. Xyon hingegen wirkte gar nicht besonders beunruhigt. Er sagte leise: »Damit hast du dein eigenes Schicksal besiegelt, Foutz.«

Foutz hatte ihn zuerst nicht verstanden und beugte sich näher heran.

»Was?«

»Ich sagte, du hast dein eigenes Schicksal besiegelt.«

»Tatsächlich?« Wenn Foutz zu einem Lächeln fähig gewesen wäre, hätte er ohne Zweifel in diesem Moment gelächelt. »Und wie kommst du auf diese merkwürdige Idee?«

»Weil ich nicht auf diese Weise sterben werde. Nicht durch deine Hände. Ich habe eine Bestimmung und jeder, der sich meinem Schicksal in den Weg stellt, muss sich auf ein schreckliches Ende gefasst machen.«

»Ist das wahr?«, fragte Foutz in spöttischem Tonfall.

»Ja, das ist es. Und es ist ausgesprochen fair von mir, dass ich dich darüber informiere. Schließlich könnte ich einfach den Mund halten und abwarten, bis du in dein Verderben rennst. Aber nein, ich erweise dir die großzügige Gnade, dich auf die Dummheit deines Vorhabens hinzuweisen.«

Die Lederriemen schnitten in seine Arme. Seine Schultern schmerzten und die Sonne war erstaunlich heiß, wenn man bedachte, dass es eigentlich noch früher Morgen war. Angesichts der Umstände, in denen er sich gegenwärtig befand, musste Xyon sich alle Mühe geben, seine übliche selbstbewusste Haltung zu wahren. Dennoch verlor er nicht eine Sekunde lang die Zuversicht, auch wenn es ihm keineswegs leicht fiel.

Foutz beugte sich wieder zu ihm herab. Der Atem des Barspensers roch nicht gerade angenehm. »Du«, sagte er, »wirst auf äußerst schmerzhaft Weise sterben.«

»Schon möglich. Aber nicht heute.«

»Doch, heute. Und soll ich dir noch etwas verraten?«

»Ich wette, dass du es ohnehin tun wirst.«

»Es gab schon viele andere, die sich in genau derselben Lage wie du befinden haben.«

»Ja, zu dieser Schlussfolgerung bin ich bereits von allein gelangt«, sagte Xyon und blickte auf die verschiedenfarbigen Blutflecken, die die Sammlung der Schneidwerkzeuge zierten.

»Diesen anderen habe ich großzügig einen gnädigen Tod gewährt. Weil ich mich von den reumütigen Geständnissen ihrer Schandtaten beeindrucken ließ. Ich hatte eben schon immer einen Hang zur Barmherzigkeit.«

»Ich werde dich zu meinem neuen Vorbild der sozialen Anteilnahme machen.«

Foutz sprach weiter, als hätte er Xyon gar nicht gehört. »Du dagegen zeigst keine Spur von Reue. Du hast weder ein Unrechtsbewusstsein noch Respekt vor den noblen Personen, deren Ehre du beschmutzt hast. Aus diesem Grund werde ich nichts tun, um dir den Tod leichter zu machen, ganz gleich, wie sehr du bettelst oder flehst.«

»Welch ein erstaunlicher Zufall! Ich wollte gerade genau dasselbe zu dir sagen.«

»Die einzige Hoffnung, die dir noch bleibt...«

»Ich habe noch eine Hoffnung?« Xyon hob skeptisch eine Augenbraue. »Du solltest dich allmählich entscheiden.«

»Deine einzige Hoffnung besteht darin, uns zu sagen, wo die Artefakte jetzt sind. Vielleicht erlebst du noch einen weiteren Sonnenaufgang, wenn du kooperierst.«

Frühere Befragungen zu diesem Punkt hatten sich als fruchtlos erwiesen, doch nun sagte Xyon: »Um ehrlich zu sein: Es würde mich glücklich machen, es dir zu sagen.«

Foutz gab sich keine Mühe, seine Überraschung zu verbergen. Er wandte sich an die Menge, die immer noch rachsüchtig und blutdurstig tobte, und rief: »Der Verurteilte möchte Wiedergutmachung leisten und uns sagen, wo sich unsere heiligen Artefakte befinden!« Diese Ankündigung zog einen eher lauen Jubel nach sich. Die Menge hatte sich so sehr in Stimmung gebracht, dass sie ganz und gar nicht von der Möglichkeit einer Begnadigung angetan war. Sie wollte keine Reue, sondern Blut.

Foutz wandte sich wieder Xyon zu und fragte: »Wo sind sie?«

»Nicht mehr auf diesem Planeten«, teilte Xyon ihm fröhlich mit. Seine Nase juckte und er hätte sonst was gegeben, wenn er sich hätte kratzen können. »Inzwischen wurden sie von ysontianischen Agenten aus dem Versteck geborgen, in dem ich sie untergebracht hatte, bevor ich so dumm war, euch in die Hände zu fallen. Ich habe eure Fähigkeiten erheblich unterschätzt, wie ich freimütig zugeben muss. Ich schätze, ich bin nachlässig geworden, weil ich davon ausging, dass solche

Schwachköpfe wie ihr es niemals mit mir aufnehmen können. Mein Fehler. Wird nicht wieder vorkommen.«

»Nein«, bestätigte Foutz trocken. »Ich möchte wetten, dass das nicht wieder vorkommt.« Dann wandte er sich erneut an die Menge und rief: »Er zeigt keine Reue, meine Freunde! Jetzt erwarten ihn nur noch Tod und Verstümmelung!«

Im tosenden Jubel, den diese Ankündigung hervorrief, erkundigte sich Xyon leise: »In dieser Reihenfolge? Ich sage das nur, weil mich Letzteres dann nicht mehr sonderlich tangieren dürfte.«

Foutz hob eins der scharfen Instrumente, eine kleine gekrümmte Klinge. »Ich kann mich nicht entscheiden, ob ich dir als Erstes die Zunge herausschneiden soll. Die Versuchung ist groß, weil ich dir dann nicht mehr zuhören müsste. Andererseits könnte dadurch deine Fähigkeit beeinträchtigt werden, während der Exekution um Gnade zu winseln. Was meinst du?«

»Ich glaube nicht, dass es dich wirklich interessiert, was ich meine.«

»Aber natürlich! Es interessiert mich sehr.«

»Na gut. Ich meine, dass du mich jetzt freilassen solltest, weil es möglicherweise deine allerletzte Chance ist.«

»Das wird auf keinen Fall geschehen«, erwiderte Foutz kühl.

»Ich hab doch gesagt, dass es dich nicht interessiert.«

Damit schien sich Foutz zu einer Entscheidung durchgerungen zu haben. Er winkte den Wachen, die ihm halfen, Xyons Mund zu öffnen. Noch lauterer Jubel als zuvor brandete durch die Menge, da nun endlich die Folter begann, die von allen so sehnsüchtig erwartet wurde.

Xyon wehrte sich nicht, weil er ihnen diesen Triumph nicht gönnen wollte. In der Nähe stand ein kleines Kohlenbecken, dessen Hitzestrahlung deutlich zu spüren war. Foutz steckte die Klinge in die Glut und wartete geduldig, bis sie eine ausreichende Temperatur angenommen hatte. Die Menge skandierte Foutz' Namen. Offenbar war er in dieser Gegend recht populär. Schließlich zog er die rot glühende Klinge aus dem Kohlenbecken. Langsam kam er damit auf Xyon zu; er schien jeden dramatischen Moment auskosten zu wollen. In diesem Augenblick gelangte Xyon zu einer wenig erbaulichen Erkenntnis - die Umstände seines künftigen Dahinscheidens waren ihm zwar bekannt, aber darin gab es keinen Hinweis, ob er vielleicht schon vorher seine Zunge verlieren würde. Es war durchaus möglich, dass er bereits zu diesem Zeitpunkt in eine gefährliche Situation geriet. Es fiel ihm immer schwerer, angesichts der heißen Klinge, die seinem aufgesperrten Mund immer näher kam, seine beeindruckende Gelassenheit zu wahren.

Foutz bemerkte das Flackern der Unsicherheit in Xyons Augen, was ihm beträchtliche Freude zu bereiten schien. Er hielt ihm das glühende Messer genau vors Gesicht und starrte Xyon über die Klinge hinweg an.

»Möchtest du jetzt vielleicht deine letzten Worte sprechen?«

»Ja, aber ich bezweifle, dass du sie verstehen würdest.«

Foutz hob das Messer und Xyon machte sich auf die furchtbaren Schmerzen gefasst, die ihm bevorstanden.

III.

In diesem Moment setzten die Explosionen ein. Das Tosen der Menge war so laut, dass anfangs niemand den Waffenlärm hörte. Doch die zweite Welle der Explosionen weckte unzweifelhaft die Aufmerksamkeit aller Anwesenden, zumal einige Gebäude in der Nähe zusammenstürzten.

Foutz' Kopf fuhr herum und in seiner Verwirrung stammelte er etwas Unverständliches. Die Leute schrien und flüchteten und Xyon spürte, wie der Druck auf seine Kiefer nachließ, als die Wachen zurückwichen und nach oben blickten.

Eine Angriffsstaffel aus kleinen Fluggefährten näherte sich aus großer Höhe. Xyon hatte etwas Ähnliches noch nie zuvor gesehen. Sie waren mit den Darstellungen wilder, geifernder Bestien verziert. Als die Schiffe auf die hilflosen Barspenser herabstießen, wirkten sie in der Tat wie ein Rudel Raubtiere, das sich auf ihre Opfer stürzte.

Die kleinen Schiffe griffen mit beinahe wahnsinniger Verbissenheit an; sie flogen im Zickzack und schossen eine Feuersalve nach der anderen ab. Xyon erkannte schnell, dass sie nicht direkt in die Menge schossen. Sie schienen es vielmehr darauf anzulegen, so viel Sachschaden wie möglich anzurichten, ohne jemanden zu töten. Doch Xyon ahnte instinktiv, dass die Angreifer nicht unbedingt großen Wert darauf legten, Leben zu schützen. Das bedeutete notwendigerweise, dass sie ein ganz anderes Ziel verfolgten, aber Xyon hatte nicht die leiseste Ahnung, worum es sich handeln könnte. Im Grunde interessierte es ihn gar nicht sehr, da auch er in diesem Moment seine eigenen Interessen verfolgte.

»Vorsicht! Nicht die Ruhe verlieren!«, rief Foutz, aber niemand wollte auf ihn hören - einschließlich der Wachen. Obwohl die Plattform noch nicht getroffen worden war, stellte sie eine hervorragende Zielscheibe dar, was die Wachen sehr schnell erkannt hatten. Sie zögerten nur kurz, dann warfen sie sich bedeutungsvolle Blicke zu und sprangen plötzlich los. Ihre Tentakel entwickelten ein bemerkenswertes Tempo. »Kommt sofort zurück, ihr Feiglinge!«, schrie Foutz.

Dann wurde die Umgebung von weiteren Explosionen erschüttert und Foutz gelangte offenbar zur Erkenntnis, dass es keine gute Idee war, länger an dieser Stelle zu verweilen. Doch am Boden sah es auch nicht wesentlich besser aus, da die Menge in kopfloser Panik durcheinander lief. Die Leute trampelten sich gegenseitig nieder, während sie verzweifelt versuchten, irgendwohin zu gelangen, wo sie vor dem Angriff sicher waren. Foutz begann mit dem taktischen Rückzug ...

... bis ihm unvermittelt klar wurde, dass es klüger gewesen wäre, nicht

nur Xyons Hände, sondern auch seine Füße zu fesseln. Denn Xyon besaß durchaus noch einigen Bewegungsspielraum, vor allem nachdem er nicht mehr durch die Wachen eingeschränkt wurde. Als Foutz sich an ihm vorbeischieben wollte, packte Xyon die Lederriemen und riss die Beine hoch. Sie klammerten sich um Foutz' Hals und Schultern, so dass der Barspenser das Gleichgewicht verlor.

Foutz wollte etwas sagen, doch Xyons Beine hielten seine Kehle viel zu fest umklammert. Aber er konnte immer noch gut hören, als Xyon Foutz' Kopf näher heranzog und ihm ins Ohr flüsterte: »Ein Universum der unbegrenzten Möglichkeiten. Weißt du noch? Das hast du zu mir gesagt. Und weißt du auch noch, wie ich gesagt habe, dass ich mich gerne an deine Worte erinnern werde, wenn ich dir das Genick breche?«

»J-ja«, stieß Foutz keuchend hervor.

»Nun, ich muss gestehen, dass ich gelogen habe. Nicht, was das Genickbrechen betrifft. Sondern das gerne Erinnern.«

Foutz riss die Augen weit auf, doch bevor er etwas sagen oder tun konnte, drehte Xyon ruckartig die Hüfte herum. Das resultierende Knacken verschaffte ihm eine unglaubliche Genugtuung. Obendrein war der Ruck so heftig, dass Foutz das Messer aus der Hand geschleudert wurde. Es gelang Xyon, die Waffe mit der rechten Hand aufzufangen. Er lockerte den Griff um Foutz' Hals und die Leiche seines Peinigers glitt zu Boden. Mit einer geschickten Drehung des Handgelenks konnte er den Lederriemen zerschneiden, an den seine rechte Hand gefesselt war. Die immer noch heiße Klinge zerteilte das Leder ohne Schwierigkeiten. Im nächsten Moment hatte er sich ganz befreit.

Es geschah keinen Moment zu früh, denn nun steuerte eins der Schiffe genau auf ihn zu und eröffnete das Feuer. Xyon sprang von der Plattform, als diese in einer Wolke aus Holzsplintern explodierte. Er rollte sich auf dem Boden ab und kam sofort wieder auf die Beine. Er gönnte sich nur einen kurzen Augenblick, um sich die Handgelenke zu reiben und noch einmal zu Foutz' Leiche umzublicken. Seinem toten Feind widmete er keinen Gedanken der Trauer oder des Bedauerns, da sein Hauptinteresse nun darin bestand, dafür zu sorgen, dass sein eigener Kopf auf seinen Schultern blieb.

Sein Blick fiel auf einen beträchtlichen Trümmerhaufen, der einmal ein Gebäude gewesen war und jetzt mit hoher Wahrscheinlichkeit ein gutes Versteck für ihn abgeben würde. Durch Explosionen, Flammen und Rauch rannte Xyon über die offene Fläche und sprang in die Deckung der Trümmer. Dort kletterte er ein Stück nach oben, um die Aktionen der Angreifer im Auge behalten zu können.

In diesem Moment erspähte er ein Fluggefährt, bei dem es sich nur um das Flaggschiff handeln konnte.

Es war größer als die anderen und noch wilder bemalt, obwohl eine

Steigerung kaum möglich schien. Die kleineren Schiffe machten ihm Platz, als es in einem Bereich zur Landung ansetzte, wo sich zuvor Zuschauer und Häuser gedrängt hatten. Nachdem die Leute geflüchtet waren, breitete sich dort nur noch eine Trümmerfläche aus.

Als er beobachtete, mit welcher Ehrfurcht die übrigen Schiffe dieses Gefährts behandelten, in dem sich offenbar der Anführer aufhielt, gelangte Xyon zur Schlussfolgerung, dass er es hier mit Idioten zu tun hatte. Es waren zweifellos gut bewaffnete Idioten, aber nichtsdestotrotz Idioten. Anders ließ sich ein so dummes Verhalten nicht erklären. Jedem Beobachter deutlich zu zeigen, wo sich der Anführer befand, war wirklich das Dümme, was eine angreifende Armee tun konnte. Damit wurde er zur hervorragenden Zielscheibe. Wenn Xyon über irgendeine halbwegs durchschlagkräftige Waffe verfügt hätte, wüsste er jetzt genau, welches Schiff er ins Visier nehmen musste, um den Angriff dieser unbekannten Macht ins Stocken zu bringen.

Andererseits bestand für Xyon kein Anlass, diesen Leuten, wer immer sie waren, mit Groll zu begegnen. Der hinterhältige und überraschende Angriff war schließlich genau zum richtigen Zeitpunkt erfolgt, was ihn betraf. Wenn sie nicht gekommen wären, würde Xyons Zunge jetzt zuckend auf der Plattform liegen, und wer wusste, welche anderen Körperteile sich inzwischen dazugesellt hätten.

Das Flaggschiff hatte mit sorgsam abgestimmtem Gegenschub eine saubere Landung hingelegt. Von seinem Beobachtungspunkt konnte Xyon Maschinengeräusche hören, dann sah er, wie sich ein Schott öffnete. Eine Nebelwolke quoll heraus, was darauf hindeutete, dass sich die Atmosphäre oder zumindest die Temperatur innerhalb des Schiffes von den Verhältnissen auf Barspens unterschied. Vermutlich war es im Schiff kühler. Die anderen Schiffe landeten nun ebenfalls und auch sie öffneten die Schotten.

Als der erste Vertreter der angreifenden Flotte aus dem Flaggschiff watschelte, musste Xyon mehrere Male blinzeln, bis er überzeugt war, dass er nicht unter Halluzinationen litt. Zuerst vermutete er, irgendein Haustier hätte das Schiff verlassen, dem bald der wahre Anführer folgen würde. Dann hob das Wesen die Schnauze, sog prüfend die Luft ein und bleckte verächtlich die Zähne. »Alles klar«, rief es mit rauer Stimme, die klang, als würden zwei schwere Ketten aneinander reiben. »Kommt raus, ihr Söhne gemeiner *Tharns*.«

Zuerst glaubte Xyon, das Wesen hätte zu den überlebenden Opfern der ersten Angriffswelle gesprochen. Doch dann kamen weitere Vertreter seiner Art aus dem Schiff - und aus den anderen Schiffen - und Xyon erkannte, dass das Wesen zu seinen Truppen gesprochen hatte.

Der Anführer war eindeutig der Größte von allen. Er trug eine leichte graue Rüstung, die nur die Arme und Beine freiließ - vermutlich, damit er

sich besser bewegen konnte. Diese Arme und Beine waren muskulös und mit rauem braunem Fell überzogen. Die Hände und Füße waren platt und breit und mit dicken ledrigen Handflächen und Fußsohlen (wie Xyon vermutete) versehen. Die Zehen und Finger endeten in eindrucksvollen Krallen, und als der Anführer schnuppernd ein paar Schritte ging, kratzten seine Zehennägel hörbar über die Steine. Der Kopf saß tief auf den breiten Schultern, die beweglichen Ohren waren gespitzt und die lange und gefährlich wirkende Schnauze mit den schwarzen Lippen wurde von langen Eckzähnen geziert.

Doch am schlimmsten waren die Augen. Sie waren pechschwarz und erbarmungslos, wie es schien. Auf Xyon wirkten sie wie tot. Und er hatte das Gefühl, auf der Stelle tot umfallen zu müssen, wenn diese Augen ihn fixieren sollten.

Dann drängte sich ihm eine äußerst unangenehme Erkenntnis auf. Die schnuppernde Nase dieses Geschöpfes zeigte genau in seine Richtung! Also war es durchaus möglich, dass es Xyons Witterung aufgenommen hatte. Xyon rührte sich nicht und wagte kaum zu atmen. Obwohl er bestimmt leicht zu erkennen war, wenn jemand genau in seine Richtung schaute, wollte er nicht das Risiko eingehen, sich zu bewegen, weil er damit erst recht auf sich aufmerksam machen würde.

Er sah, wie die Ohren des Wesens zuckten. Es schnupperte nicht nur, sondern lauschte obendrein. Xyons Herz klopfte so laut, dass er überzeugt war, seine Anwesenheit allein durch die ärgerlichen Geräusche dieses Organs zu verraten. Selbst sein Lidschlag schien ein enormes Getöse zu verursachen. Das Einzige, was ihm zu diesem Zeitpunkt Hoffnung machte, war die Tatsache, dass immer noch so viel Trümmer und Staub durch die Luft segelten und es so intensiv nach Brand roch; dadurch war es diesen Wesen einfach nicht möglich, Xyons Witterung aufzunehmen.

Er wartete. Und wartete. Das Wesen rührte sich nicht.

Dann wandte es zu Xyons Überraschung unvermittelt den Blick in eine andere Richtung. »Hier entlang«, sagte es und der Trupp setzte sich in Bewegung. Trotzdem stieß Xyon erst dann einen Seufzer aus, als sie sich ein gutes Stück von ihm entfernt hatten.

Nicht alle Wesen sahen genauso wie ihr mutmaßlicher Anführer aus. Sie hatten allesamt eine ähnliche Statur, unterschieden sich aber hinsichtlich der Größe, Felfärbung und anderer Einzelheiten. Xyon verdankte ihnen zwar die Rettung aus seiner misslichen Lage, aber er empfand keinerlei Bedürfnis, sich dafür in irgendeiner Form erkenntlich zu zeigen. Er hatte kein gutes Gefühl. Wenn er aus seinem Versteck kommen sollte, um ihnen zu danken, würden sie ihn zweifellos ohne Federlesens in Stücke reißen. Außerdem schienen sie einen eindeutigen Plan zu verfolgen und er wollte ihnen dabei auf keinen Fall in die Quere

kommen.

Andererseits ...

Auch die Vorstellung, sich zurückzuhalten, behagte ihm nicht. Wer wusste, was sie im Schilde führten? Wem sie wehtun wollten?

Sie dagegen wussten offenbar genau, was sie taten. Was bedeutete, dass auch Xyon es in Erfahrung bringen musste.

Trotz allem erteilte sich der junge Mann einen strengen Tadel. Wann würde er endlich lernen, sich um seine eigenen Angelegenheiten zu kümmern? Warum ließ er sich immer wieder in die Probleme anderer Leute hineinziehen? Dahinter musste mehr stehen als seine übermäßig ausgeprägte Selbstsicherheit, die auf seine feste Überzeugung zurückzuführen war, dass sein Tod noch einige Zeit auf sich warten lassen würde. Er fragte sich allmählich, ob sein beachtliches Ego oder vielleicht nur seine Dummheit dafür verantwortlich waren. Die Wesen bewegten sich nach Norden. Xyons Schiff lag in südlicher Richtung. Also gab es sogar einen wirklich guten Grund, sich möglichst weit von diesen Wesen zu entfernen, und nicht einen einzigen, ihnen zu folgen.

Xyon wandte sich nach Süden, ging drei Schritte und blieb stehen. Mit einem verärgerten Seufzer drehte er sich um und ging nach Norden.

Krul beobachtete Rier gerne bei der Arbeit.

Rier war nicht nur der Anführer und beste Kämpfer der Hunde des Krieges, sondern obendrein der beste Fährtenleser. In kürzester Zeit hatte er mittels eigener Fähigkeiten und Informationen, die er den eingeschüchterten Bewohnern dieses Planeten entlockt hatte, alles in Erfahrung gebracht, was er wissen wollte.

Es hatte tatsächlich einigen Widerstand gegeben - zumindest das musste man den Barspensern lassen. Nachdem die Hunde des Krieges gelandet waren, war es einzelnen Personen gelungen, eine Bürgerwehr zu organisieren und einen niederträchtigen Gegenangriff zu starten. Natürlich hatten sie damit nicht den geringsten Erfolg gehabt. Die Hunde waren viel zu gut vorbereitet, viel zu bösartig und viel zu gründlich, wenn sie sich mit brutaler Effizienz auf einen Gegner stürzten. Bei der Jagd auf Sumavar hatten sie eine Spur aus blutigen und zerfetzten Leichen hinterlassen und die gleiche Gnadenlosigkeit und Gründlichkeit an den Tag gelegt, die all ihre Aktionen auszeichnete. Sie hatten ungefähr gewusst, wo sich Sumavar versteckt hatte; danach hatten sie nicht allzu viel Zeit benötigt, um seinen exakten Aufenthaltsort ausfindig zu machen.

Krul hatte viel über Sumavar gehört, bevor sie gelandet waren. Vor einiger Zeit war er einer der hervorragendsten Krieger des Thallonianischen Imperiums gewesen. Seitdem war er älter geworden - aber nicht weiser. Er hatte seine besten Jahre hinter sich. Dennoch hatte man ihm eine Verantwortung übertragen, die er sehr ernst genommen

hatte. Aber die Hunde des Krieges nahmen ihre Verantwortung ebenfalls sehr ernst. Zu diesem Zeitpunkt hatten sie es als ihre Pflicht empfunden, Sumavar aufzuspüren und ihm die Informationen zu entlocken, die sie benötigten.

Ihn zu finden, war nicht schwierig gewesen. Nicht alle befragten Barspenser wussten, wer Sumavar war oder wo er sich aufhielt, aber einige konnten ihnen weiterhelfen. Schließlich kam er von einer Fremdwelt und die Barspenser wussten genau, was sie von solchen Leuten halten sollten. Die Tatsache, dass die Barspenser geradezu berüchtigt dafür waren, dass ihnen jeder missfiel, der nicht so war wie sie, hatte letztlich sogar dazu geführt, dass Sumavar sich über einen so langen Zeitraum hatte verstecken können. Wer würde auf die Idee kommen, ausgerechnet auf einer Welt nach ihm zu suchen, deren Bewohner sich durch notorische Xenophobie auszeichneten? Offenbar war es Sumavar gelungen, die richtigen Leute zu schmieren oder ihnen einen Gefallen zu erweisen, um geduldet zu werden. Sie hatten ihn und er sie in Ruhe gelassen und alle Beteiligten waren mit dieser Regelung zufrieden.

Doch diese Regelung war nun hinfällig geworden, da die Hunde des Krieges ihn aufgespürt hatten.

Das musste man Sumavar lassen: Er verstand sich zu wehren. Offenbar hatte er die Explosionen gehört und sich mit einer beeindruckenden Waffensammlung auf den Kampf vorbereitet. Mit der Verteidigung seines Hauses war er recht erfolgreich gewesen, wenigstens für einige Zeit. Unter den Hunden hatte es während des ersten Angriffs einige leicht Verletzte gegeben, worüber Rier gar nicht begeistert war. Er hatte sogar den unbändigen Drang verspürt, Sumavar ein Glied nach dem anderen aus dem Körper zu reißen, weil er es gewagt hatte, sich gegen die Hunde des Krieges zu wehren. Doch mehrere Hunde - einschließlich Krul - hatten Rier ins Gedächtnis rufen können, wie unklug ein solches Unterfangen wäre, wenn man bedachte, dass sie Sumavar lebend in die Krallen bekommen mussten, um an die benötigten Informationen zu gelangen.

Nachdem sie Sumavars Verteidigung ausgeschaltet, sein Haus von allen Seiten gleichzeitig gestürmt und ihn durch bloße Wildheit und Überzahl überwältigt hatten, musste sich Rier damit begnügen, Sumavar lediglich die Arme zu brechen. Alle beide, erst den einen, dann den anderen, knack, knack. Dabei hatte er ihm noch keine einzige Frage gestellt. Der Thallonianer war benommen in einer Ecke zusammengebrochen, er hatte gekeucht und seine Tränen unterdrückt und ein recht erbärmliches Bild geboten. Falls so etwas typisch für die Thallonianer war, wenn sie in Schwierigkeiten gerieten, überlegte Krul, war es kein Wunder, dass diese Narren ihr Imperium verloren hatten.

»Tut es weh?«, hatte Rier gefragt.

Sumavar, dessen rotes Gesicht bereits eine hellere Rosafärbung annahm, blickte dennoch voller Trotz zu Rier auf. Dann spuckte er ihn an. Rier zögerte nicht und trat ihm mit dem rechten Fuß auf den linken Oberschenkel, um ihm den großen Knochen zu brechen. Darauf drang ein schmerzvolles Geheul aus Sumavars Kehle und die Hunde öffneten ihn sofort mit spöttischem Gejaule nach. Sumavar hätte normalerweise nach seinem verletzten Bein gegriffen, um es zu halten, aber da seine Arme nicht mehr wie gewohnt funktionierten, blieb ihm auch dieser leichte Trost versagt.

»Mach das noch mal!«, forderte Rier ihn heraus. »Traust du dich?«

Sumavar schien sich nicht zu trauen.

»Eine kluge Entscheidung«, sagte Rier. Er blickte sich zu seinen Truppen um, die anerkennend nickten, dann sprang er vor und kauerte sich neben Sumavar. »Du kannst dir bestimmt denken, was wir von dir wollen.«

»Ich habe keine Ahnung.« In Anbetracht der Schmerzen, die zweifellos erheblich waren, gelang es Sumavar zu Kruls Erstaunen, mit bemerkenswert fester Stimme zu sprechen.

»Hmm.« Rier kratzte sich an der Unterseite seiner Schnauze. »Wir könnten die Sache natürlich noch eine Weile hinauszögern und dich etwas mehr foltern, bis du zugibst, dass du weißt, warum wir hier sind. Aber damit würdest du uns lediglich etwas verraten, was wir ohnehin schon wissen. Und du wärst dem Tod bereits so nahe, dass du den zweiten Teil der Befragung gar nicht mehr überstehen würdest. Also schlage ich vor, dass wir diesen Teil einfach überspringen. Es geht um die Person, die ihr Riella nennt. Wir können sie nicht finden. Aber wir gehen davon aus, dass du ihren Aufenthaltsort kennst. Sag uns, wo sie ist, und wir lassen dich am Leben.«

»Ich weiß nicht, wo sie ist. Ich habe noch nie von ihr gehört.«

»Sei kein Dummkopf.« Rier klang in diesem Moment geradezu mitfühlend. »Knochen wachsen wieder zusammen. Diese Wunden können irgendwann heilen. Du musst noch nicht sterben. Darauf gebe ich dir mein Wort.«

»Das Wort eines Hundes?« Trotz seiner Schmerzen lachte Sumavar voller Verachtung.

»Ja. Das Wort eines Hundes des Krieges. Wir halten uns stets an solche Abmachungen. Selbst wir wissen, was Ehre ist. Sag uns, was wir wissen wollen, und wir lassen dich am Leben. Wir werden dir kein weiteres Leid zufügen.«

Sumavar starrte Rier für längere Zeit schweigend an. Dann sagte er völlig ruhig, als wäre sein Geist weit entfernt: »Ich kenne niemanden namens Riella.«

Nun ging die Folter erst richtig los.

Seine Schreie mussten über eine größere Entfernung hörbar sein, aber niemand kam ihm zu Hilfe. Krul konnte sich darüber nur amüsieren. Viele mussten die Schreie gehört haben. Sie konnten gar nicht die Ohren davor verschließen. Aber sie wussten, dass es nur ein Individuum war, das da gefoltert wurde, und sie dankten den Göttern, dass sie es nicht selbst waren. Also verkrochen sie sich in dem, was noch von ihren verwüsteten Bruchbuden übrig war, und das große, stolze und angeblich so barbarische Volk von Barspens versteckte sich, während die Hunde des Krieges ungestört wüteten.

Rier ging sehr umsichtig zu Werke, obwohl er Sumavar natürlich jederzeit hätte töten können. Aber das simple Töten war keine Kunst. Die Kunst bestand vielmehr darin, das Opfer lange genug am Leben zu lassen, damit es verraten konnte, was sie wissen wollten. Dazu benötigte Rier gar keine Folterwerkzeuge. Mit seinen Krallen und Zähnen besaß er mehr, als er für seine Zwecke brauchte. Die Folter dauerte eine ganze Stunde, bis Sumavar ihnen endlich verriet, was sie wissen wollten, und danach folterte Rier ihn noch etwas mehr, um sicher zu gehen, dass sich an den Antworten nichts mehr änderte. Aber es blieb dabei.

Schließlich war Sumavar nur noch eine blutige Masse, die schwer keuchend nach Luft schnappte. Rier schüttelte traurig den Kopf und murmelte: »Was für eine Verschwendung. Ist dir klar, wie dumm du dich verhalten hast?«

Zur Verblüffung aller Hunde einschließlich Krul lächelte Sumavar plötzlich. »Ihr seid ... die Dummen.«

Die Bemerkung entlockte ihnen tatsächlich das bizarre Halb-Lächeln, zu dem die Hunde des Krieges bestenfalls imstande waren. Sie sahen sich gegenseitig an, als würden sie in den Gesichtern ihrer Kameraden nach einem Hinweis suchen, was er damit gemeint haben mochte. »Sind wir das?«, fragte Rier nach einer Weile. »Warum sollten wir das sein, toter Mann?«

»Ihr sucht nach dem ... Ort der Stille.«

Bis zu diesem Zeitpunkt hatte niemand diesen Begriff erwähnt. Die Worte schienen eine geradezu elektrisierende Wirkung auf die Hunde des Krieges auszuüben. Rier beugte sich zu Sumavar herab. »Ja. Das tun wir.«

»Ihr werdet sterben ... und mich beneiden. Ihr werdet mich beneiden ... weil ich bereits tot bin. Und weil eure Qualen ... erst beginnen ...«

Und dann lachte er. Er lachte aus tiefster Kehle, was Rier so sehr in Rage brachte, dass sein Kopf vorstieß und sich seine Zähne in Sumavars Hals gruben. Mit einem kräftigen Biss beendete er Sumavars Leben. Er wischte sich sorgfältig das Blut von der Schnauze und wandte sich dann an die anderen. »Sagt den übrigen Hunden, dass sie noch einige Minuten Spaß haben können. Dann wird es Zeit zum Aufbruch.«

»Rier«, sagte Krul schleppend. »Was er über den ... Ort der Stille gesagt hat ... glaubst du, dass er Recht haben könnte? Glaubst du ...?«

Rier warf Krul einen zornigen Blick zu. »Natürlich nicht. Hast du etwas anderes von ihm erwartet, Krul? Dass er sagt: >Eilt zum Ort der Stille, weil euch dort ungeahnte Reichtümer und das Geheimnis der Unsterblichkeit erwarten<? Natürlich würde er versuchen, uns zu warnen. Er will nicht, dass wir diesen Ort finden. Es überrascht mich, dass du auf die Idee gekommen bist, eine solche Frage zu stellen.«

»Es tut mir Leid, Rier. Ich wollte nur ...«

Riers Pfote bewegte sich so schnell, dass Krul keine Zeit zum Reagieren blieb. Er traf Krul am Kopf, worauf dieser in die Knie ging. Die anderen Hunde lachten schallend, als sie begeistert beobachteten, wie ein anderer Prügel bezog.

»Vergeude nie wieder meine Zeit, Krul!«, warnte Rier ihn.

Krul nickte eifrig. Tief in ihm regte sich Wut, aber er war klug genug, sie zu unterdrücken. Er konnte es sich nicht erlauben, sich auch nur einen Moment lang der Vorstellung hinzugeben, gegen Rier aufzubegehren. Es stand völlig außer Frage, dass er eine Auseinandersetzung verlieren würde. Rier war um die Hälfte größer als Krul, er war bedeutend schneller, intelligenter und wilder, als Krul jemals sein konnte. Wenn Rier auch nur einen Moment lang den Verdacht hegte, dass Krul möglicherweise seine Autorität gefährden könnte, würde er dem kleineren Hund ohne Zögern das Genick brechen.

Also zog sich Krul demütig zurück, während die übrigen Hunde ausschwärmten, um so viel Schaden wie möglich anzurichten, bevor die Zeit des Aufbruchs kam.

Krul blickte sich nicht mehr um, als er sich vom Haus entfernte, in dem der nun verstorbene thallonianische Krieger gewohnt hatte. Seine Gedanken waren in Aufruhr, denn er überlegte, ob vielleicht die vage Möglichkeit bestand, dass Sumavar nicht nur versucht hatte, ihnen Angst einzujagen. Was war, wenn er etwas gewusst hatte, was sie nicht wussten? Wenn am Ort der Stille eine Gefahr lauerte, von der den Hunden nichts bekannt war?

Während er noch nachdachte, blähten sich plötzlich seine Nüstern. Er witterte Blut, und zwar nicht weit entfernt. Hier wartete Beute auf ihn, und wenn sie blutete, würde sie sich nicht sehr wirksam gegen ihn wehren können. Genau diese Art von Beute war Krul am liebsten. Im Grunde seines Herzens war Krul kein besonders großer Krieger. Er konnte sich behaupten, und wenn ein Opfer schreiend vor ihm flüchtete, war er durchaus in der Lage, es einzuholen. Aber wenn er es mit jemandem oder etwas zu tun bekam, das sich gegen ihn wehren konnte, überließ er es bereitwillig anderen, aggressiveren Hunden, es im Kampf zu besiegen.

Doch ein verletztes Opfer war ohne Zweifel etwas, mit dem Krul

spielend fertig wurde.

Die Witterung führte zu einem ausgebrannten Gebäude, das zu den Zielen der ersten Angriffswelle der Hunde gehört hatte. Krul bewegte sich auf allen vieren und arbeitete sich schnell durch die Trümmer. Er atmete tief ein, schloss die Augen und ließ sich von seinen nichtvisuellen Sinnen führen. Er leckte sich in Vorfreude die dunklen Lippen und jeder Muskel seines Körpers war vor Aufregung angespannt. Trotzdem blieb er vorsichtig, denn er hatte keine gute Bodenhaftung, und die Trümmer gerieten unter seinen Pfoten immer wieder ins Rutschen.

Er kletterte über einen größeren Trümmerhaufen und der Blutgeruch wurde so intensiv, dass er das Gefühl hatte, ihm müsste jeden Moment der Pelz platzen. Die Quelle befand sich unmittelbar hinter dem Haufen und er näherte sich gespannt und sprungbereit.

Aber da war nichts.

Nein. Das stimmte nicht ganz. Hier war wirklich Blut. Ein blutiges rotes Hemd, das jemand auf einem kleinen Schotterhaufen liegen gelassen hatte. Der Wind hatte den Blutgeruch genau in Kruls Richtung geweht. Aber warum in aller Welt sollte jemand ein blutiges Hemd hier drinnen liegen lassen? Offensichtlich musste es dafür einen bestimmten Grund geben. Und der einzige Grund, den Krul sich vorstellen konnte ...

Es war *ein Köder!*

Sein Geist hatte diesen Gedanken kaum verarbeitet, als er auch schon aus dem Hinterhalt angegriffen wurde.

Krul verfluchte sich für seine Dummheit. Wenn das Hemd von ihm aus gesehen in Windrichtung lag, hätte er erkennen müssen, dass ein möglicher Angreifer aus einer anderen Richtung kommen würde. Noch während ihm dieser Gedanke durch den Kopf ging, wurde er zu Boden geworfen. Von einem Angreifer mit überraschender Schnelligkeit und Kraft. Trotzdem war deutlich mehr als ein Überfall aus dem Hinterhalt nötig, um einen Hund des Krieges zu überwinden.

Er versuchte, mit den Kiefern nach dem anderen zu schnappen. Dabei konnte er einen kurzen Blick auf ihn werfen. Sein Oberkörper war nackt - wie zu erwarten war -, und das volle Haar reichte ihm bis zu den Schultern. In der Brust hatte er einen Schnitt, den er sich höchstwahrscheinlich selbst zugefügt hatte, damit er Krul mit dem blutigen Hemd anlocken konnte. Dabei hatte er sorgsam darauf geachtet, dass der Hund nicht stattdessen seine Witterung aufnahm. Kruls widerstrebende Bewunderung für dieses rosahäutige humanoide Geschöpf wuchs ins Unermessliche. Doch das änderte nichts an seiner Entschlossenheit, ihn abwerfen und in Stücke reißen zu wollen.

Leider war der Humanoide nicht gewillt, es ihm leicht zu machen. Krul wollte seine Zähne in ihn schlagen; er schnappte immer wieder nach seinen Gliedmaßen, aber der Humanoide war sehr schnell. Bevor Krul

wusste, wie ihm geschah, hatte der Angreifer Kruls Arme umklammert und drückte die verschränkten Hände in seinen Nacken. Obwohl sich Krul alle Mühe gab, konnte er ihn nicht mehr abschütteln. Er warf sich auf den Rücken und wollte den Mann auf den trümmerübersäten Boden schleudern, aber auch damit hatte er keinen Erfolg. »Lass mich los!«, heulte er, als könnte er mit Worten mehr bewirken. Wenigstens bestand die kleine Hoffnung, dass er damit andere Hunde des Krieges anlockte, die ihm zu Hilfe kamen.

Doch der Angreifer war viel zu geschickt vorgegangen. Es war ihm gelungen, Krul ganz allein in die Falle zu locken, und er würde seinen Vorteil niemals aufgeben. Krul spürte, wie der Druck auf sein Genick immer stärker und schmerzhafter wurde.

Der Humanoide flüsterte Krul ins Ohr: »Ich will wissen, was ihr wisst.«

»Ich sage nichts!«, knurrte Krul.

»Darauf würde ich nicht wetten«, antwortete der andere und setzte zu einem neuen Griff an. Er ließ Kruls linken Arm los und streifte mit den Fingerspitzen seine Stirn. Krul war entschlossen, diese Nachlässigkeit zu seinem Vorteil auszunutzen. Er versuchte sich loszureißen - dann herrschte plötzlich Leere in seinem Kopf.

Er hatte keine Ahnung, was geschehen war. Er wusste nur, dass er irgendwie die Orientierung verloren hatte. Es schien bereits im nächsten Moment vorbei zu sein, aber dann spürte er, dass er die Hände nicht mehr bewegen konnte, weil sie auf seinem Rücken gefesselt waren. Er blickte sich völlig verwirrt um. Es war, als hätte es einen Zeitsprung gegeben. Eben noch hatte er sich mitten im Kampf befunden und jetzt war alles vorbei. Und er war eindeutig der Verlierer. »Was hast du gemacht?«, heulte er. »Wie ...?« Doch seine weiteren Fragen wurden unvermittelt erstickt, als der Angreifer ihm einen Lederriemen um die Schnauze schlang.

»Sei still!«, sagte der Humanoide.

Krul wollte protestieren, aber er konnte seine Kiefer nicht mehr bewegen. Er war zu gründlich verschnürt worden; er konnte jetzt nichts mehr ausrichten. Er war immer noch verwirrt; noch vor wenigen Minuten war er der Räuber gewesen und jetzt war er plötzlich das Opfer. Er verstand einfach nicht, was geschehen war.

Er lag auf dem Bauch. Er wollte sich aufsetzen, aber dann warf ihn ein Stiefel im Nacken wieder zu Boden. »Das Töten hat einen Preis«, sagte sein Angreifer. »Jedesmal, wenn man jemanden tötet, stirbt auch ein kleiner Teil von einem selbst. Davon bin ich fest überzeugt. Was nicht bedeutet, dass ich das Töten grundsätzlich ablehne, aber das Opfer muss diesen Preis wert sein. Du bist es eindeutig nicht wert.«

»Ich werde dich töten!«

»Vielleicht. Aber nicht heute«, sagte der Humanoide und es klang wie

eine Redensart, die er schon viele Male benutzt hatte.

»Du wirst nichts von mir erfahren, falls du darauf spekulierst!«

»Du meinst, ich werde nichts über Riella erfahren? Oder die Tatsache, dass sie sich auf einer Welt namens Montos versteckt hält? Oder dass sie das Geheimnis kennt, wie man zum Ort der Stille gelangt? Sind das die Fakten, die du mir niemals verraten würdest?«

Krul erstarrte. Es war ihm nicht möglich, seinen entsetzten Gesichtsausdruck zu unterdrücken. »Ich habe ... dir nichts gesagt!«

»Stimmt. Aber dein Anführer - Rier war sein Name, wenn ich mich recht erinnere - weiß das nicht. Falls du übrigens versuchen solltest, mir zu folgen, bevor ich diesen elenden Planeten verlassen habe, werde ich Rier informieren, dass ich alles, was ich wissen wollte, von dir erfahren habe. Darauf kannst du Gift nehmen. Ich glaube, ich kann mir sehr gut vorstellen, was dein Anführer in diesem Fall mit dir anstellen würde.«

»Er würde ... mich töten!«, keuchte Krul. Seine Hilflosigkeit machte ihn wütend, aber er hatte keine andere Wahl. »Bitte, sag ihm nichts ...«

»Dann sei ein guter Hund des Krieges und bleib hier. Du könntest dich bewusstlos stellen, wenn man dich findet. Es ist vielleicht besser, wenn die anderen glauben, dass du einfach nur außer Gefecht gesetzt wurdest. Das dürfte deinem Ansehen zwar nicht unbedingt förderlich sein, aber man wird dich auch nicht für einen Verräter halten - sondern lediglich für unfähig, was ohnehin jeder weiß.«

»Wer bist du?«

»Nur jemand auf der Durchreise. Mach dir keine weiteren Gedanken über mich. Ich werde verschwunden sein, bevor dir klar geworden ist, was geschieht.«

Krul wollte erneut protestieren, doch dann schlug ihm ein Stein (der sich in der Hand des Humanoiden befand) gegen den Schädel. Kruls Kopf erschlaffte und mit einem kaum hörbaren Seufzer verlor er das Bewusstsein. Kurz bevor sein Geist in der Finsternis versank, glaubte er noch ein leises Kichern zu hören, und er schwor sich, dass er es niemals vergessen würde. Dass er seinem Angreifer früher oder später erneut gegenüberstehen würde und dass es beim nächsten Mal Krul sein würde, der zuletzt lachte.

Die Telepathie hatte noch nie zu Xyons besonderen Stärken gehört. Seine psionischen Fähigkeiten waren schwach ausgeprägt und eher unbewusster Natur. Doch als er dem Wesen namens Krul begegnet war, hatte er festgestellt, dass es sich um einen recht simpel gestrickten Geist ohne zuverlässige Instinkte handelte. Infolgedessen war Xyon in der Lage, Krul wesentlich mehr Informationen zu entlocken, als es ihm bei einem intelligenteren und widerstandsfähigeren Geist möglich gewesen wäre. Leider ergaben die gewonnenen Informationen für ihn nicht allzu viel Sinn.

Er ließ den Stein neben der reglosen Gestalt zu Boden fallen und versuchte Ordnung in seine verwirrten Gedanken zu bringen. Wer war Riella? Was hatte es mit dem Ort der Stille auf sich? Er hatte noch nie davon gehört.

Die Welt Montos hingegen war ihm bekannt. Ein Provinzplanet, an dem überhaupt nichts Außergewöhnliches war. Nicht sehr dicht bevölkert, die wenigen Bewohner waren vorwiegend harmlos. Doch nun waren die Bewohner - und insbesondere ein spezielles Individuum - zur Zielscheibe eines gefährlichen Interesses geworden, obwohl sie noch nichts davon ahnten.

Allmählich erinnerte sich Xyon wieder an das, was er über die Hunde des Krieges gehört hatte. Sie sollten das Ergebnis irgendwelcher genetischen Experimente sein, das wusste er noch. Und die Bezeichnung »Hunde des Krieges« hatten sie von einem Reporter aus der Vereinten Föderation der Planeten erhalten - offenbar in Anspielung auf ein Gedicht von der Erde oder etwas in der Art. Der Name war hängen geblieben, wie es häufig mit Bezeichnungen geschah, die aus der Presse stammten. Und sogar den Hunden selbst schien er zu gefallen, da sie sich selbst mit einem Begriff bezeichneten, der in ihrer Sprache die gleiche Bedeutung hatte. Zumindest ungefähr. Um genau zu sein, bedeutete der entsprechende Begriff so viel wie »nicht aufzuhaltende, wütende, geistlose Bestien«. Mit dem Aspekt der »Geistlosigkeit« ging Xyon konform; dass sie »nicht aufzuhalten« waren, stellte eindeutig eine Übertreibung dar.

Aus der Ferne hörte er knurrende, fauchende und reißende Geräusche. Offensichtlich machten die Hunde die Umgebung unsicher. Diese Tätigkeit würden sie fortsetzen, bis ihnen die Beute ausging oder es ihnen langweilig wurde. Dann würden sie sich auf den Weg nach Montos begeben, um nach dieser Riella zu suchen. Zumindest schien es sich nach den Informationen, die er von Krul erhalten hatte, um eine »sie« zu handeln. Xyon konnte nicht anders, sie tat ihm einfach Leid.

Dann stöhnte er leise, weil er sich selbst viel zu gut kannte. Er wusste, welche Folgen seine Überlegungen haben würde. Er würde etwas dagegen unternehmen müssen. Dass die unbekannte Riella ins Zentrum der üblen Interessen der Hunde des Krieges geraten war, genügte Xyon als Anstoß für eine neue Mission im Namen der Gerechtigkeit.

»Bei den Göttern, ich bin und bleibe ein Volltrottel«, murmelte er, aber leider gab es so gut wie nichts, was er daran ändern konnte.

Er untersuchte Krul und fand keine Waffen bei ihm. Das war bedauerlich, da Xyon jetzt gut eine oder mehrere hätte gebrauchen können. Aber die Hunde waren selbst so etwas wie lebende Waffen. Wenn sie sich in ihren Schiffen befanden, zögerten sie nicht, alle Feuerkraft einzusetzen, die ihnen zur Verfügung stand, doch sobald sie

am Boden ausgeschwärmt waren, zogen sie es offensichtlich vor, sich in den Nahkampf zu stürzen und ihre Zähne und Krallen zu benutzen. Reizende Geschöpfe.

Xyon marschierte los, durch die frischen Trümmerberge und die noch brennenden Gebäude. Er hielt sich im Hintergrund und bemühte sich erfolgreich, den Stellen auszuweichen, an denen sich die Aktivitäten der Hunde konzentrierten. Xyon war bereits von Natur aus sehr geschickt darin, sich unauffällig zu verhalten, aber in diesem speziellen Fall war es gar nicht besonders schwierig. Die Hunde verursachten so viel Krach, dass sich selbst ein blinder Elefant vor ihnen hätte verstecken können, einfach indem er dorthin ging, wo sie nicht zu hören waren.

Nach einigen Minuten war Xyon an die Stelle zurückgekehrt, wo das Flaggschiff gelandet war. Er hatte nur einmal kurz innegehalten, und zwar an der Plattform, wo ihm vor gar nicht allzu langer Zeit ein spektakuläres Ende bereitet werden sollte. Dort hatte er sich einige der leichter zu transportierenden Schneidwerkzeuge gegriffen und sie sich in den Gürtel und die Stiefelschäfte gesteckt. Er hätte nichts dagegen gehabt, wenn ihm außerdem ein Phaser, ein Disruptor oder ein Strahler in die Hände gefallen wäre, aber wie es aussah, musste er sich mit dem begnügen, was verfügbar war.

Der Haupteingang zum Schiff stand weit offen. Für Xyon roch das verdammt nach einer Falle, denn es wäre ein Leichtes, das Schott innerhalb weniger Augenblicke zu schließen. Also lautete die offenkundige Schlussfolgerung, dass man auf diese Weise potenzielle Opfer ins Schiff locken wollte - aus genauso offenkundigen Gründen.

Xyon suchte noch nach einer Möglichkeit, auf sichere Weise ins Schiff zu gelangen, als sie sich ihm auf völlig unerwartete Weise geradezu aufdrängte. Denn plötzlich alarmierten ihn ein leises Knurren und das Scharren von Krallen auf Gestein. Wenn er sich umgedreht hätte, um einen Blick auf den angreifenden Hund des Krieges zu werfen, wäre das sein Ende gewesen. Da er aber genau wusste, was die Geräusche zu bedeuten hatten, ließ Xyon sich stattdessen zu Boden fallen, wodurch der angreifende Hund einfach über ihn hinwegflog. Der Hund war größer als Krul, hatte kräftigere Muskeln und fühlte sich außerdem sicherer. Doch genau diese Sicherheit wurde ihm schließlich zum Verhängnis. Er landete auf dem Boden, rappelte sich auf und drehte sich herum, damit er Xyon erneut anvisieren konnte, doch all das geschah viel zu langsam. Xyon sprang dem Hund auf den Rücken und verlor keine Sekunde. Er packte mit stahlharten Fingern den Kopf des Geschöpfes und riss mit aller Kraft daran. Das Genick brach mit etwas weniger Widerstand als das von Foutz. Xyon sprang zur Seite, als der Körper des Hundes tot zusammensackte.

Jetzt war klar, wie er sich Zugang zum Schiff verschaffen konnte. Es

war keine sehr angenehme Methode, aber sie würde ihn zumindest seinem Ziel näher bringen.

Er zog dem getöteten Hund die Rüstung aus und machte sich an die Arbeit.

Niemand kam an Vacu vorbei.

Nicht dass Vacu ein besonders heller Kopf gewesen wäre. Ganz und gar nicht. Aber er war ohne Zweifel einer der größten und kräftigsten aller Hunde des Krieges. Er überragte Rier um anderthalb Köpfe und musste sich regelmäßig verbeugen, wenn er durch irgendeine Tür trat. Wäre sein Gehirn genauso prächtig wie sein übriger Körper entwickelt gewesen, wäre er der gefährlichste aller Hunde gewesen. Niemand hätte sich ihm in den Weg stellen können.

Für ihn selbst war dieser Mangel an Intelligenz gar kein besonderer Nachteil, da er völlig zufrieden war, wenn man ihn gut behandelte und ihm sagte, was er tun sollte. Diese Fähigkeit beherrschte er sehr gut. Und in diesem Fall war der Befehl von Rier sehr einfach gewesen: Er sollte das große Schott bewachen, aber so, dass man ihn von draußen nicht sehen konnte. Und wenn irgendjemand, der nicht zu den Hunden gehörte, einzudringen versuchte, sollte er ihn töten. Einen solchen Befehl konnte Vacu unmöglich missverstehen.

Also hatte er sich versteckt, zumindest soweit ihm das angesichts seiner Körperfülle möglich war. Und er hatte abgewartet, ob jemand einzudringen versuchte.

Zunächst war es verhältnismäßig ruhig geblieben, und Vacu trat bereits ungeduldig von einem Bein auf das andere, da er ansonsten nichts zu tun hatte. Doch dann hörte er ein Geräusch am Eingang und wappnete sich, weil er nun vielleicht die Gelegenheit erhielt, jemanden zu töten. Seine Nüstern blähten sich und er versuchte, den Geruch zu identifizieren, aber was er wahrnahm, war für ihn äußerst verwirrend. Es roch irgendwie nach Shukko, aber nicht ganz.

»Shukko?«, sagte Vacu leise und hob den Kopf. Dann riss er die schwarzen Augen auf, so weit es ging, und stieß ein entsetztes Keuchen aus.

Es war Shukko, aber er sah furchtbar aus. Sein Pelz war blutgetränkt. Er hielt sich die Vordertatzen vors Gesicht und schien sich kaum auf den Beinen halten zu können. Er antwortete nicht auf Vacus Ruf. Angesichts des vielen Blutes an seinem Körper war es durchaus möglich, dass jemand ihm die Kehle durchgeschnitten hatte.

»Shukko!«, rief Vacu, diesmal etwas lauter, und kam aus seinem Versteck. Schnell näherte er sich seinem Rudelgefährten.

In unmittelbarer Nähe wurden die Gerüche noch verwirrender. Shukko roch nach Tod ... aber das konnte nicht sein, weil Shukko doch vor ihm

stand. Vacu Nase sagte ihm, dass er tot war, doch seine Augen behaupteten, er wäre noch am Leben. Mit dieser Situation war Vacu eindeutig überfordert.

Doch er erhielt gar nicht erst die Gelegenheit, das Rätsel zu lösen, denn Shukko holte plötzlich mit dem Arm aus und versetzte Vacu einen heftigen Schlag gegen den Kopf. Vacu schwankte ein wenig und starrte Shukko aus getrübten Augen an. »Was ist los mit dir, Shukko?«, wollte er wissen.

Wieder schlug Shukko nach ihm und wieder geriet Vacu nur leicht ins Wanken. Doch allmählich wurde ihm bewusst, was hier nicht stimmte. Er griff nach Shukkos Kopf und zerrte daran. Der pelzige Schädel löste sich ohne große Schwierigkeiten vom Rest des Körpers und im nächsten Moment starrte Vacu in ein blutiges Gesicht, das unzweifelhaft nicht zu einem Hund gehörte. Es dauerte eine Weile, bis er zur Schlussfolgerung gelangte, dass Shukko in der Tat tot war. Doch bevor er diese Überlegung vollständig abgeschlossen hatte, riss das Geschöpf ein Stück Rohr von der Wand. Es gab einen lauten Knall, als das Rohr gegen Vacus Schädel schlug. Diesmal wankte er so sehr, dass er in die Knie ging. »Hör auf damit!«, stieß Vacu schleppend hervor. Er war wirklich äußerst verärgert. Dann waren nur noch mehrere kräftige Schläge nötig, damit Vacu endgültig das Bewusstsein verlor.

Xyon streifte hastig den Rest seines behelfsmäßigen Kostüms ab und bemühte sich, nicht zu genau über die blutigen Details nachzudenken. Stattdessen konzentrierte er sich auf den sehnsüchtigen Wunsch nach einem Bad. Er konnte es immer noch nicht fassen, wie viele Versuche er benötigt hatte, um dieses Monstrum in die Knie zu zwingen, und er konnte sich des unguten Gefühls nicht erwehren, dass er dabei noch großes Glück gehabt hatte.

Nur eine Minimal-Crew befand sich an Bord. Die meisten Hunde hatten das Schiff verlassen, um sich draußen zu vergnügen und so viel Schaden wie möglich anzurichten. Damit hatte Xyon genügend Freiraum, auch seine weitere Planung in die Tat umzusetzen.

Er bewegte sich zügig durch das Schiff und versuchte der verstreuten Restbesatzung aus dem Weg zu gehen. Da er mit dem Blut eines ihrer Kameraden besudelt war, bestand eine hohe Wahrscheinlichkeit, dass sie ihn ohne Schwierigkeiten witterten, wenn er ihnen zu nahe kam.

Sein Plan war sehr einfach: Er wollte den Maschinenraum ausfindig machen und die Triebwerke sabotieren, damit das Flaggschiff auf dem Planeten festsaß, so dass er genügend Vorsprung erhielt, um vor den Hunden nach Montos zu gelangen. Er war davon überzeugt, dass er die Maschinen in verhältnismäßig kurzer Zeit finden würde, ganz gleich, wo sie sich befanden.

Er bog um eine Ecke, dann um noch eine, lief geduckt durch eine Art

Wartungstunnel, trat durch eine Tür ...

... und befand sich plötzlich auf der Brücke des Schiffs.

Sie war vergleichsweise klein. Bei der Konstruktion hatte anscheinend das Streben nach maximaler Effizienz auf kleinstmöglichem Raum im Vordergrund gestanden.

Zwei Hunde waren anwesend. Wie es aussah, führten sie Systemtests oder andere Routinearbeiten durch. Sie drehten sich um und blickten Xyon mit unverhohlener Verblüffung an.

»Hallo«, sagte Xyon. Plötzlich hatte er ein Messer in jeder Hand. Bevor die Hunde zu irgendeiner Entscheidung gelangen konnten, hatte er beide Klingen geworfen. Sie flogen quer über die Brücke und gruben sich beiden Hunden mitten in die Brust. Die Geschöpfe erhielten nicht einmal die Gelegenheit zu einem Schrei, als sie umkippten. Xyon hielt sich nicht weiter mit ihnen auf, sondern schob sie einfach beiseite, damit er die Waffen- und Navigationssysteme begutachten konnte. Im vorderen Teil der Brücke befand sich ein großes Sichtfenster, durch das er sich einen guten Überblick über die nähere Umgebung verschaffen konnte.

Er studierte die Konsolen und zog bald einige interessante Schlussfolgerungen. Er betätigte einen Drehregler und stellte fest, dass seine Vermutung völlig zutreffend war. Die gesamte Brücke drehte sich um komplette 360 Grad. Offenbar befand er sich hier an der Spitze des Schiffes und durch die drehbare Brücke war es den Hunden möglich, alles zu beobachten, was sich in ihrem Umfeld befand.

Rund um das Flaggschiff hockten wie vorgeschobene Wachposten die kleineren Schiffe.

Xyon entdeckte die Waffenschaltungen und grinste mit großer Zufriedenheit. »Ihr habt Spaß an Vernichtung und Blutvergießen?«, murmelte er. »Kein Problem, das könnt ihr haben.«

Den ersten Hinweis, dass etwas nicht stimmte, erhielt Rier, als er eine Serie von Explosionen hörte, ungefähr dort, wo die Schiffe gelandet waren. Die anderen Mitglieder seines Rudels, die in der Nähe waren, reagierten ebenfalls mit Überraschung und blickten sich verwirrt an, als würden sie erwarten, dass ihre Kameraden eine Erklärung hatten. »Kommt!«, rief Rier und sie wandten sich von ihren Vergnügungen ab, um zu den Schiffen zurückzukehren und nachzusehen, wodurch diese unerwarteten Detonationen verursacht wurden.

Als sie in Sichtweite des Landeplatzes kamen, erstarrten sie fassungslos. Die obere Sektion des Flaggschiffs drehte sich und feuerte auf alle anderen Schiffe. Die Schüsse waren nicht besonders gut gezielt, sondern bestrichen den gesamten Umkreis. Doch da die kleineren Schiffe sich nicht bewegten, wurde eins nach dem anderen in Schutt und Asche verwandelt. Die Hunde stießen ein kollektives Wutgeheul aus, als sie

sahen, wie ihre Schiffe in grellen Flammen explodierten. Trümmerstücke segelten durch die Luft und schlugen wie glühende Meteoriten in die bereits verwüstete Stadtlandschaft ein.

»Wer ist dafür verantwortlich?«, bellte Rier, doch niemand konnte ihm antworten. Die anderen Hunde wichen zurück, aber Rier weigerte sich einfach, vor seinem eigenen Schiff Angst zu haben. Er stürmte los, sprang zwischen den Salven hin und her und kam dem Flaggschiff immer näher. Mit jedem Meter, den er zurücklegte, steigerte sich seine Wut. Grimmig dachte er nach, wie er sich am Übeltäter rächen wollte - wer immer es war, der die Nerven besaß, sich den Hunden des Krieges in den Weg zu stellen.

Dann bremste Rier abrupt ab. Er sah, wie die Waffenmündungen nach unten schwenkten und das Flaggschiff selbst unter Beschuss nahmen.

»Nein!«, schrie er, aber gleichzeitig wich er zurück, so schnell er konnte.

Die Energiestrahlen schlugen in das Flaggschiff und schnitten ein schwarzes Brandmuster in die ungeschützte Hülle. Rier sah, in welche Richtung sich die Salven bewegten, aber er konnte nichts dagegen tun, als der Maschinenraum unter Feuer genommen wurde. Sofort explodierten die Maschinen und schleuderten eine gewaltige Stichflamme in den Himmel. Riers sämtliche Pelzhaare richteten sich auf. Hinter ihm hörte er das bestürzte Winseln der anderen Hunde, aber sie waren genauso hilflos wie er. Flammen breiteten sich in konzentrischen Ringen aus und hüllten die Überreste der kleineren Schiffe ein. Es schien eine Ewigkeit zu dauern, aber in Wirklichkeit waren es nur Sekunden, in denen die gesamte gelandete Flotte der Hunde in verdampftes oder geschmolzenes Metall verwandelt wurde.

Die anderen Hunde - zwei Dutzend an der Zahl - sammelten sich um Rier und starrten fassungslos auf die verlorene Flotte. Niemand sagte etwas. Niemand hatte auch nur eine Idee, was man hätte sagen können.

»Atik«, sagte Rier nach einer Weile. »Fista. Omon.« Drei der Hunde - Riers beste Offiziere - reagierten auf den Zuruf und traten an seine Seite. Atik hatte das schwärzeste Fell von allen; es war so dunkel, dass er in schwacher Beleuchtung oder im Schatten praktisch unsichtbar blieb. Er war außerdem der einzige Hund, der bewaffnet war, seit er sich im Verlauf eines Raubzuges in zwei Schwerter mit äußerst scharfen Schneiden verliebt hatte. Er pflegte sie auf dem Rücken zu tragen und bezeichnete sie liebevoll als seine »langen Krallen«. Fista, ein Wurfbruder von Krul, machte einen mageren und ausgehungerten Eindruck; sein Pelz war grau gesprenkelt. Omon bewegte sich mit selbstsicherem und stolzem Gang. Seine Gesten und Eigenarten waren stets ausladend und voller Zuversicht, sein dunkelroter Pelz war glatt gekämmt und tadellos gepflegt. »Schwärmt aus!«, sagte Rier. »Durchsucht die Umgebung!«

»Wer immer dafür verantwortlich war, Rier, er ist jetzt zweifellos tot«,

sagte Atik mit seiner gewohnten heiseren Stimme, die kaum lauter als ein Flüstern war.

»Nicht, wenn er eine automatische Salve programmiert hat«, erwiderte Rier. »In diesem Fall hätte er sich in Sicherheit bringen können, bevor der erste Schuss abgefeuert wurde. Oder hast du etwas Besseres vor, Atik? Wenn man bedenkt, dass wir hier festsitzen, bis der Rest unseres Rudels bemerkt, dass wir überfällig sind, und Rettungsschiffe schickt, habe ich kein Problem damit, wenn du einen Teil deiner kostbaren Zeit auf die Suche nach dem verwendest, der uns das angetan hat. Und wenn ...«

Dann blinzelten sie verdutzt, weil sich inmitten der Trümmer plötzlich etwas regte. Sofort erstarrten die Hunde, da sie keine Ahnung hatten, womit sie es zu tun hatten.

Aus den rauchenden Trümmern erhob sich eine ungewöhnlich große Gestalt. Es war Vacu. Seine Miene zeigte totale Verwirrung und seine Augen schienen die Kameraden aus seinem Rudel überhaupt nicht wahrzunehmen. Sein Pelz war völlig verkohlt und er hustete eine dicke Rauchwolke aus. Dann taumelte er auf Rier und die anderen zu, die seine Bewegungen regungslos verfolgten. Schließlich blieb er in wenigen Metern Entfernung stehen und starrte sie an, als könnte er immer noch nicht glauben, dass sie es waren. Dann sagte er: »Autsch.« Und brach erneut zusammen.

»Großartig«, murmelte Rier.

Xyon erreichte sein Schiff ohne weitere Zwischenfälle. Das war eine gewisse Erleichterung, wenn er auf die Ereignisse zurückblickte, die sich zugetragen hatten, seit er seinen Fuß auf diesen verdamnten Planeten gesetzt hatte. Es war nett, dass zumindest eine Sache reibungslos verlaufen war.

»Hallo, Xyon«, begrüßte ihn sein Schiff, als er das Cockpit betrat. Er bezeichnete es als Cockpit, weil es viel zu klein war, um als Brücke durchgehen zu können. Hier fanden bestenfalls zwei oder drei Personen Platz.

»Hallo, Lyla«, erwiderte er. »Fahr die Haupttriebwerke hoch und lass uns von hier verschwinden.«

»Versucht jemand dich umzubringen?«, erkundigte sich das Schiff. Natürlich besaß es Multitasking-Fähigkeiten, so dass während des Gesprächs gleichzeitig die Maschinen warm liefen. Das Schiff selbst war weder besonders groß noch hübsch anzuschauen, da Xyon die Angewohnheit hatte, immer wieder hier und dort etwas anzubauen, sobald er genügend Geld hatte oder etwas fand, das sich für seine Zwecke verwerten ließ. Deshalb hatte es eine recht unregelmäßige Form. Aber es war schnell und wendig und besaß eine gestohlene Tarnvorrichtung und genügend Waffen, um sich in den meisten Auseinandersetzungen behaupten zu können. Zumindest in den Kämpfen, bei denen er sich nicht

rechtzeitig aus dem Staub machen konnte.

»Natürlich versucht jemand mich umzubringen. Schließlich ist heute ein ganz normaler Tag, nicht wahr?« Er führte einen schnellen Systemtest durch.

»Deine Atmungsfrequenz liegt drei Prozent über der Norm. Laut Bioscanner hast du drei Quetschungen und achtzehn Brandwunden.«

»Wenn man vor einem Feuerball in der Größe eines kleinen Mondes davonläuft, muss man einfach mit so was rechnen. Komm schon, Lyla, lass uns endlich von hier...«

Etwas schlug gegen die vordere Sichtscheibe und Xyons Kopf fuhr herum. Da draußen war ein Hund. Sein Pelz war so schwarz wie die Nacht und in der Hand hielt er ein Schwert, das recht gefährlich aussah. Eigentlich hätte er keine echte Bedrohung darstellen sollen, doch als der Hund ausholte und mit der Klinge gegen die Sichtscheibe schlug, bekam sie einen feinen Sprung.

Der Hund starrte Xyon genau ins Gesicht, als wäre er dabei, sich jeden Quadratmillimeter seiner Züge genauestens einzuprägen. Xyon spürte, wie es ihm eiskalt über den Rücken lief. »*Lyla!*«, rief er. »Jetzt zu verschwinden, wäre eine wirklich ganz ausgezeichnete Idee!«

Der Hund holte mit dem Schwert zu einem zweiten Hieb aus, dann hob das Schiff mit donnernden Triebwerken ab. Der schwarze Hund schien kurz zu zögern, als würde er überlegen, ob er den Versuch fortsetzen sollte, sich einen Zugang zum Schiff zu verschaffen. Im letzten Augenblick sprang er ab. Es war keinesfalls eine Verzweiflungstat, so viel hatte Xyon erkannt. Das Geschöpf hatte einfach nur abgewogen, ob ihm genügend Zeit blieb, sein Vorhaben umzusetzen, und schließlich darauf verzichtet. Xyon jedoch hatte das unangenehme Gefühl, dass die Angelegenheit damit keineswegs erledigt war. Selbst als sich das Schiff, das den Namen *Lyla* nach der Künstlichen Intelligenz des Bordcomputers erhalten hatte, aus der Schwerkraft des Planeten befreit hatte, konnte Xyon nicht glauben, dass es ihm wirklich gelungen war, sich in Sicherheit zu bringen. Der tödliche Kampf war lediglich für eine Weile unterbrochen worden.

IV.

Irgendwann hatte sie ihn für sich als den Roten Mann bezeichnet. Zuerst hatte er sich nur in vereinzelt Traum gezeigt, doch seit kurzem kehrte er regelmäßig wieder, wurde geradezu allgegenwärtig. Er betrachtete sie, als wäre sie eine Mikrobe, und seine Gestalt war jedes Mal anders. Manchmal war er von normaler Größe, ganz wie ein völlig durchschnittlicher Mann. Dann war er von riesenhafter Gestalt; sein Gesicht erstreckte sich über den gesamten Himmel und grinste auf sie herab. Bei diesen Gelegenheiten fühlte sie sich am hilflosesten. Sie wollte sich gegen ihn zur Wehr setzen, aber sie hatte keine Ahnung, wie sie das anstellen sollte. Sie versuchte innere Kraftquellen anzuzapfen und Tapferkeit und Entschlossenheit aufzubauen und was sonst noch für ein junges Mädchen in einer derartigen Situation von Nutzen sein mochte. Aber es nützte gar nichts. Sie konnte sich nur abwenden und davonlaufen, obwohl es ein Traum war. Ihre schnellen Beine trugen sie über weite Ödländer und wie früher hörte sie die Stimmen, die ihr etwas zuflüsterten, die sie aufforderten, zu ihnen zu kommen, bei ihnen zu bleiben, mit ihnen eins zu werden. Und wie immer waren sie sehr, sehr leise. Mit Ausnahme des Roten Mannes, des meisterhaften Drahtziehers, der alles sah und sich lachend in der Gewissheit seiner Macht sonnte.

»Geh weg, geh weg!«, rief sie ihm zu, aber er ließ sie nicht in Frieden. Und einmal, in einem besonders schrecklichen Traum, hatte sein gigantisches Gesicht wieder den gesamten Himmel ausgefüllt und er hatte mit einer Hand nach ihr gegriffen. Die Hand fuhr nieder und schien bereit, sie zu ergreifen, vielleicht, um sie zu zerquetschen oder fortzuschleudern ... sie wusste es nicht. Sie wusste nur, dass sie ihm nicht entkommen konnte, und hob die Arme schützend vor ihr Gesicht. Sie schluchzte und flehte um Gnade, obwohl es in dieser Welt keine Gnade für sie gab...

Dann wachte sie auf.

Instinktiv wollte sie schreien, den Namen ihrer Mutter rufen, aber dank monatelangen Trainings konnte sie diesen Impuls unterdrücken. Sie war geübt darin, den Mund zu halten, denn sie wollte ihre Mutter nicht mehr beunruhigen. Infolgedessen hatte sie die Angewohnheit aufgegeben, irgendwo draußen zu schlafen, damit ihre Mutter sich nicht mehr ständig um sie sorgte und nicht überall nach ihr suchte.

Andererseits wollte sie ihre Mutter auch nicht aus tiefem Schlaf wecken, wenn sie schreiend aufwachte. Also hatte sie versucht, einen äußerst schwierigen Kompromiss zu entwickeln und sich antrainiert, jede

instinktive Reaktion zu unterbinden, um niemanden zu beunruhigen. Dazu benötigte sie ihre ganze Willenskraft. Nach der Angst und Hilflosigkeit eines Traumes musste sie sich anschließend ganz schnell umorientieren. Nur so konnte sie vermeiden, dass ihre Schreie durch die Nacht hallten.

In dieser Nacht hatte sie es geschafft, wenn auch nur knapp. Ihr Mund hatte sich bereits geöffnet, aber im letzten Moment hatte sie sich erinnert. Ihre verzweifelte Reaktion ließ nicht auf sich warten: Sie biss sich so fest auf die Unterlippe, dass sie blutete. Es fühlte sich an, als würde ihr ganzer Unterkiefer vor Schmerzen taub werden. Aber wenigstens war es ihr gelungen, ihren Drang, der Angst mit einem Schrei Luft zu machen, zu unterdrücken.

In ihrem Zimmer war es dunkel. Sie setzte sich im Bett auf und wischte sich mit einem Ärmel das Blut vom Kinn. Sie wünschte sich, einen gewissen Triumph oder wenigstens leise Freude zu empfinden, dass sie es geschafft hatte, aber sie verspürte nur Angst. Denn eines Tages würde es ihr nicht mehr gelingen, sich zu beherrschen, und dann würde sie wieder schreien und ihre Mutter würde bestürzt erkennen, dass die Träume keineswegs aufgehört hatten. Dass sie in Wirklichkeit viel eindringlicher und klarer als je zuvor geworden waren, obwohl die Klarheit immer noch in vielerlei Hinsicht verwirrend war. Sie hatte ihrer Mutter endlose Qualen ersparen wollen; also hatte sie ihr die Wahrheit verheimlicht. Obwohl sie es zum Wohl ihrer Mutter getan hatte, fühlte sie sich schuldig.

Sie hörte Schritte vor ihrer Tür, und während einer Schrecksekunde dachte sie, dass sie sich vielleicht doch nicht so gut beherrscht hatte, wie sie glaubte. Dass sie vielleicht doch im Schlaf geschrien und unabsichtlich ihre Mutter gerufen hatte. Sie ließ sich aufs Bett zurückfallen und versuchte, einen möglichst entspannten Eindruck zu erwecken, den Schweiß zu vergessen, der die Bettlaken tränkte und das Nachthemd an ihrem Körper kleben ließ, so dass ihr merklich kühl wurde. Kurz bevor sich die Tür öffnete, wurde ihr bewusst, dass sie vor Nervosität den Atem angehalten hatte. Also bemühte sie sich, wieder regelmäßig zu atmen, um den Anschein zu erwecken, sie würde entspannt schlafen.

Das Licht aus dem Korridor fiel auf ihr Gesicht und selbst mit geschlossenen Augen spürte sie, wie ihre Mutter sie ansah. Es schien eine Ewigkeit zu dauern, bis die Tür sich langsam wieder schloss. Nachdem sie sich so lange gezwungen hatte, ruhig zu atmen, stieß Riella nun unwillkürlich einen schweren Seufzer aus und sie spürte, wie ihr Herz flatterte.

Dann hörte sie etwas anderes, das sie sehr verwirrte. Ihre Mutter sprach mit jemandem, aber sie hatte nicht gewusst, dass ihre Mutter irgendwelche Gäste erwartet hatte. Diese Tatsache war auch deshalb einzigartig, weil sich Riella nicht erinnern konnte, dass irgendwann

jemand in ihrem Haus zu Gast gewesen wäre. Gäste waren nicht nur eine Seltenheit, sondern es hatte nie welche gegeben. Natürlich wurde Riellas Neugier geweckt, aber sie wollte nichts unternehmen, das Aufmerksamkeit auf sie gelenkt hätte.

Sehr vorsichtig und sehr leise zog Riella die Beine unter der Bettdecke hervor. Mit übertriebener Behutsamkeit trat sie auf den Boden und wartete ab, ob die Dielen unter ihren Füßen knarrten. Aber es blieb still. Sie strengte ihr Gehör an und konzentrierte sich auf das Gemurmel, das aus dem Nebenzimmer drang. Es war eindeutig die Stimme ihrer Mutter und die einer anderen Person. Sie war sich nicht völlig sicher, aber sie glaubte, dass es eine männliche Stimme war. Dieser Umstand war noch ungewöhnlicher. Sie hatte ihre Mutter gelegentlich beobachtet, wie sie in der Stadt mit anderen Frauen geplaudert hatte, aber niemals mit einem Mann.

Sie lächelte still. Konnte es sein, dass ihre Mutter ein Leben führte, das sie vor Riella geheim zu halten versuchte? Dass es um einen Mann ging und ihre Mutter glaubte, Riella würde sich über eine mögliche Romanze aufregen? Es war einfach reizend ... geradezu putzig. Als gäbe es irgendetwas auf der Welt, das Riella ihr nicht gönnen würde. Schließlich war sie ihr stets eine wunderbare Mutter gewesen.

Sie schlich unendlich langsam zur Tür und öffnete sie einen winzigen Spalt. Die Stimmen kamen eindeutig aus dem Wohnzimmer, das gleich auf der anderen Seite des kleinen Korridors lag. Riella überlegte, ob sie sich mit äußerster Vorsicht bis zum Durchgang schieben konnte, um einen Blick ins Wohnzimmer zu werfen, ohne selbst gesehen zu werden. Vielleicht klappte es, wenn sie auf Händen und Füßen hinüberkroch. Sie musste den Drang unterdrücken, leise zu kichern. Sie kam sich wie ein kleines Mädchen vor, wenn sie sich auf diese Weise durch die Wohnung schlich.

Sie ging in die Hocke und schob sich auf allen vieren durch den Korridor. Als sich ihr Knie im Nachthemd verhakte, wäre sie beinahe mit dem Gesicht auf den Boden geknallt. Es hätte nicht viel gefehlt und sie wäre über dieses Missgeschick in schallendes Gelächter ausgebrochen. Aber sie konnte sich beherrschen. Sie raffte ihr Nachthemd und kroch weiter.

Sie begnügte sich mit einem Beobachtungswinkel, von dem aus sie nicht alles überblicken konnte. Aber sie sah die Beine und Schuhe der beiden und gelegentlich eine gestikulierende Hand. Der Mann trug schwarze Handschuhe, was ihr etwas ungewöhnlich vorkam, wenn man bedachte, dass das Wetter eher mild war.

Dann gefror ihr Blut, als sie hörte, worum es in ihrem Gespräch ging.

»Glauben Sie mir, ihre Träume haben aufgehört. Sie sagt mir alles.

Wenn sie immer noch träumen würde, hätte ich zweifellos davon erfahren.«

Der Mann antwortete sehr leise, als müsste er sich beherrschen. Es war nicht leicht, ihn zu verstehen. »Das«, schien er zu sagen, »wäre äußerst bedauerlich.«

»Warum? Vielleicht ist sie gar nicht die Erwählte ...«

»Doch, sie ist die Erwählte«, sagte der Mann. Riella konnte seine zu Fäusten geballten Handschuhe sehen. »Ich weiß es. Ich weigere mich einfach zu glauben, dass wir so viel Zeit mit ihr vergeudet haben. Wenn die Träume anfangen, hören sie nicht mehr auf. In der gesamten Geschichte unseres Volkes war es noch nie anders.«

»Aber vielleicht ist es diesmal...«

»Nein. Es ist viel wahrscheinlicher, dass sie Sie lediglich getäuscht hat.«

»Warum sollte sie versuchen, mich zu täuschen?«, fragte Malia zurück. Ihre Stimme klang sehr gereizt. »Was sollte sie damit bezwecken?«

»Vielleicht vertraut sie Ihnen nicht. Vielleicht hat sie herausgefunden, dass ...«

»Nein, das hat sie nicht.« Ihre Mutter sprach in einem Tonfall, den Riella noch nie zuvor gehört hatte. In ihrem ganzen Leben hatte sie ihre Mutter nur mit Liebe, Zuneigung und Besorgnis sprechen gehört. Jetzt klang sie zornig und ungeduldig. Vielleicht sogar etwas zynisch. »Sie hat nichts herausgefunden. Sie vertraut mir blind.«

»Wenn sie es täte, würde sie Ihnen von den Träumen erzählen.«

»Ihre Argumentation bewegt sich im Kreis, Zoran.«

Dieser Name versetzte Riella einen beinahe körperlich spürbaren Schlag. Sie zuckte zusammen und hätte um ein Haar schockiert gekeucht. *Zoran* - das war der Name! Der Name aus den Träumen. Sie war sich völlig sicher. Während ihrer nächtlichen Visionen hatte sie ihn nur undeutlich wahrgenommen, aber als sie jetzt hörte, wie er ausgesprochen wurde, gab es für sie keinen Zweifel mehr. Doch was hatte das zu bedeuten? Wer war er? Und was in aller Welt hatte er mit ihrer Mutter zu tun?

»Haben Sie eine andere Erklärung?«, fragte Zoran.

»Vielleicht ...« Ihre Mutter verschränkte die Finger, während sie offenbar gründlich über diese Frage nachdachte. »Vielleicht will sie nur nicht, dass ich mir Sorgen mache. Das wäre durchaus möglich. Die einfachsten Erklärungen sind manchmal die besten.«

»Sie könnten Recht haben - aber vielleicht auch nicht. Jedenfalls dürfen wir kein Risiko eingehen. Ich möchte, dass Sie wieder mit ihr darüber reden.«

»Sie würde misstrauisch werden.«

»Sie widersprechen sich, Malia. Entweder vertraut sie Ihnen blind, was

bedeuten würde, dass Sie Ihre Fragen lediglich als Besorgnis einer Mutter deutet. Oder sie misstraut Ihnen bereits jetzt und das bedeutet, dass sie ohnehin weiß, dass nicht alles so ist, wie es scheint.«

Riella hatte das Gefühl, als würde die ganze Welt ins Wanken geraten. Was sollte nicht so sein, wie es schien? Sie verstand überhaupt nichts mehr. Vielleicht...

Vielleicht träumte sie immer noch. Ja. Das war eine sinnvolle Erklärung. Vielleicht die sinnvollste überhaupt. Denn die gesamte Situation hatte etwas Traumartiges.

»Auf jeden Fall könnten sich die Dinge zuspitzen. Möglicherweise haben wir nicht mehr viel Zeit«, sagte Zoran.

»Warum nicht?« Malia klang besorgt. »Was ist geschehen?«

»Die Hunde des Krieges schnüffeln herum. Sie haben einen meiner Leute geschnappt, während sich der Idiot in irgendeiner Provinztaverne >vergnügte<. Möglicherweise haben sie nichts von ihm erfahren - es ist sogar sehr wahrscheinlich -, aber sicher können wir nicht sein. Falls er doch geplaudert hat, werden die Hunde des Krieges die Spur weiterverfolgen - bis zu Ihrer sogenannten Tochter.«

Sogenannt? Ja ... ja, es konnte nur ein Traum sein.

»Wird es nötig sein, sie zu ...«

Mehr sagte sie nicht. Riella war verwirrt, weil sie keine Ahnung hatte, worauf diese Frage hinauslaufen mochte.

»Sie zu töten?«, knurrte Zoran. »Das wäre sehr bedauerlich. Aber wenn der Ort der Stille wirklich die Quelle der Macht repräsentiert, wie die Legenden behaupten, dann dürfen wir nicht zulassen, dass sie den falschen Leuten in die Hände fällt.«

Riella hielt sich den Mund zu, um den Schrei zu unterdrücken, der aus ihr hervorzubrechen drohte. Dies war mehr als nur ein Traum. Es war ein ausgeprägter Alptraum.

Dann hörte sie einen Sessel knarren und sah, wie sich Zoran vorbeugte. Für einen kurzen Moment sah sie sein Gesicht.

Es war rot. Das rote Gesicht aus ihren Träumen. Das Gesicht, das den Himmel ausgefüllt und sie ausgelacht hatte, das ihr ganzes Leben zu beherrschen schien.

Sie zog sich kriechend zurück, wie ein Krebs, und stieß mit der Schulter gegen eine Wand.

Sofort schien sich die Atmosphäre im Wohnzimmer zu verändern. »Was war das?«, fragte Zoran.

»Was? Ich habe nichts gehört.«

»Aber ich. Einen dumpfen Schlag.«

»Vielleicht stöbern draußen irgendwelche Tiere im Müll herum. Das tun sie des öfteren.«

Riella war gar nicht mehr interessiert, den Rest des Gespräches

mitzuhören. Sie hetzte durch den Korridor, ohne ein Geräusch von sich zu geben, und huschte in ihr Zimmer. Sie wagte nicht einmal zu atmen. Sie stieg ins Bett, rückte die Laken zurecht und vollführte dann eine der beeindruckendsten Leistungen ihres jungen Lebens: Sie täuschte eine völlig ruhige Atmung vor, während sie in Wirklichkeit laut schreien wollte - so lange, bis irgendjemand kam, der sie aus dem Alptraum weckte, in dem sie gefangen war.

Von ihrer Tür kam ein Geräusch und sie musste sich alle Mühe geben, um nicht vor Schreck zusammenzuzucken. Sie blieb völlig reglos liegen. Sie wusste nicht, ob ihre Mutter (ihre Mutter?) oder Zoran oder beide hereinschauten. Sie wusste nur, dass sie nicht das leiseste Anzeichen von sich geben durfte, dass sie alles mitgehört hatte.

»Sie schwitzt sehr stark«, hörte sie Zoran flüstern.

»Vielleicht hat sie gerade einen Traum.«

»Vielleicht. Fragen Sie sie morgen früh danach. Finden Sie heraus, was Sie in Erfahrung bringen können. Ich werde in der Nähe bleiben. Melden Sie mir alles, was sie Ihnen erzählt, dann werden wir eine Entscheidung über ihre Zukunft treffen.«

»Gut.«

»Und noch etwas, Malia.«

»Ja?«

Es folgte eine bedeutungsschwangere Pause, bevor er weitersprach. »Begehen Sie keinen folgenschweren Fehler. Auf dieser Welt im Nirgendwo fallen zwei Leichen genauso wenig auf wie eine. Ich versichere Ihnen, dass sich niemand sonderlich dafür interessieren würde. Haben wir uns verstanden?«

»Sie können sich Ihre Drohungen sparen, Zoran.« »Nein, sie sind ein Zeichen meiner Großzügigkeit. Ich mache Ihnen damit ein wertvolles Geschenk. Gute Nacht, Malia.«

Riella lauschte auf das Geräusch seiner sich entfernenden Schritte und der sich öffnenden und schließenden Haustür. Währenddessen rührte sich ihre »Mutter« nicht von der Stelle. Dann hörte sie, wie sich Malia vorsichtig näherte. Wieder hätte sie beinahe aufgeschrien, als die Finger der Frau ihre Wangen streiften und einige Haarsträhnen ordneten - liebevoll und besorgt wie jede andere Mutter. Kurz darauf verließ sie das Zimmer und ließ Riella mit ihren chaotischen Gedanken allein.

Das Mädchen hatte nicht die Absicht, in dieser Nacht zu schlafen. Sie wollte bei der ersten Gelegenheit fluchtartig das Haus verlassen, um sich so weit wie möglich zu entfernen. Aber auch draußen in der Nacht lauerten nun zahlreiche Schrecken, wenn sie sich vorstellte, dass Zoran irgendwo auf sie wartete. Vielleicht beobachtete er das Haus sogar, damit sie nicht unbemerkt fortlief. Oder er würde sie auf irgendeine andere Weise aufspüren und sie in der Dunkelheit verfolgen ...

»Riella! Komm schon ... wach auf, du Schlafmütze!« Riella blinzelte im hellen Licht, das durch das Fenster hereindrang. Ihr Nachthemd war klitschnass und gab ein schmatzendes Geräusch von sich, als sie sich aufsetzte. Sie blickte sich um und sah ihre Mutter, die so fröhlich und freundlich wie immer war. Sie zerraupte Riellas Haar und sagte: »Ich kann mich gar nicht mehr erinnern, wann du das letzte Mal so spät aufgestanden bist. Ich brachte es nicht übers Herz, dich früher zu wecken, weil du so tief und fest geschlafen hast. Du fühlst dich bestimmt außergewöhnlich erfrischt.«

»Ja, sehr«, sagte Riella tapfer. Im grellen Licht des neuen Tages fragte sie sich, ob ihr unwirkliches Erlebnis in der vergangenen Nacht vielleicht genau das gewesen war, nämlich unwirklich. Möglicherweise hatte sie sich alles nur eingebildet. Zumindest klang diese Erklärung sinnvoller als die Vorstellung, ihre Mutter könnte in eine bizarre Verschwörung mit einem rothäutigen Mann verstrickt sein, der sie in ihren Träumen heimsuchte.

»Gut. Dann werde ich dir ein schönes Mittagessen zubereiten. Das Frühstück hast du ja verschlafen. Warum gehst du nicht ins Bad und kommst dann in die Küche?«

»Das werde ich tun, Mutter.« Die Erinnerungen an die Nacht verflüchtigten sich bereits und die Phantasie wich der Wirklichkeit. Offenbar wurden ihre Träume immer unheimlicher und nahmen die Gestalt realistischer Szenen an, statt sie auf die Oberfläche eines surrealistischen Planeten zu versetzen. Alles andere war unverändert. Das erkannte sie nun in aller Deutlichkeit. Die Gespräche der vergangenen Nacht waren allein ihrer fiebrigen Phantasie entsprungen, ohne dass irgendetwas davon eine reale Grundlage hatte.

Ihre Mutter ging zur Tür, doch sie verließ den Raum noch nicht, sondern drehte sich zu ihrer Tochter um. »Wenn du so tief geschlafen hast, scheinen deine Träume wirklich verschwunden zu sein.« Nach einer kurzen Pause fügte sie hinzu: »Oder?«

Riella hielt den Atem an, als sie erneut einen Schrei unterdrücken musste. »Ja«, sagte sie mit heiserer Stimme.

»Schließlich würdest du es mir sagen, wenn du diese Träume immer noch hättest... oder?«

»Natürlich würde ich das, Mutter. Warum sollte ich es dir verschweigen?«

»Dafür gäbe es keinen Grund«, sagte ihre Mutter zuversichtlich. »Nicht den geringsten. Oder doch?«

»Nein, es gibt keinen.«

»Gut«, erwiderte Malia und rieb sich die Hände. »Wir können uns später darüber unterhalten. Du weißt ja, dass ich mir sehr leicht Sorgen mache.«

»Ich weiß, Mutter«, sagte Riella, während die Bilder der vergangenen

Nacht vor ihrem Geist vorbeizogen. »Aber nicht halb so viele wie ich, möchte ich wetten.«

V.

Si Cwan hatte nicht genau gewusst, was er erwarten sollte, als man ihm mitgeteilt hatte, dass er sich mit dem Führungsrat von Montos treffen würde, denn dieser Planet lag weitab von den Hauptrouten des Thallonianischen Imperiums und bisher hatte es ihn noch nie in diese Gegend verschlagen. Montos hatte sich ziemlich isoliert, und da der Planet nicht sehr hoch entwickelt war (außer minimaler Raumfahrttechnik und Ähnlichem) und niemals eine Bedrohung der thallonianischen Herrschaft dargestellt hatte, war das Herrscherhaus nie besonders an dieser Welt interessiert gewesen.

Aber jetzt hatten sich die Dinge verändert. Die Welten im thallonianischen Raumsektor waren auf sich allein gestellt und selbst die kleinsten Planeten wurden plötzlich wichtig. Vor allem wenn Gefahren am Horizont aufzogen, die vorher nicht existiert hatten.

Also führte Si Cwan diese diplomatische Mission nach Montos zu einem Zeitpunkt durch, als die Lage vergleichsweise friedlich war. Aber neue Entwicklungen konnten sich schneller ergeben, als irgendwer auf Montos ahnte.

Seine Begleiter waren Zak Kebron, der schwere Brikar und Sicherheitsoffizier der *Excalibur*, und Lieutenant Soleta, der vulkanische Wissenschaftsoffizier, neben Si Cwan die einzige Person, die bereits Erfahrungen im thallonianischen Raumsektor gesammelt hatte. Aber selbst Soleta war noch nie auf Montos gewesen. Das bedeutete natürlich, dass sie in wissenschaftlicher Hinsicht ganz besonders an diesem Planeten interessiert war. Während der Reise nach Montos hatte Si Cwan überlegt, ob es eine gute Idee gewesen wäre, auch Robin Lefler mitzunehmen. Schließlich war er jedoch zu dem Ergebnis gekommen, dass es höchstwahrscheinlich besser gewesen war, ohne sie zu reisen! Sie verbrachte bereits einen großen Teil ihrer Zeit damit, sich um seine Wünsche zu kümmern, so dass sie es zweifellos genoss, eine Weile von diesen Verpflichtungen entbunden zu sein.

Nach dem Eintreffen wurden sie sofort zum Ratssaal von Montos geführt. Die Eskorte hatte sie respektvoll empfangen und schien sogar etwas eingeschüchtert auf den Anblick und die Gegenwart Si Cwans zu reagieren - und noch mehr auf Kebrons furchterregende Gestalt. Im Ratssaal jedoch ließ man sie einfach stehen. Man bot ihnen weder Sitzgelegenheiten noch andere Annehmlichkeiten an, sondern sie mussten vor einem erhöhten Podium mit einem halben Dutzend Stühlen stehen - drei auf jeder Seite. Aber niemand kam, der sich auf die Stühle

setzte; man ließ sie einfach allein. Mindestens eine halbe Stunde war vergangen, seit sie auf Montos angekommen waren, und Kebron schien als Erster die Geduld zu verlieren.

Normalerweise war Kebron jemand, der sich kaum erschüttern ließ. Was kein Wunder war. Wer eine verblüffende Ähnlichkeit mit einem wandelnden Felsmassiv aufwies, konnte es sich leisten, die Welt mit großer Gelassenheit zu betrachten. Trotzdem ließ sich Zak Kebron nur ungern zum Narren halten und ganz besonders missfiel es ihm, wenn man seine Zeit verschwendete.

»Wir sollten gehen«, sagte er schließlich.

»Reden Sie keinen Unsinn, Kebron«, erwiderte Si Cwan. »Wir sind doch nicht den weiten Weg hierher gekommen, um sofort wieder umzukehren.«

»Richtig. Aber wenn es sein muss, werden wir es tun.«

»Man wird sich schon um uns kümmern.«

»Das wissen wir nicht«, entgegnete Kebron. »Wir könnten eine gute Zielscheibe abgeben.«

Soleta, die mit dem Tricorder die Zusammensetzung der Atmosphäre untersucht hatte, warf Kebron einen Blick zu und hob eine Augenbraue. »Eine Zielscheibe?« Diese Vorstellung schien ihr weder beunruhigend noch absurd vorzukommen. »Wie kommen Sie darauf?«

»Wir sind eine kleine Gruppe. Niemand hält sich in unserer Nähe auf. Wir können es vermeiden, zu einer Zielscheibe zu werden, wenn wir uns bewegen.«

»Sie sind paranoid, Kebron«, sagte Si Cwan.

Kebron, der so gut wie keinen Hals besaß, drehte sich mit dem gesamten Körper zu Si Cwan herum. »Ja. Und was wollen Sie mir damit sagen?«

»Dass es unsinnig ist, in ständiger Paranoia zu leben.«

»Wie kommen Sie auf diese Idee?«

Si Cwan verdrehte die Augen. »Ich bin fest überzeugt, dass bald jemand kommen wird ...«

»Ich nicht. Ihr Problem - eins Ihrer vielen Probleme - besteht darin, dass Ihre Herrscherattitüde Sie daran hindert zu erkennen, wann jemand Sie hinter das Licht führen könnte. Sie glauben einfach nicht, dass irgendwer Sie täuschen oder austricksen könnte, Cwan.«

»Und wissen Sie auch, was Ihr Problem ist, Kebron?«

»Ja. Mein Problem sind Sie.«

Bevor Si Cwan etwas erwidern konnte, öffnete sich knarrend die Tür zum Saal. Si Cwan entging nicht, dass Kebron unauffällig - beziehungsweise so unauffällig, wie es ihm möglich war - seine Körpermasse zwischen Cwan und die Tür schob. Darüber amüsierte sich der Thallonianer köstlich. Trotz aller Antipathie, die Kebron ihm gegenüber

an den Tag legte, besaß er stets genügend Pflichtbewusstsein, Si Cwan vor möglichen Angriffen zu beschützen. Des weiteren amüsierte ihn, wie sich Soleta instinktiv in Kebrons Schatten zurückzog. Allerdings war es eine durchaus sinnvolle Taktik, da sich Kebrons schiere Masse ausgezeichnet als Deckung eignete. Die meisten Angriffsversuche gerieten bereits bei diesem ersten Verteidigungsposten ins Stocken.

Doch das Individuum, das durch die Tür kam, schien alles andere als eine Bedrohung darzustellen. Es hatte blasse Haut wie die meisten Montosianer und seine Stirnfühler hingen leicht herab. Er war unzweifelhaft älteren Jahrgangs; seine ergrauten Schnurrhaare standen in verschiedensten Winkeln von seinem spitzen Kinn ab und er bewegte sich mit schleppenden Schritten auf gebeugten Beinen fort.

In einer Hand hielt er einen dreieckigen Stein. Es war anscheinend nicht die natürliche Form des Steines, sondern man hatte ihn sorgsam geschliffen und poliert. Das Merkwürdigste an diesem Mann war, dass er offenbar in ein Selbstgespräch vertieft war. Er schwenkte den Stein hin und her und murmelte leise und in schneller Folge irgendwelche Worte, als würde er angeregt mit Leuten plaudern, die nur er sehen konnte. Von ihm schien keine Gefahr auszugehen, doch ansonsten war er schwierig einzuschätzen. Si Cwan und die anderen blickten sich gegenseitig mit offener Verblüffung an, da keiner wusste, was sie von diesem Neuankömmling halten sollten.

Er schlenderte quer durch den Raum, bestieg das Podium und machte es sich auf einem Stuhl bequem, während er noch eine Weile weitermurmelte. Schließlich wandte er Si Cwan den Blick zu und konzentrierte seine Aufmerksamkeit endlich auf den Botschafter und seine Begleiter.

»Die Sitzung ist eröffnet!«, rief er gebieterisch, als würde er eine größere Menge ansprechen. Gleichzeitig stellte er den dreieckigen Stein mit einem lautstarken Knall auf seinen Schreibtisch. »Die Sitzung des Führungsrats von Montos ist hiermit eröffnet.« Er betrachtete Si Cwan blinzelnd. »Und Sie sind ...?«

Si Cwan war noch nie besonders anfällig für Einschüchterungsversuche gewesen. Er richtete sich zu voller Größe auf und sagte mit gewohntem Selbstbewusstsein: »Lord Si Cwan, Angehöriger der ehemaligen Königsfamilie von Thallon. Und das sind die Lieutenants Soleta und Zak Kebron vom Raumschiff *Excalibur*, das die Interessen der Föderation vertritt. Habe ich die Ehre, mit einem Mitglied des Führungsrates zu sprechen?« »Nein.«

Die schroffe Verneinung verdutzte Si Cwan sehr. »Sagten Sie nein?«

Der alte Mann blickte sich um, als müsste er sich vergewissern, ob vielleicht eine andere Person gesprochen hatte, die seiner Aufmerksamkeit bislang entgangen war. Als er keinen entsprechenden

Hinweis entdeckte, nickte er und sagte: »Ja, es scheint so.«

»Und wer sind Sie, wenn ich fragen darf?« »Ich bin Fr'Col.« Er sagte es mit leichter Überraschung, als könnte er sich nicht vorstellen, warum sich Si Cwan genötigt sah, eine solche Frage zu stellen. Es war doch völlig offensichtlich, wer er war!

»Und Sie sind kein Mitglied des Führungsrates?« »Nein. Ich bin die Gesamtheit des Führungsrates.« »Können wir jetzt endlich gehen?«, flüsterte Kebron. Er hatte Soleta angesprochen, deren Gehör fein genug war, um das leise Gemurmel zu verstehen. Natürlich wahrte sie die Fassung und gab nicht einmal zu erkennen, dass sie die Bemerkung registriert hatte.

»Darf ich fragen, wo sich der Rest des Rates befindet?« »Ja«, sagte der alte Mann, der sich als Fr'Col vorgestellt hatte. Dann widmete er sich dem dreieckigen Stein, als würde der Gegenstand plötzlich eine unglaubliche Faszination auf ihn ausüben.

Si Cwan spürte, dass er kurz davor stand, die Geduld zu verlieren. Doch er kämpfte dagegen an. Es hatte viele Monate der Konzentration und Selbstdisziplin erfordert, seine herrische Art in den Griff zu bekommen, die ihm von vielen - einschließlich und hauptsächlich Kebron - vorgeworfen wurde. Obwohl Cwan immer noch der Ansicht war, dass die Kritik maßlos übertrieben war, hatte er sich bemüht, mit etwas weniger aristokratischem Dünkel aufzutreten, einfach damit das Leben etwas reibungsloser verlief. Es war eine Sache, autoritär aufzutreten, wenn man sich in einer Umgebung befand, wo es Leute gab, die bemüht waren, einem jedem Wunsch zu erfüllen, und die geradezu darauf brannten, einem selbst den kleinsten Dienst zu erweisen. Diese Art von Ergebenheit suchte man an Bord eines Starfleet-Schiffs vergebens. Trotz der längeren Zeit, die er bereits dort verbracht hatte, schien es Si Cwan, dass es immer noch viele Besatzungsmitglieder der *Excalibur* gab, die ihn lediglich als Gast betrachteten. Die Sitte des Katzbuckelns war bei Starfleet nicht sehr beliebt und daran würde sich auch in absehbarer Zukunft nichts ändern. Da er nur einer gegen etwa tausend war, erschien es ihm sinnvoll zu versuchen, sich den allgemeinen Erwartungen anzupassen. Doch es war ihm nicht leicht gefallen. Und er hatte wirklich kein großes Talent, sich demütig zu verhalten. Er trat nach wie vor mit dem Gebaren einer Person auf, die es gewohnt war, dass man ihr gehorchte. Das war ein Problem, da niemand an Bord des Schiffes besonders geneigt schien, ihm zu gehorchen. Aber er hatte daran gearbeitet, sich einzufügen, genauso wie sich einige aus der Besatzung bemüht hatten, ihm entgegenzukommen (natürlich mit Ausnahme von Kebron, der eher den Drang zu verspüren schien, Si Cwan bei der erstbesten Gelegenheit zu packen und in einen Photonentorpedoschacht zu stopfen.)

Es lief darauf hinaus, dass Cwan versuchte, etwas toleranter mit

Normalsterblichen umzugehen, die immerhin in beträchtlicher Überzahl auftraten. Also zwang er sich zur Geduld, die er auf genauso selbstverständliche Weise an den Tag legte, wie ein Schwarzes Loch Licht verstrahlte. »Also gut«, sagte er. »Wo ... befindet sich ... der Rest des Führungsrates?«

»Nicht hier.«

»Nicht hier. Aha. Wäre es möglich, ihn hierher zu schaffen?«

Fr'Col dachte eine Weile darüber nach. »Jaaa«, sagte er gedehnt und nickte, während er sich mit dem Stein am Kinn kratzte. »Ja, möglich wäre es. Aber Sie würden es bestimmt nicht wollen.«

»Ich würde es nicht wollen.«

»Nein.«

»Warum ... würde ich es nicht wollen?«

»Ich bitte Sie!«, rief Fr'Col entsetzt. Er schien nicht fassen zu können, dass Si Cwan diese Möglichkeit überhaupt in Erwägung zog. »Sie würden hier alles vollstinken und Schlimmeres bewirken!«

Si Cwan hatte das Gefühl, allmählich den Verstand zu verlieren. Doch dann mischte sich plötzlich Soleta ein. »Weil sie tot sind, nicht wahr?«, sagte sie.

»Natürlich«, entgegnete Fr'Col.

»Der Rest des Führungsrats ist also tot«, fasste Si Cwan zusammen, als müsste er sich diesen Umstand zunächst in aller Deutlichkeit bewusst machen.

Fr'Col nickte bestätigend. Er stellte den dreieckigen Stein auf den kleinen Schreibtisch an seiner Seite, dann nahm er ihn ohne ersichtlichen Grund wieder auf.

»Darf ich fragen, wie es dazu gekommen ist?«, fragte Si Cwan.

»Ja.«

Und wieder folgte Schweigen. Si Cwan musste den übermächtigen Drang unterdrücken, sich auf Fr'Col zu stürzen und ihm mit den Zähnen an die Kehle zu gehen. »Wie ist es dazu gekommen?«

»Irgendwann waren sie zu alt, um weiterzuleben. - Ich erhebe Einspruch!« Sein Tonfall hatte sich unvermittelt geändert und er schlug mit dem dreieckigen Stein auf den Schreibtisch.

»Sie ...?« Si Cwan blickte sich zu seinen Begleitern um. Kebrons Miene war wie üblich nicht das Geringste zu entnehmen und die Vulkanierin neigte auch nicht zu einer ausdrucksvollen Mimik. Er wandte sich wieder Fr'Col zu. »Wogegen ... erheben Sie Einspruch?«

»Dies und das«, antwortete Fr'Col geheimnisvoll.

Totenstille.

Wieder musste sich Si Cwan alle erdenkliche Mühe geben, nicht die Geduld zu verlieren.

»Darf ich fragen, was Sie mit >dies und das< meinen?«

»Ja.«

Wieder Totenstille.

»Ich bringe ihn um«, grollte Kebron. Er gab sich keine Mühe, leise zu sprechen. Fr'Col jedoch ließ nicht erkennen, ob er die Bemerkung registriert hatte.

Ganz im Gegensatz zu Si Cwan. Plötzlich löste sich seine Nachsicht wie Papier in Wasser auf. Er schien noch einen halben Meter größer zu werden, und als er sprach, war es, als würde es im Raum schlagartig kühler werden. »Hören Sie mir genau zu, alter Mann. Vielleicht haben Sie mich vorhin nicht richtig verstanden. Falls Sie es im Verlauf dieser langwierigen Unterredung vergessen haben sollten: Ich bin Lord Si Cwan, ein ehemaliger Adliger von Thallon, und es gab einmal eine Zeit, in der ich keinen zweiten Gedanken an diesen Dreckklumpen namens Montos verschwendet hätte - nicht einmal einen ersten Gedanken, um genau zu sein. Aber die Zeiten haben sich geändert. Die Welten im thallonianischen Raumsektor müssen im Interesse der gemeinsamen Sicherheit zusammenarbeiten. Das betrifft alle Welten, selbst eine so unbedeutende wie Ihre. Da draußen formieren sich neue Mächte, die nichts lieber täten, als Sie mit dem Stiefelabsatz zu zertreten. Zum Beispiel die Erlöser. Diese religiösen Fanatiker machen sich gegenwärtig im M'Gewn-Sektor breit und das Raumschiff *Excalibur* wurde dort bereits in einen Konflikt hineingezogen. Und nun wurden wir vom Führungsrat Ihrer Welt zu einem Besuch aufgefordert. Zumindest scheint es so. Haben Sie uns eingeladen oder nicht?«

Fr'Col kratzte sich nachdenklich am Kinn. Dann schien ihm plötzlich ein Licht aufzugehen. »Ich glaube, ich erinnere mich dunkel daran. Es war Gothil, wenn ich mich nicht täusche. Bevor er letzte Woche verstarb.«

»Wunderbar. Aber Sie sind jetzt hier. Wenn Sie alles sind, was noch vom Führungsrat übrig ist, und Sie Hilfe benötigen, dann initiieren Sie eine Kampagne, damit Ihr Volk neue Mitglieder wählen kann. Wenn Sie geeignet sind, selbst die Führung zu übernehmen, dann tun Sie es. Entscheiden Sie sich und lassen Sie uns gemeinsam daran arbeiten, nach dem Vorbild der Vereinten Föderation der Planeten eine Allianz zu gründen, die die Welten, die einst dem Thallonianischen Imperium angehörten, einen soll. Die Herrschaft der Thallonianer existiert nicht mehr und kann kleine Welten wie Ihre nicht mehr beschützen. Also ist es jetzt an der Zeit, neue Bündnisse zu schmieden, die das nächste Jahrhundert und noch einige weitere überdauern. Haben Sie verstanden, was ich gesagt habe, Fr'Col?«

»Natürlich habe ich Sie verstanden. Sie müssen mich nicht anschreien.«

Si Cwan wollte erwidern, dass er den alten Mann nicht angeschrien hatte, doch dann erkannte er, dass er es sehr wohl getan hatte. Seine

Stimme war mit zunehmender Frustration lauter geworden. Er räusperte sich. »Ich muss mich entschuldigen, Fr'Col.«

»Ich will Ihre Entschuldigung nicht«, sagte Fr'Col mit überraschender Heftigkeit. »Ich bin mir nicht einmal sicher, ob ich irgendetwas von Ihnen will. Hier auf Montos brauchen wir keine Allianzen oder Bündnisse, Botschafter. Wir hatten gelegentlich mit anderen Völkern zu tun.

Wir haben hier und dort etwas Handel getrieben, aber es sieht nicht so aus, als hätten wir dadurch in irgendeiner Weise profitiert. Wir haben wertvolle Mineralien angeboten und dafür nutzlosen Schrott erhalten. Dinge, die die ehemaligen Mitglieder des Rates für nützlich hielten, für die wir aber gar keine richtige Verwendung haben. Bisher sind wir sehr gut allein zurechtgekommen und niemand hat uns behelligt.«

»Weil die Thallonianer Sie beschützt haben.«

»Das sagen Sie. Aber Sie könnten sich auch jeden Morgen auf den höchsten Berg in dieser Region stellen, die Arme schwenken und dann behaupten, wir hätten es den Thallonianern zu verdanken, dass die Sonne aufgegangen ist, ohne dass die Behauptung dadurch wahr wird. Sie verstehen, was ich damit sagen will?«

Es kostete Si Cwan einige Mühe, nicht zu grinsen. Offenbar besaß der alte Mann doch noch einen Rest von Verstand und Witz. »Ja, ich verstehe.« Dann wurde er wieder ernst. »Aber deswegen sollte man nicht jede Behauptung kategorisch ablehnen. Gefahren pflegen sich nicht mit unmissverständlichen Warnungen anzukündigen. Gefahren sind irgendwann da, und wer nicht auf sie vorbereitet ist, hat recht unangenehme Konsequenzen zu tragen.«

Fr'Col schien darüber nachzudenken und strich sich über den dünnen Bart. Dann schlug er den dreieckigen Stein abrupt wie einen Hammer auf den Tisch. »Wir werden das Für und Wider Ihrer Argumente abwägen!«, gab er bekannt. »Doch zuvor muss ich mich mit meinem Volk beraten.«

»Natürlich. Vielleicht erhalten wir die Gelegenheit, uns an das Volk ...«

Aber Fr'Col hörte ihm gar nicht mehr zu. Er rutschte von seinem Stuhl und kehrte zum Ausgang zurück. Kurz darauf hatte er den Ratssaal verlassen.

»Das lief ja hervorragend«, sagte Si Cwan nach einer Weile.

»In welcher alternativen Realität soll das hervorragend verlaufen sein?«, erkundigte sich Kebron.

»Sie haben keine Erfahrung mit kleinen Welten wie dieser, Kebron«, teilte Si Cwan ihm arrogant mit. »Wir haben es hier mit ganz einfachen physikalischen Gesetzen zu tun. Ruhende Objekte bleiben so lange in Ruhe ...«

»Bis eine äußere Kraft auf sie einwirkt«, fügte Soleta ohne Zögern hinzu.

»Exakt. Auf einer Welt wie dieser neigt man dazu, alles weiterhin

genauso zu machen, wie es auch schon gestern und vorgestern gemacht wurde. Selbstzufriedenheit breitet sich aus - und Widerstand gegen jede Veränderung. Manchmal dauert es eine Weile, die Aufmerksamkeit der Machthaber zu wecken. Aber wenn man das einmal geschafft hat...«

Die Türen zum Saal schwangen nach innen auf und Fr'Col trat ein. Er murmelte vor sich hin, während er zu seinem Stuhl ging, Platz nahm und dann entschieden mit dem dreieckigen Stein auf den Tisch schlug. »Die Sitzung ist eröffnet! Die Sitzung des Führungsrats von Montos ist hiermit eröffnet.« Dann legte er den Stein ab, verschränkte die Finger und starrte Si Cwan an. Cwan wartete darauf, dass er eine Entscheidung bekannt gab.

Fr'Col starrte Si Cwan längere Zeit mit finsterner Miene an, bis er fragte: »Und Sie sind ...?«

»Ich werde im Schiff auf Sie warten«, sagte Zak Kebron.

VI.

Das Haus wirkte völlig unscheinbar, was Xyon dazu veranlasste, automatisch vom Schlimmsten auszugehen. Es stand an einer Schotterstraße und die Wände bestanden aus einem ziegelsteinähnlichen Material.

Seine Nackenhärchen sträubten sich. Allein das hätte genügt, sein Misstrauen zu wecken, denn er neigte stets dazu, sich auf seine Ahnungen zu verlassen. Aber wenn er hier draußen mit seinen Bedenken und gesträubten Nackenhärchen herumstand, würde er gar nichts erreichen. Er überlegte, ob er sich auf die Rückseite schleichen, durch ein Fenster einsteigen und herumschnüffeln sollte. Es war eine Möglichkeit, aber er war sich nicht sicher, ob ein solches Vorgehen wirklich notwendig war. Es wäre etwas anderes gewesen, wenn er sich Zugang zu einer Festung oder einem Außenposten verschaffen wollte. Aber hier hatte er es mit einem schlichten Haus zu tun. Einem Haus, in dem eindeutig jemand wohnte, denn er hatte flüchtige Bewegungen hinter den Fenstern ausgemacht. Es war eine ältere Frau, eine typische blasshäutige Bewohnerin dieser Welt. Und sie machte sich zweifellos Sorgen. Das konnte Xyon bereits den verstohlenen Blicken entnehmen, die er bei ihr beobachtet hatte. Vor allem blickte sie immer wieder zum oberen Stockwerk des Hauses auf. Im ersten Stock gab es ein Zimmer, dessen Fensterläden geschlossen waren. Es gab nur ein solches Zimmer und Xyon hatte das Gefühl, dass sich das, was der älteren Frau Sorgen bereitete, in genau diesem Zimmer befand.

Mit hoher Wahrscheinlichkeit handelte es sich um die geheimnisvolle Riella.

Montos war nicht sehr dicht besiedelt. Ein paar verstreute Stämme lebten als Nomaden, doch der größte Teil der Bevölkerung wohnte in der näheren Umgebung der Hauptstadt. Xyon hatte nur wenig Zeit benötigt, um festzustellen, dass sich Riella nicht in den abgelegenen Regionen aufhielt; also hatte er sich auf das Bevölkerungszentrum dieser Welt konzentriert.

Im Verlauf seiner Suche hatte er sich natürlich von dem leiten lassen, was die Leute ihm erzählt hatten, aber auch von seinen Instinkten. Er war sehr geschickt darin, Lügen zu erkennen, so dass es reine Zeitverschwendung war, wenn man ihm nicht die Wahrheit sagte. Trotz seiner natürlichen Begabungen hatte er damit gerechnet, dass sich die Suche als äußerst schwieriges, langwieriges und obendrein langweiliges Unterfangen erweisen würde. Aber er hatte sich selten so sehr getäuscht,

da er schon nach kürzester Zeit fündig geworden war. Offenbar war das Mädchen eine lokale Berühmtheit, sowohl hinsichtlich ihrer Eigenarten als auch ihres Strebens nach Abgeschiedenheit. Natürlich war Xyon kein Dummkopf. Er kannte sich gut genug mit der männlichen Mentalität aus, um zu wissen, dass einer jungen Frau sehr schnell die merkwürdigsten Dinge nachgesagt wurden, wenn sie sich nicht an den Vergnügungen beteiligte, die Männern am liebsten waren. Das Problem konnte durchaus bei ihnen statt bei ihr liegen.

Auf jeden Fall hatten die jungen Männer, mit denen er sprach, keine Probleme damit, Xyon den Weg zur Frau zu zeigen, die er suchte. Anfangs begegneten sie ihm mit einem gewissen Misstrauen, da er auf den ersten Blick als Fremder zu erkennen war und Montos nur selten Besuch von anderen Planeten erhielt. Xyon war es jedoch gelungen, ihre Sorgen einigermaßen zu zerstreuen, indem er ein ganz einfaches Mittel einsetzte. Er verschaffte ihnen die Möglichkeit, erstmals romulanisches Ale zu probieren, von dem er mehrere Flaschen in seinem Schiff verstaut hatte. Er wollte vermeiden, dass die Jungs den falschen Leuten von seinem Hiersein erzählten, bevor er sein Vorhaben abgeschlossen hatte. Das sollte eigentlich kein Problem sein, da sie sich darauf beschränkten, in großer Zahl zusammenzuhocken, dümmlich zu grinsen und unablässig zu kichern, während sie der festen Überzeugung waren, angeregte Gespräche zu führen. Wenn sie irgendwann ihren Rausch ausgeschlafen hatten, wäre Xyon längst auf und davon.

Mit Riella? Xyon war sich immer noch nicht sicher. Bis zu einem gewissen Grad hatte er lediglich improvisiert. Seine äußerst ärgerliche Neigung zur Sentimentalität trieb ihn dazu, sich der Sache anzunehmen, aber er wusste noch nicht, wie sehr er sich wirklich engagieren sollte.

Wenigstens zwei Tatsachen gab es, an denen nicht zu rütteln war. Nummer eins: Er würde nichts erreichen, wenn er in der Nähe des Hauses herumlungerte. Nummer zwei: Je mehr Zeit verstrich, desto näher würden ihm die Hunde des Krieges kommen; der Abstand zu ihnen würde auf keinen Fall größer werden.

Xyon entschied sich schließlich für die direkte Vorgehensweise. Er ging zur Vordertür und klopfte selbstbewusst an. Im Grunde hatte er nichts zu verlieren. Wenn sich die Frau - wahrscheinlich die Mutter - als unnachgiebig erwies, konnte er sich immer noch auf andere Weise Zugang zum Gebäude verschaffen.

Drinne regte sich etwas und Xyon glaubte, die Schritte zweier verschiedener Personen zu hören. Dann öffnete sich die Tür knarrend und offenbarte das Gesicht einer Frau. Es war dieselbe Frau, die er bereits durch die Fenster erspäht hatte. Ihr Gesicht war von Sorgenfalten zerfurcht, und als sie Xyon erblickte, riss sie voller Überraschung die Augen auf. Anscheinend war sie genauso wenig an Besucher von

fremden Welten gewöhnt wie alle anderen Bewohner dieses Hinterwäldlerplaneten.

»Was wollen Sie?«, fragte sie. Sachlich, direkt, misstrauisch. Er konnte es ihr nicht verübeln. Wahrscheinlich hätte er genauso reagiert.

»Mein Name ist Xyon«, sagte er. »Ich weiß, dass Sie mich nicht kennen und keinen Grund haben, mir zu vertrauen. Aber ich bin gekommen, um Ihnen zu sagen, dass Riella in Gefahr ist.«

»Woher wissen Sie von Riella?«, fragte sie.

Das war exakt die Erwiderung, auf die er gehofft hatte. Wenn er sich erkundigt hätte, ob Riella hier wohnte, wäre er vermutlich auf Widerstand gestoßen. Indem er es als Tatsache voraussetzte, hatte er sie dazu gebracht, es unwidersprochen zuzugeben.

»Es genügt, dass ich es weiß«, sagte er. »Darf ich hereinkommen und ... ?«

Sie blickte sich um. Jemand stand hinter ihr, wahrscheinlich Riella.

»Lieber nicht«, sagte sie und schob die Tür zu.

Xyon verhinderte mit einer kräftigen Hand, dass sie die Tür ganz schließen konnte. »Ich glaube, Sie haben mich nicht richtig verstanden. Ich sagte, dass Riella in Gefahr schwebt. Ich gehe davon aus, dass Ihnen die Bedeutung dieses Wortes bekannt ist.«

Sie antwortete mit eiskalter Stimme: »Sie sind ein Fremder. Ich kenne Sie nicht und Sie kommen einfach daher und faseln von irgendeiner Gefahr. Die einzige Gefahr, die sich meiner Tochter in den letzten Tagen genähert hat, sind Sie. Leben Sie wohl.« Wieder versuchte sie, die Tür zu schließen, diesmal mit aller Kraft.

Xyon jedoch gab nicht nach. Trotz ihrer Anstrengungen bewegte sich die Tür nicht einen Zentimeter. Sie starrte ihn überrascht an, als ihr bewusst wurde, dass sie ihm nichts entgegensetzen hatte. Und seiner ruhigen und festen Stimme war nicht die geringste Anspannung anzumerken. »Sie haben natürlich Recht. Ich bin ein Fremder. Ich hätte Sie und Ihre Tochter problemlos Ihrem Schicksal überlassen können, ohne dass es mein Leben in irgendeiner Weise beeinträchtigt hätte. Aber ich habe mich anders entschieden. Dafür könnten Sie sich nun erkenntlich zeigen, indem sie mir helfen, Ihnen zu helfen, Ihr Leben zu retten. Wenn Sie meine Hilfe verweigern, verschwenden Sie nur Ihre Zeit und bringen sich in noch größere Gefahr. Es wäre das Beste, wenn Sie mich hereinlassen. Dann können wir in Ruhe ...«

Plötzlich wurde die Tür aufgerissen und Xyon trat überrascht einen Schritt zurück, denn die Person, derer er ansichtig wurde, war eindeutig keine junge Frau namens Riella.

Es war ein großer und kräftig gebauter Mann mit feuerroter Haut. Xyon erkannte sofort, dass er es mit einem Thallonianer zu tun hatte.

»Man hat Sie aufgefordert zu gehen«, sagte der Thallonianer. »Ich

schlage vor, dass Sie dies möglichst schnell tun.«

»Wer sind Sie?«

»Jemand, der hier willkommen ist. Im Gegensatz zu Ihnen. Also sollten Sie jetzt gehen.«

»Und Sie sind ebenfalls nicht bereit, die Warnung vor einer Gefahr ernst zu nehmen?«

»Ich versichere Ihnen, junger Mann, dass Sie nichts wissen, was mir nicht längst bekannt ist«, entgegnete der Thallonianer voller Verachtung.

»Und jetzt verschwinden Sie!«

»Vielleicht sollten Sie mich mit Riella darüber reden lassen«, sagte Xyon. »Schließlich ist sie diejenige, der eine Gefahr droht, roter Mann. Nicht Ihnen. Ich könnte ...«

Xyon hatte nie zuvor erlebt, dass sich jemand so schnell wie der Thallonianer bewegte. Bevor er wusste, was geschah, lag er am Boden und spürte einen heftigen Schmerz in der Brust, wo der Thallonianer seinen Schlag gelandet hatte. Xyon schnappte nach Luft, aber er war fest entschlossen, sich keine weitere Blöße zu geben.

Der Thallonianer hingegen machte den Eindruck, als wäre gar nichts geschehen. Offensichtlich war er ein ausgebildeter Kämpfer. Xyon ärgerte sich, dass er so unvorsichtig gewesen war. Wenn der Mann ein Messer in der Hand versteckt hätte, wäre Xyon jetzt tot, statt einfach nur gedemütigt und mit schmerzenden Rippen auf dem Boden zu hocken.

Anscheinend waren dem Thallonianer diese Dinge ebenfalls bewusst, denn er sagte: »Danken Sie dem Schicksal, dass Ihnen nichts Schlimmeres widerfahren ist, junger Mann. Sie sollten Ihr Glück nicht überstrapazieren. Haben Sie mich verstanden?« Ohne auf eine Antwort zu warten, schloss er die Tür und diesmal versuchte Xyon nicht, es zu verhindern.

»Idioten!«, brummte er. Dann stand er auf, klopfte sich den Staub von der Kleidung und sah sich noch einmal genau das Haus an, um nach einer Möglichkeit zu suchen, wie er sich hineinschleichen konnte.

In diesem Moment nahm sein feines Gehör wahr, wie hinter dem Haus etwas auf dem Boden aufschlug. Das Geräusch verriet ihm, dass es sich um einen humanoiden Körper handeln konnte. Es war sogar mit hoher Wahrscheinlichkeit ein humanoider Körper. War es möglich, dass der Thallonianer und die Frau Riellas Leiche aus einem Fenster geworfen hatten? Gaben sie sich der Illusion hin, dass niemand etwas bemerken würde? Waren Sie wirklich so dumm?

Dann hörte er ein leises Stöhnen. Vielleicht war es gar keine Leiche, sondern ein lebender Körper - oder ein noch lebender Körper. Damit ließe sich dem Thallonianer und der »Mutter« bestenfalls ein »versuchter Mord« vorwerfen. Was die Sache nicht unbedingt besser machte.

Es folgten ein Ächzen und scharrende Geräusche, die ihm verrieten,

dass der Körper sogar noch äußerst lebendig sein musste. Die betreffende Person schien auf die Beine zu kommen und sich von hier entfernen zu wollen.

Xyon beschloss daraufhin, die Rückseite des Hauses aufzusuchen. Er bewegte sich mit großer Vorsicht, obwohl er verständlicherweise sehr neugierig war, was er dort vorfinden würde. Aber er hatte bereits einen leisen Verdacht. Und als er sich dem Ausgangspunkt der Geräusche näherte, wurde sein Verdacht bestätigt.

Von einem Fenster auf der hinteren Seite des Hauses hing eine Art Seil, dass offenbar aus behelfsmäßig zusammengeknотeten Bettlaken bestand. Es reichte nicht ganz bis zum Boden, doch die verbleibende Strecke von vielleicht zwei Metern konnte dadurch überwunden werden, indem man sich einfach fallen ließ. Die betreffende Person hatte sich dabei nicht sehr geschickt angestellt, wie den Geräuschen zu entnehmen war. Außerdem sah er nun, dass der Körper bei der unsanften Landung deutliche Abdrücke im Boden hinterlassen hatte.

Er nahm die Person flüchtig war, als sie vom Haus fortlief. Es war eine Frau. Sie humpelte leicht und er hoffte, dass sie sich nicht allzu schwer verletzt hatte. In der Umgebung standen die Gebäude verhältnismäßig nahe beieinander, so dass sie bald in einer Gasse zwischen zwei anderen Behausungen verschwand. Doch um ihn abzuschütteln, hätte sie sich viel mehr anstrengen müssen. Voller Zuversicht nahm er die Verfolgung auf und hoffte, dass sich seine Zuversicht nicht als Illusion erwies.

Riella war noch nie so schnell gerannt.

Sie hatte zahlreiche Spaziergänge in der Umgebung unternommen, die ihren verhältnismäßig kleinen Lebenskreis darstellte. Sie kannte alle Wege und jeden Strauch. Nicht weit von ihrem Haus befand sich der große Felsblock, den sie als Kind häufig erklettert hatte. Und da drüben waren die außergewöhnlichen moosbewachsenen Felsen, wo sie auf dem Rücken gelegen und die Monde angestarrt hatte, um einen Hinweis zu entdecken, was die Zukunft für sie bereithalten mochte.

Jetzt schien sie all diese Stellen mit ganz neuen Augen zu sehen. Selbst die profansten und vertrautesten Elemente ihres Lebens kamen ihr auf einmal fremdartig und furchterregend vor. Diese Verwandlung entsprach ihrer allgemeinen geistigen Verfassung, nachdem das Haus, das sie bislang als ihr Heim bezeichnet hatte, zu einem fremden und rätselhaften Ort geworden war.

Ihre Mutter hatte sie den ganzen Vormittag über ihre Träume ausgefragt, zuerst behutsam, dann mit immer größerer Hartnäckigkeit. Zwischendurch schien Malia immer wieder bewusst zu werden, dass sie durch ihre ungewöhnlich aggressiven Fragen auf Dinge aufmerksam machte, auf die sie gar nicht aufmerksam machen wollte. In solchen

Momenten riss sie sich zusammen, wenn auch nur vorübergehend. Zweifellos hatte sie Angst und Riella wusste genau, wovor sie Angst hatte.

Der Anlass für die Angst zeigte sich wenig später. Riella hatte sich in ihrem Zimmer versteckt, als der Mann eintraf. Ihre Mutter wusste natürlich nicht, dass sie sich versteckte. Riella hatte vorgegeben, müde zu sein und sich hinlegen zu wollen. Stattdessen hatte sie sich an die Zimmertür gekauert und gehorcht. Obwohl sie sich anstrengte, hatte sie nur einzelne Gesprächsfetzen verstanden. Aber was sie verstanden hatte, gefiel ihr ganz und gar nicht. Sie befand sich auf einmal in einer Situation, in der sich ihre Mutter mit einem Gespenst verschworen hatte, das sie in ihren schlimmsten Träumen heimsuchte.

Die natürliche Reaktion auf eine solche Situation bestand darin, sich ihr möglichst schnell zu entziehen. Sie bemerkte die Blicke vereinzelter Bürger, während sie über die Straßen rannte, aber niemand sprach sie an oder versuchte sie aufzuhalten. Die Leute schienen sich bestenfalls darüber zu wundern, was sie zu solcher Eile antreiben mochte, dachten aber nicht weiter über ihre möglichen Probleme nach. Immer wieder blickte sie zurück und fragte sich, ob sie wohl verfolgt wurde. Sie kam sich gejagt und gehetzt vor. Sie hatte das Gefühl, dass sie ihrem Leben, ihrem Schicksal einfach nicht entkommen konnte. In der Nacht wurde sie von den Träumen verfolgt und am Tag hatte sich ihre Mutter von einer geliebten Person in eine Verbündete der bösen Mächte verwandelt.

Wie konnte ihre Mutter so etwas tun? Wie war dies alles überhaupt möglich?

Vielleicht ist sie gar nicht deine Mutter. Dieser Gedanke schlich sich ungewollt in ihren Geist und ließ sich nicht mehr vertreiben. War das möglich? Warum nicht? An diesem Punkt schien alles möglich geworden zu sein. Aber was war mit ihren Erinnerungen? Sie wusste, dass ihre Mutter seit frühesten Kindertagen dagewesen war. Sie hatte sie auf den Knien reiten lassen, ihre kleinen Verletzungen versorgt, sie geliebt, sich Sorgen um sie gemacht und sie war an jedem Tag ihres Lebens für sie da gewesen. All das widersprach der neuen Situation, dass diese Frau in Wirklichkeit ihr ärgster Feind war, eine Verräterin ...

Sie konnte diese Gedanken nicht mehr ertragen. Im Augenblick kam es nur darauf an, in Bewegung zu bleiben und weiterzurennen.

Und genau das tat Riella.

Das Problem war nur, dass sie keine Ahnung hatte, wohin sie lief oder was sie überhaupt tun sollte. Sie hatte keine Freunde auf Montos. Ihre gesamte Welt bestand aus ihrem Haus und der Frau, mit der sie dort lebte. Nachdem sie beides hinter sich gelassen hatte, kam sie sich völlig verloren vor. Andererseits musste man nicht zwangsläufig wissen, wohin man lief, wenn man vor einer Sache davonlaufen wollte.

Also war Riella einfach losgerannt, so schnell ihre Füße sie trugen.

Es dauerte nicht lange, bis sie Montos City verlassen hatte. Das Land außerhalb der Stadt wirkte nicht gerade einladend. In letzter Zeit hatte es nicht viel geregnet, daher war der Boden hart und von Rissen durchzogen. Es gab jedoch Regionen mit kleinen Bergen und Höhlen, wie sie gehört hatte. Angeblich lauerten dort Gefahren und die Kinder wurden ständig ermahnt, sich von diesen Regionen fernzuhalten, damit ihnen nicht etwas ganz Schlimmes widerfuhr. Es gab in der Tat Geschichten - sie hoffte, dass es nur Märchen waren -, in denen Kinder die Höhlen erkundet und ein schreckliches Ende gefunden hatten, worauf ihre heulenden Seelen zur ewigen Existenz als Untote verdammt waren. Das konnte Riella jedoch nicht abschrecken. Ihr Leben war bereits alptraumhaft genug. Die Aussicht, den Alpträumen anderer ausgesetzt zu sein, beunruhigte sie nicht besonders.

Was ihr jedoch Sorgen machte, waren Lebensmittel. Sie hatte nicht die Gelegenheit gehabt, sich irgendetwas aus der Küche mitzunehmen. Sie hatte nichts zu essen oder zu trinken dabei. Ihre Überlebenschancen waren nicht gerade rosig. Aber sie dachte gar nicht weiter über diese Dinge nach. Sie rannte und ließ sich von ihren Instinkten leiten. Bedauerlicherweise waren ihre Instinkte nicht sehr zuverlässig. Wenn sich Gedanken an praktische Aspekte in den Vordergrund schieben wollten, drängte sie sie wieder zurück, was so etwas wie einen Mechanismus zur Selbstverteidigung darstellte.

Irgendwann geriet sie mit der Schuhspitze in einen Spalt und stürzte. Dabei zog sie sich eine Abschürfung am rechten Knie zu. Sie rappelte sich wieder auf und sah, dass Blut an ihrem rechten Bein herabließ. Sie versuchte es abzuwischen, dann atmete sie einmal tief durch und lief weiter.

Die Sonne hatte den Zenit erreicht und es kam ihr vor, als würde die Hitze geradezu auf sie einprügeln. Sie kämpfte sich tapfer weiter und war fest entschlossen, sich durch nichts aufhalten zu lassen. Doch ihre Entschlossenheit zerbröckelte schon nach kurzer Zeit und sie begann zu schluchzen. Nie zuvor war sie wütender auf sich selbst gewesen. Sie fühlte sich so schwach, so nutzlos, so völlig hilflos. Sie war mit einer schwierigen Lage konfrontiert, der sie nicht gewachsen war. Sie ließ sich einfach davon überwältigen.

Ein Stück voraus erhoben sich Berge, die vielleicht noch einen Kilometer entfernt waren. Sie leckte sich über die aufgesprungenen Lippen und stellte fest, dass es ihr keine Linderung verschaffte, da ihre Zunge ausgetrocknet war. Ihr ganzer Körper schien allmählich trocken und rissig zu werden. Die anmutigen Fühler auf ihrer Stirn waren in der erbarmungslosen Hitze erschlaft. Ihre Mutter hatte sich stets bemüht, sie vor der prallen Sonne zu schützen, und alles getan, damit sie keinen Hitzschlag oder Sonnenbrand erlitt. Sie behauptete, ihre Familie wäre

dafür sehr anfällig. Doch jetzt wusste Riella nicht mehr, was sie noch glauben sollte.

Ihre Fühler schienen wie ausgedörrte Blumenstiele einzugehen, was ihr großes Unbehagen verursachte. Ihr ganzer Körper schien langsam zu schrumpfen. Es fiel ihr bereits schwer, zu atmen oder nur zu denken.

Dann hörte sie etwas in ihrem Rücken. Etwas mit scharfen Krallen. Es huschte scharrend über den Boden, offenbar ein wildes Tier. Sie wagte es nicht, sich umzudrehen, denn solange sie es nicht sah, war es nicht wirklich. Es war keine Bedrohung, solange sie sich weigerte, seine Existenz anzuerkennen.

Sie hörte, wie es immer näher kam, und auf einmal erschien ihr dieser Plan nicht mehr so erfolgversprechend wie zu Anfang. Sie holte tief Luft und drehte sich um. Sie wollte nicht mehr die Augen schließen; was immer es war, sie wollte ihm erhobenen Hauptes entgegentreten.

Es waren zwei Geschöpfe. Falls es wilde Tiere waren, die sie zerfleischen wollten, würde sie sich damit abfinden. Da ihr Leben von Verzweiflung geprägt war und ihre Überlebenschancen ohnehin verschwindend gering waren, war es ihr im Grunde gleichgültig, wie ihre Zukunft aussah.

Aber es waren mehr als Tiere. Sie waren zu zweit, von humanoider Gestalt, und sie rannten auf Riella zu, das Maul leicht geöffnet, mit hängenden Zungen, als würden sie vor Anstrengung keuchen. Nein ... sie wirkten kein bisschen angestrengt, wie sie jetzt erkannte. Sondern eher wie Raubtiere, von der Jagd erregt.

Und sie trugen Kleidung. Dieser Punkt alarmierte Riella und setzte ihre Beine wieder in Bewegung. Mit einem erstickten Schrei fuhr sie herum und rannte weiter.

Sie hörte etwas, das wie ein amüsiertes Glucksen klang. Dann sprach einer von ihnen. Ein Tier, das bekleidet war und sprechen konnte. Und auf seinem Rücken entdeckte sie etwas, das wie die gekreuzten Klingen zweier Waffen aussah. Sie hatte das Gefühl, den Rest ihres Verstandes zu verlieren. »Riella?«, sagte das Geschöpf.

Sie konnte sich weder von der Stelle rühren noch etwas erwidern. Es gelang ihr lediglich, benommen zu nicken.

Die Geschöpfe tauschten einen Blick aus, in dem Überraschung und Freude lag. »Wir haben dein Blut gewittert!«, rief es ihr zu. »Diesem Geruch konnten wir einfach nicht widerstehen! Wer hätte gedacht, wohin uns diese Spur führen würde? Einfach wunderbar!«

Sie blickte auf ihre Beine und den Blutstreifen unter dem Knie, wo sie sich verletzt hatte. Sie verfluchte das Blut, sie verfluchte die Götter, die sie in diese schreckliche Situation gebracht hatten, und instinktiv wollte sie schreien, nach ihrer Mutter rufen. Doch im letzten Moment erinnerte sie sich daran, dass diese Frau nicht mehr ihre Rettung war.

Dann prallte sie gegen etwas.

Sie hatte keine Ahnung, wogegen sie prallte. Plötzlich war da etwas, das sie nicht sehen konnte. Sie rannte mit voller Wucht dagegen, und es gab nicht einen Zentimeter nach. Bei diesem Missverhältnis der Kräfte hatte Riella nicht die geringste Chance. Alles schien sich um sie zu drehen, als sie taumelnd abprallte und hilflos mit den Armen ruderte. Schließlich stürzten ihr Körper zu Boden und ihr Geist in eine tiefe Dunkelheit.

Aber sie verlor nicht vollständig das Bewusstsein. Wie aus weiter Ferne nahm sie ihre Umgebung wahr. Es fühlte sich an, als würde sie sich in einer Grauzone aufhalten, als würde sie zwischen dem Flüstern ihrer schrecklichen Träume und der ebenso Furcht einflößenden Realität schweben. Und in dieser Zwischenwelt hörte sie ein glucksendes Kichern ... dann Worte ... dann Zorn und die Geräusche eines Kampfes ...

Und dann eine Explosion ... mehrere Explosionen in der Ferne.

Plötzlich wurde sie emporgehoben. Dies hätte sie völlig aus dem Gleichgewicht gebracht, wenn ihr Geist nicht ohnehin verwirrt gewesen wäre. Sie versuchte die Augen zu öffnen, konnte aber nicht mehr als langes Haar erkennen, das vielleicht zu einem der Geschöpfe gehörte oder zu etwas ganz anderem ...

Dann gab sie den Kampf gegen die Bewusstlosigkeit auf und ließ sich vollständig in die Finsternis fallen.

Atik war sich nicht ganz sicher, was eigentlich geschehen war. Eben noch rannte die junge Frau, so schnell sie konnte, verfolgt von ihm und Fista, denen die Jagd einen Heidenspaß machte, wie sie ihn schon lange nicht mehr genossen hatten.

Dann stoppte sie abrupt ab. Einen Augenblick lang glaubte Atik, dass sie es sich anders überlegt hatte und versuchen wollte, sich gegen sie zur Wehr zu setzen. Das hätte ihnen ein kurzes und nicht sehr befriedigendes Vergnügen bereitet, bevor sie das Mädchen außer Gefecht gesetzt und mitgenommen hätten, wie Rier ihnen befohlen hatte. Doch dann erkannte Atik, dass sie in Wirklichkeit gegen etwas gerannt war. Das konnte eigentlich nicht sein, weil da gar nichts war. Aber ihre Bewegung wurde eindeutig aufgehalten, als wäre sie unvermittelt auf ein Hindernis gestoßen. Atik und Fista warfen sich gegenseitig einen verdutzten Blick zu, als hätte der andere eine Erklärung für diese überraschende Wendung.

»Ist das irgendein Trick von ihr?«, fragte Fista.

Das war eine Möglichkeit und Atik machte sich darauf gefasst, dass ihr Opfer sich ihnen zuwandte, eine Waffe zog und sich gegen sie verteidigte. Aber dazu kam es nicht. Stattdessen fiel das Mädchen zu Boden und lag mit ausgebreiteten Armen da. Ihre Augen starrten mit leerem Blick in den

Himmel, als könnte sie sich nicht entscheiden, ob sie völlig in Ohnmacht fallen wollte oder nicht.

»Da ist etwas«, sagte Atik.

»Hier draußen? Mitten im Nirgendwo? Was sollte hier sein?«

Fista war völlig damit zufrieden, Atik die Führung zu überlassen. Der Hund des Krieges näherte sich vorsichtig und ging um Riella herum, bis er an die Stelle kam, wo ihre Flucht so abrupt gestoppt worden war. Er streckte behutsam eine Tatze aus und machte sich auf die Möglichkeit gefasst, ein unsichtbares Kraftfeld zu berühren, das ihm genauso hartnäckig wie dem Mädchen jedes Weiterkommen verweigerte.

Dann spürte er mitten in der scheinbar leeren Luft eine glatte Oberfläche. Trotz der heißen Sonne fühlte sich das metallische Material bemerkenswert kühl an. Er glitt daran entlang und ertastete, wie es sich nach unten krümmte.

»Was ist da?«, fragte Fista, der ihm zögernd folgte. Er neigte dazu, alles auf zögerliche Weise zu tun.

»Es ist ein Schiff. Es muss eins sein. Anscheinend besitzt es eine Art Tarnvorrichtung.« Atik lief daran entlang, um sich ein Gefühl von der Form zu verschaffen. Seine Nüstern blähten sich. »Einen Moment mal! Dieser Umriss kommt mir bekannt vor. Es ist schwierig, irgendeinen typischen Geruch wahrzunehmen, aber ich würde sonst was darauf verwetten, dass es dasselbe verdamnte Schiff wie auf Barspens ist! Ja, das ist...«

In diesem Moment heulte die Entladung eines Disruptors mit vernichtender Gewalt über die Ebene. Atik sprang einen Meter hoch in die Luft, und noch bevor er wieder auf dem Boden landete, hatte er seine Schwerter - seine »langen Krallen« - in den Händen. Er wirbelte herum und wusste nicht, welcher Anblick sich ihm bieten würde. Und doch war er nicht im Geringsten überrascht, als er es sah.

Es war das Wesen von Barspens. Das Individuum, das Riers Flaggschiff zerstört hatte und nur knapp den Klauen der Hunde des Krieges entronnen war. Dessen Gesicht sich Atik unauslöschlich eingepägt hatte.

Er stand mit einem Disruptor in der Hand da und zeigte den Gesichtsausdruck stiller Zufriedenheit. Fista war erstarrt und angriffsbereit. Der erste Schuss war offensichtlich nur eine Warnung gewesen. Der bewusste Körper des Mädchens lag ziemlich genau zwischen ihnen.

Instinktiv schätzte Atik die Entfernung zu ihm ab. Doch die Mündung des Disruptors zeigte recht unmissverständlich in seine Richtung. »Das würde ich nicht tun«, sagte das Wesen gelassen, »wenn ich du wäre.«

»Wer bist du?«, knurrte Atik, ohne sich von der Stelle zu rühren.

»Mein Name ist unwichtig«, sagte er.

»Warum zögerst du dann, ihn zu nennen?«

»Für mich ist er unwichtig, für dich scheint er sehr wichtig zu sein. Warum sollte ich dir etwas geben, das für dich wichtig ist?«

Atiks Miene wurde noch wilder und ein tiefes Knurren drang aus seiner Kehle. Er beobachtete, ob sein aggressives Gebaren irgendeine Wirkung auf den langhaarigen Humanoiden zeigte. Nicht die geringste. Der Disruptor zitterte nicht und sein Gesicht blieb so ruhig wie zuvor. Fista hingegen wagte es, sich zu bewegen.

»Ich möchte keinen von euch erschießen«, sagte der Humanoide.
»Aber ich werde es tun, wenn es einen guten Grund dafür gibt.«

Atik und Fista warfen sich einen süffisanten Blick zu. Sie hatten eindeutig die Oberhand, weil der Fremde offensichtlich Skrupel hatte, seine Waffe einzusetzen. Und in diesem Fall konnten sie seine Skrupel zu ihrem Vorteil nutzen.

Unvermittelt entlud sich eine Explosion aus Lärm und Energie aus dem Disruptor, und bevor sich Atik rühren konnte, ging Fista mit einem verkohlten Loch in der Rüstung zu Boden. Sein Gesicht erstarrte im letzten Ausdruck völliger Verwirrung und Überraschung.

»Aber«, fuhr das Wesen fort, »ich kann auch töten, wenn mir einfach danach ist. Oder wenn ich den Eindruck gewinne, ihr könntet glauben, ich sei so schwach, dass ihr mich ohne Schwierigkeiten überwältigen könnt. Quasi ein Präventivschlag, der uns beide vor möglichen Unannehmlichkeiten bewahrt.«

Falls das Geschöpf beabsichtigt hatte, Atiks Meinung über ihn zu beeinflussen, war es damit erfolgreich gewesen. Atik wich tatsächlich mehrere Schritte zurück und achtete darauf, seine langen Waffen nicht zu bewegen. Er spielte mit der Idee, eine der Klingen zu werfen, um diesem Störenfried ernsthaften Schaden zuzufügen. Doch als er seine Schnelligkeit und Entschlossenheit einzuschätzen versuchte, gelangte er zur Schlussfolgerung, dass ein solcher Versuch lediglich eine Dummheit wäre.

Das Wesen beobachtete ihn aufmerksam und sagte schließlich: »Ich erinnere mich an dich. Du hast dich auf Barspens an mein Schiff gehängt.«

Atik nickte langsam. Er blieb immer noch, wo er war. Aber er rief trotzig: »Du scheinst ein Mann zu sein, der Herausforderungen liebt.«

»Wirklich?«

»Du stehst da und richtest aus sicherer Entfernung einen Disruptor auf mich. Wo liegt darin die Herausforderung? Du solltest mutig genug sein, mir mit gleichen Waffen gegenüberzutreten. Ich wäre glücklich, dir diese Gelegenheit zu verschaffen, wenn du es wünschst.«

»Das ist sehr liebenswürdig von dir.«

Vorsichtig und ohne den Anschein einer Bedrohung zu erwecken, warf Atik ein Schwert auf den Boden. Das Wesen betrachtete es mit

distanzierter Neugier.

»Nimm es«, forderte Atik den Humanoiden auf. »Leg deine Waffe nieder, nimm das Schwert und lass uns als gleichwertige Kämpfer gegeneinander antreten.«

»Warum in aller Welt sollte ich so etwas tun?«

»Weil du weißt, dass du es gerne tun würdest.«

»Ich verstehe.« Der Humanoide kratzte sich nachdenklich am Kinn. »Und die Tatsache, dass ich es will, soll ein hinreichender Grund sein. Meine Sorge um die Sicherheit des Mädchens, mein Versuch, sie fortzubringen, ohne ihr Leben zu gefährden - all das ist für mich völlig nebensächlich.«

»Natürlich.« Für Atik konnte daran kein Zweifel bestehen.

Das Geschöpf richtete den Disruptor auf ihn und sagte ruhig: »Das Einzige, was ich gerne tun würde, wäre, dich zu töten. Dich einfach abzuknallen. Genauso wie deinen Freund. Und da es das ist, was ich gerne tun würde ... sollte ich diesem Drang einfach nachgeben. Oder? Findest du nicht auch, dass ich es tun sollte?«

Atik fletschte die Lippen zu einer verächtlichen Grimasse. »Du hast Angst. Das ist alles. Du hast einfach nur Angst, dass ich dich töten könnte.«

»Das wäre möglich«, räumte das Geschöpf ein. »Aber dann wäre das Mädchen deiner Gnade ausgeliefert und das kann ich nicht zulassen. Wenn nicht mehr als mein Leben auf dem Spiel stünde, hätte ich keine Probleme damit, dieses Risiko einzugehen und mit dir zu kämpfen. Ich habe einige Erfahrung mit Schwertern und viel zu selten die Gelegenheit gehabt, sie anzuwenden. Aber man sollte alles zur rechten Zeit tun. Das unterscheidet uns von niederen Tieren - wie du eins bist.« Er lächelte und fügte dann hinzu: »Entferne dich ein Stück von der Frau.«

Atik rührte sich nicht.

Der Humanoide betätigte den Auslöser und rechts neben Atik löste sich ein Stück des Bodens auf.

Jetzt rührte sich der Hund. Er trat zurück, als das Geschöpf näher kam und das Mädchen aufhob. Jeder Muskel in Atiks Körper zitterte vor kaum gebändigter Wut.

Plötzlich ertönte aus der Stadt eine Explosion und ein riesiger Feuerball stieg zum Himmel auf. Atik wusste genau, was das zu bedeuten hatte. Es war die Eröffnungssalve des Angriffs der Hunde des Krieges auf Montos City. Im Grunde war der Schlag völlig überflüssig, da sie das Mädchen gefunden hatten. Die Ironie war jedoch, dass Atik und Fista gar nicht den Auftrag gehabt hatten, das Mädchen zu suchen. Man war davon ausgegangen, dass es sich in der Stadt aufhielt. Die beiden hatten lediglich die Umgebung im Auge behalten sollen. Doch bei der Erkundung hatten sie etwas entdeckt, das den Eindruck einer willkommenen

Gelegenheit zu einer kleinen Jagd gemacht hatte. Und dann hatten sie zu ihrer Verblüffung festgestellt, dass sie unverhofft auf das Ziel der gesamten Aktion gestoßen waren.

Doch in Wirklichkeit war Atik deswegen gar nicht überrascht. Er hatte sich schon immer für einen Hund mit besonderem Schicksal gehalten, dem große Dinge bestimmt waren und dem Gott - der natürlich kein alter Humanoide, sondern ein Hundegott war - von Zeit zu Zeit ein Lächeln schenkte. Aufgrund dieser angeborenen Überzeugung neigte Atik dazu, stets nach Gelegenheiten Ausschau zu halten, seinem Schicksal eine besondere Wendung zu geben.

Infolgedessen beobachtete Atik den Fremden sehr aufmerksam, als die Explosion erfolgte, und er sah genau das, worauf er gewartet hatte. Das Wesen blickte zur Stadt und war für einen Moment abgelenkt. Diesen Moment nutzte Atik aus, das Wesen mit voller Kraft anzugreifen. Er sparte sich ein wildes Geheul, das sein Opfer vor Schreck lahmen sollte, da eine solche Taktik das genaue Gegenteil bewirken und seinem Opfer als Warnung dienen konnte.

Das Wesen wirbelte herum und wandte sich wieder Atik zu, doch es war einen Tick zu langsam, so dass Atik mit seinem Angriff einen Volltreffer landete. Beide gingen gemeinsam zu Boden, genauso wie das Mädchen, und Atik hörte, wie die Waffe aus der Hand des Geschöpfes flog und irgendwo landete. Jetzt hatte er ihn, davon war Atik felsenfest überzeugt. Als der Humanoide unter seiner wilden Attacke wehrlos zusammenbrach, stand ihm das vorherbestimmte Ende unmittelbar bevor.

Dann flog Atik auf einmal durch die Luft. Er hatte keine Ahnung, was geschehen war. Er wusste nur, dass er eben noch die Arme und Beine des Geschöpfes fest im Griff gehabt hatte, und im nächsten Moment hatte er nach einem heftigen Stoß jede Bodenberührung verloren. Vielleicht ein ungewöhnlicher Wurfgriff, mit dem Atik nicht im Entferntesten gerechnet hatte.

Ihm gelang jedoch eine schnelle und saubere Landung und er hatte immer noch eine seiner langen Krallen in der Hand, während die zweite ein Stück entfernt lag, wohin Atik sie geworfen hatte, um das Wesen herauszufordern. Der Humanoide stand nun einfach da, als wäre nichts geschehen, und betrachtete Atik mit einem zuversichtlichen Lächeln.

Sie standen sich gegenüber, und Atik wartete darauf, dass sein Gegner eine Bewegung machte, entweder in Richtung des Disruptors oder des Schwertes. Beide Waffen waren etwa gleich weit von ihm entfernt, aber letztlich gleichermaßen unerreichbar, denn Atik würde ihm in jedem Fall zuvorkommen, wie auch immer er sich entschied, und ihm einen schnellen Tod bereiten.

Doch das Wesen rührte sich nicht von der Stelle.

Mehrere Sekunden verstrichen mit scheinbar unendlicher Langsamkeit.

Atik gelangte zum Schluss, dass das Wesen vor Angst gelähmt war, auch wenn es äußerlich völlig ruhig wirkte. Da er durch längeres Abwarten nichts gewinnen würde, beschloss Atik anzugreifen. Er ließ die lange Kralle durch die Luft wirbeln, um das Geschöpf in Stücke zu hacken. Er hatte es sich bereits in allen Einzelheiten ausgemalt. Zuerst würde er sich dem Bauch widmen und die Eingeweide des Humanoiden herausquellen lassen. Das Opfer wäre dann noch am Leben und könnte genau verfolgen, was mit ihm geschah. Es würde bestimmt ziemlich verdutzt reagieren. Entweder versuchte es, die Eingeweide wieder in die Bauchhöhle zurückzubefördern - was unglaublich komisch aussah -, oder es lief davon und rutschte zwangsläufig auf den eigenen Körperflüssigkeiten aus. Worauf das eigentliche Schlachtfest beginnen konnte. Die lange Kralle war für ein solches Vorhaben besonders gut geeignet, da sie saubere Wunden schnitt, während man mit Zähnen und Krallen lediglich ein blutiges Gematsche anrichtete.

Atik stieß mit dem Schwert zu - und auf einmal war das Wesen nicht mehr da.

Atik strauchelte und verlor vorübergehend das Gleichgewicht, da er während des Angriffs einen Stoß gegen den Arm erhalten hatte. Im ersten Moment dachte er, das Wesen hätte sich per Materietransport entfernt oder unsichtbar gemacht oder einen anderen technischen Trick eingesetzt. Doch dann sah er aus dem Augenwinkel, dass sich das Wesen zu ihm umdrehte, und Atik wollte sich ihm erneut mit der langen Kralle entgegenstellen ... bis ihm schockiert bewusst wurde, dass seine Tatze leer war.

Ein verwirrter Keuchlaut drang aus seiner Kehle und er drehte die Pfote herum, als könnte das Schwert irgendwie auf der Rückseite versteckt sein. Dann spürte er ein sanftes, aber unmissverständliches Kitzeln am Hals und senkte den Blick. Er starrte genau auf das Schwert, dessen Spitze seine Kehle berührte. Sein Blick folgte der Klinge, die das Wesen in der Hand hielt. Es wirkte kein bisschen verausgabt. Obwohl es unglaublich war, hatte das Wesen seinem Widersacher einfach so die lange Kralle abgenommen.

»Suchst du das hier?«, fragte das Geschöpf.

Atik sagte nichts. Er atmete kaum. Die Spitze drückte sich etwas fester gegen seinen Halsansatz.

»Wie ich gehört habe«, fuhr das Geschöpf fort, »gibt es nichts Gefährlicheres als ein verwundetes Tier.«

Das Schwert blitzte zweimal auf und zeichnete zwei diagonale Linien, die sich in der Mitte kreuzten, auf Atiks Brust. Blut quoll hervor und färbte sein Fell rot. Atik stürzte und presste die Pfoten auf die Wunde. Einen Moment lang glaubte er, dass ihn nun genau das Schicksal ereilen sollte, dass er für den Humanoiden vorgesehen hatte. Doch dann erkannte er,

dass die Schnitte nicht tief genug waren. Trotzdem waren sie unglaublich schmerzhaft und Atik sah die Welt durch einen flimmernden Schleier, während immer mehr Blut floss. Er ging in die Knie und verfluchte seine Schwäche, während er überzeugt war, als Nächstes die lange Krallen im Genick zu spüren, wenn er mit einem gezielten Schlag enthauptet würde. Doch das war nicht das Schicksal, das ihm eigentlich zugeordnet war.

Aber er spürte keinen Schlag, keinen Stich, keinen Schnitt. Zu seiner Überraschung hörte er ein metallisches Klirren, als die lange Klinge vor ihm zu Boden fiel. Trotz seiner Schmerzen gelang es ihm, den Kopf zu drehen. Er sah, dass das Geschöpf ein paar Schritte von ihm entfernt stand. Es hielt wieder den Disruptor in der Hand und hatte sich erneut das Mädchen über die Schulter geworfen.

»Und? Ist es wahr?«, fragte der Humanoide. »Dass verwundete Tiere am gefährlichsten sind, meine ich?«

Atik sagte nichts, sondern starrte ihn nur wütend an.

»Falls es so ist... um so besser«, sagte das Wesen mit aufreizender Fröhlichkeit. »Du weißt, wie sehr ich Gefahren und Herausforderungen liebe. Also lasse ich dich hier zurück, damit du deine Wunden lecken kannst. Richte deinen Meistern bitte ganz liebe Grüße von mir aus.«

Das Einzige, was Atik eine gewisse Genugtuung verschaffte, war die Tatsache, dass das Wesen ihm nicht den Rücken zuwandte. Es entfernte sich rückwärts und hielt den Disruptor auf Atik gerichtet, obwohl dieser schwer verletzt war und kaum imstande schien, ihm gefährlich zu werden.

Das ungewöhnlich geformte Schiff, das Atik schon einmal gesehen hatte, wurde hinter ihm flimmernd sichtbar. Ein Schott glitt auf, so dass der Humanoide eintreten konnte, ohne sich umdrehen zu müssen. Er nickte Atik noch einmal zu, als wollte er ihn mit diesem Gruß verspotten, dann schloss sich das Schott.

Atik kam wankend auf die Beine und knurrte in hilfloser Wut, als das Schiff startete. Weitere Explosionen erschütterten die Stadt, doch das Schiff war längst mit der Beute, die die Hunde des Krieges jagten, am Himmel verschwunden.

VII.

Von überall kamen Berichte herein. Fr'Col wusste gar nicht, was er sich zuerst ansehen oder anhören sollte. Das Volk drängte in sein Büro, alle schrien wild gestikulierend durcheinander. Die Leute waren rußbeschmiert oder bluteten aus grässlichen Wunden und in der Luft hing der Gestank der Panik. Jeder buhlte um seine Aufmerksamkeit und wollte wissen, was er in der gegenwärtigen Lage zu unternehmen gedachte. Er hätte sich niemals verständlich machen können; er konnte nicht einmal denken.

»RUHE!«

Die Stimme bellte so laut durch den Raum, dass urplötzlich alle Anwesenden verstummten. Sie breitete sich wie die Schockwelle einer Explosion aus und zwei Montosianer fielen vor Schreck tatsächlich in Ohnmacht. Alle Augen wandten sich dem Besitzer dieser Stimme zu, der sich als das wandelnde Gebirgsmassiv entpuppte, das in Begleitung des Thallonianers Si Cwan und der Vulkanierin Soleta vor kurzem auf diesem Planeten eingetroffen war. Kebron blickte sich im Raum um und erstickte jede potenzielle Erwiderung bereits im Keim - falls noch irgendwer daran dachte, sich zu einer solchen Dreistigkeit hinreißen zu lassen.

»So ist es besser«, grollte er in einem für ihn etwas normaleren Tonfall. Im vorläufigen Schweigen waren nun deutlich die fernen Explosionen zu hören. Fr'Col hatte den Eindruck, dass sie allmählich näher kamen. »Was ist passiert?«

Natürlich setzte die Kakophonie sofort wieder ein, doch diesmal genügte ein finsterer Blick von Kebron, um erneut Ruhe einkehren zu lassen. Sofort nutzte Fr'Col die Gelegenheit, sich zu Wort zu melden. »Es sind irgendwelche fremden Wesen, soweit ich es verstanden habe.« Es fiel ihm nicht leicht, sich zu konzentrieren, da seine Gedanken zu Abschweifungen neigten. Er wusste um dieses Problem, doch bis jetzt hatte es sich selten als nachteilig erwiesen, da er nie mit wirklich bedeutenden Ereignissen oder größeren Notfällen konfrontiert worden war. Solche Dinge gab es auf Montos einfach nicht, wo eine durch und durch höfliche Kultur herrschte, die Aggressivität als ... unschön betrachtete. »Sie haben einen dicken Pelz«, fuhr er fort, »und fliegen mit schwer bewaffneten Schiffen. Sie feuern wahllos auf die Stadt. Ohne erkennbares System. Ohne ... ohne Sinn und Verstand. Einige Schiffe sind gelandet und nun rennen die Wesen herum. Sie wüten, plündern und töten ... einfach so ...«

»Die Hunde«, sagte Kebron sofort. »Die Hunde des Krieges.«

Si Cwan blickte Kebron überrascht an. Er war beeindruckt, dass der

Brikar in so kurzer Zeit auf die einzige nahe liegende Schlussfolgerung gekommen war. »Ja, ich glaube, Sie haben Recht.«

»Wer?«, fragte Soleta verwirrt.

»Die Ergebnisse eines außer Kontrolle geratenen genetischen Experiments«, klärte Si Cwan sie auf. »Eine Zeitlang trieben sie sich am Rand des Einflussbereichs der Föderation herum, dann konzentrierten sie ihre Aktionen auf die Grenzen des Thallonianischen Imperiums. Sie hielten sich weit genug von den Machtzentren entfernt, so dass sie für uns kein unmittelbares Problem darstellten. Irgendwann hätten wir uns um sie gekümmert, aber wir hatten wichtigere Angelegenheiten zu regeln, als eine Gruppe barbarischer Weltraumpiraten zu jagen.

Bedauerlicherweise brach das Imperium zusammen, bevor wir dieses Problem lösen konnten.«

»Sind sie gefährlich?«

»Sie sind böseartig, Lieutenant«, sagte Kebron. Dass er Soleta mit ihrem Rang anredete, war ein Zeichen, wie ernst er die Situation nahm. »Sie begingen den Fehler, vor einigen Jahren eine Brikar-Kolonie anzugreifen. Das ist ihnen nicht gut bekommen ... Sagen Sie es nicht!«, fügte er an die Adresse Si Cwans hinzu, um einer offenkundigen Erwiderung zuvorzukommen.

»Es würde mir nicht im Traum einfallen, etwas zu erwidern, da jetzt wirklich nicht der richtige Zeitpunkt für gehässige Bemerkungen ist«, sagte Si Cwan. »Finden Sie nicht auch?«

Kebron nickte, was in seinem Fall bedeutete, dass er den gesamten Oberkörper leicht verbeugte.

Fr'Col musste schwer schlucken und hielt sich am dreieckigen Stein fest. »Können Sie uns helfen?«, erkundigte er sich. Es fiel ihm nicht leicht, eine solche Frage zu stellen. Das Volk von Montos legte großen Wert darauf, unter sich zu bleiben und sich nicht auf Hilfe von außen zu verlassen. Unter normalen Umständen wären sie nie auf die Idee gekommen, jemanden von der Föderation um Unterstützung zu bitten.

Der Thallonianer schien sich dieser Schwierigkeiten bewusst zu sein. Sein Gesicht wurde dunkler. »Das würden wir gerne, wenn wir könnten. Wenn unser Raumschiff hier wäre, könnten wir sie vermutlich ohne große Mühe abwehren. Die Hunde neigen dazu, mit eingeklemmtem Schwanz die Flucht zu ergreifen, wenn ihre Gewinnchancen auch nur leicht gefährdet scheinen. Im Augenblick verfügten wir jedoch nur über sehr begrenzte Mittel.«

»Wenn wir nur ein paar Kampfschiffe hätten, kleine Einmannjäger ...«, dachte Kebron laut nach.

Fr'Col schlug energisch mit dem Stein auf das Podium. »Die haben wir!« Seine Worte führten zu einem neuen Aufruhr, der jedoch nur so lange anhielt, bis Kebron wieder für Ruhe gesorgt hatte.

»Woher haben Sie solche Schiffe?«, fragte Si Cwan.

»Ich habe es Ihnen doch gesagt. Wir haben wertvolle Mineralien gegen nutzlosen Schrott getauscht. Das meinte ich damit.«

»Sie bezeichnen Kampfschiffe als Schrott?« Kebron war deutlich anzusehen, dass er es nicht fassen konnte, obwohl sein Gesicht keineswegs über eine breite Palette an Ausdrucksmöglichkeiten verfügte.

»Das waren sie bis jetzt, weil wir nie eine Verwendung dafür hatten.«

»Sind sie irgendwo in der Nähe?«

»Bringt sie zum Lagerhaus B!«, rief Fr'Col.

Sein klarer Befehl wurde sofort im Chor wiederholt, wie ein Kriegsgesang. »Bringt sie zum Lagerhaus B! Lagerhaus B!«, hallte es durch den Raum. Si Cwan, Soleta und sogar Kebron - wenn auch in geringerem Ausmaß - wurden von der Welle der Begeisterung mitgerissen, die sie zur einzigen Hoffnung von Montos schwemmte, die bislang nur dazu gut gewesen war, Staub anzusetzen.

Fr'Col schlug plötzlich mit seinem Stein auf das Podium. »Ich erhebe Einspruch!«, rief er. Doch dann wurde ihm bewusst, dass er vergessen hatte, wogegen er Einspruch erheben wollte. Zum Glück war niemand mehr im Raum, der auf seinen Ausruf reagieren konnte.

Si Cwan war alles andere als begeistert.

Die Kampfschiffe entsprachen nicht im entferntesten dem neuesten technischen Stand, obwohl sie zumindest keine Beschädigungen aufzuweisen schienen. Es war ein halbes Dutzend und sie waren von einer dicken Staubschicht bedeckt.

Die Montosianer aus Fr'Cols Büro hatten sich hier zu einer verängstigten Gruppe versammelt. Von draußen waren immer neue Explosionen zu hören, bei denen sie jedes Mal zusammenzuckten und sich noch dichter aneinander drängten.

»Sie kommen näher«, sagte Kebron. Er schien sich gar keine allzu großen Sorgen wegen der Detonationen zu machen. Er hätte nicht beunruhigter reagiert, wenn es sich um ein Gewitter mit Blitz und Donner gehandelt hätte.

Si Cwan sah sich die Schiffe genauer an. »Ich kenne diesen Typ. Sie stammen von den Boragi, nicht wahr?« Er blickte sich zu Fr'Col um, der soeben das Lagerhaus betreten hatte. Der Montosianer nickte.

Cwan war recht gut mit den Bewohnern von Boragi III vertraut. Es war ein Volk, das sich darauf verlegt hatte, in jedem Fall neutral zu bleiben. Doch es besaß ein bemerkenswertes Geschick, unter anderen Völkern Unruhe zu stiften, um sich die besten Stücke aus den Trümmern zu holen, wenn sich der Staub des Konflikts gelegt hatte. Für Cwan war es offensichtlich, dass die Boragi gehofft hatten, die Montosianer würden ihre neuen Spielzeuge für irgendeinen kriegerischen Zweck einsetzen,

vorzugsweise gegen sich selbst, worauf die Boragi lukrativen Handel mit der siegreichen Partei hätten treiben können. Sie hatten jedoch nicht mit der konsequent friedfertigen Mentalität der Montosianer gerechnet. Kein Konflikt war ausgebrochen, so dass die Schiffe seit längerer Zeit völlig unbeachtet vor sich hingerostet waren.

In welchem Zustand sie sich befanden, ließ sich nur feststellen, wenn sie sich selbst davon überzeugten. Si Cwan bestieg einen der Jäger und zwängte sich ins Cockpit. »Kebron, für Sie dürfte es äußerst eng werden«, sagte er.

»Ich werde versuchen, flach zu atmen«, erwiderte Kebron und suchte nach einem Schiff, das für ihn geeignet war.

»Soleta, haben Sie Pilotenerfahrung mit diesem Typ?«

»Nein«, antwortete sie emotionslos.

»Haben Sie überhaupt schon einmal an Einmann-Kampffäger-Einsätzen teilgenommen?«

»Nein.«

Si Cwan wäre eine andere Antwort lieber gewesen. Da die Kräfteverhältnisse zu ihren Ungunsten standen, hatte er seine Hoffnung darauf konzentriert, dass die Hunde die Flucht ergriffen, was sie stets zu tun pflegten, sobald ihre eigene Sicherheit während eines Kampfes gefährdet war. »Dann wäre es vielleicht besser, wenn Sie hier bleiben.«

»Das wäre die logische Vorgehensweise«, pflichtete Soleta ihm bei. Worauf sie sich einen Jäger aussuchte und ins Cockpit sprang. Si Cwan musste ein Grinsen unterdrücken. Soleta war schon eine ungewöhnliche Frau.

Dann wandte er seine Aufmerksamkeit wieder den Kontrollen zu. Die Zeit arbeitete gegen sie und je schneller sie aktiv wurden, desto besser standen ihre zugegebenermaßen dünnen Chancen. Doch diese Überlegungen mussten gegen die Vorbereitungen abgewogen werden, die nötig waren, um die Kampffäger zum Einsatz zu bringen. Sie konnten nur zwei Pluspunkte für sich verbuchen. Erstens waren die Boragi, so ärgerlich das klingen mochte, sehr fähige Konstrukteure und produzierten stets zuverlässige, wenn auch nicht gerade geniale Waffen. Und zweitens bemühten sie sich, die Bedienung der Kampffäger möglichst einfach zu gestalten, damit die Montosianer keine Schwierigkeiten hatten, sie einzusetzen.

Si Cwan begutachtete schnell die Waffensysteme, während er versuchte, sich nicht von den immer näher kommenden Explosionen ablenken zu lassen. Sie schienen jetzt seltener zu erfolgen, nachdem der Zweck, die Bevölkerung zu schwächen oder einzuschüchtern, erfüllt war, und immer mehr Hunde ausstiegen, um den Kampf am Boden fortzusetzen. Diese Art von Nahkampf war im Allgemeinen mehr nach ihrem Geschmack.

Er hörte ein Grunzen und sah, wie Kebron sich ins Cockpit eines anderen Jägers zwängte. Davon zu reden, dass es ziemlich eng war, stellte eine deutliche Untertreibung dar. Aber Kebron blieb kaum eine andere Wahl. Mehrere Montosianer waren in seiner Nähe und halfen ihm, in der Maschine Platz zu nehmen. Er bedankte sich mit grollender Stimme und verzichtete darauf, sich anzuschneiden, da seine Körpermasse ihm genügend Sicherheit gab. Si Cwan hatte das Gefühl, dass sie ihn anschließend nur wieder herausbekamen, wenn sie den Jäger vollständig demontierten.

»Fr'Col«, sagte Si Cwan ernst, »ich möchte Ihnen noch etwas sagen. Sie sollen vor all diesen Leuten einen Schwur ablegen. Wenn wir zurückkehren und Ihnen das Leben gerettet haben, werden Sie und Ihr Volk bereitwillig der neuen Allianz beitreten, die wir begründen wollen. Weil Sie die Vorteile einer Zusammenarbeit zum gegenseitigen Schutz eingesehen haben. Ihren Schwur, bitte.«

Fr'Col nickte. »Alles, was Sie sagen. Ich habe keine Einwände.«

»Gut.« Er sah sich zu Soleta um, die mit ruhiger Konzentration die Kontrollen ihres Kampfjägers studierte. »Lieutenant, sind Sie sich sicher, dass Sie damit zurechtkommen?«

»Nein«, antwortete sie mit charakteristischer Ehrlichkeit. »Aber ich lerne schnell.«

»Gut... dann schließen Sie jetzt die Kanzel«, sagte er. Die Waffenkontrollen bestanden aus einer etwas eigenartigen Reihe von Schaltern und nicht aus den Sensorschaltflächen, die er gewohnt war, aber er glaubte, dass er damit klarkommen würde. Er legte den Schalter um, der seiner Vermutung nach das Kanzeldach und damit das Cockpit schließen würde.

Seine Maschine erzitterte leicht, und bevor er wusste, was geschah, gab sie einen Energiestoß ab, der in die gegenüberliegende Wand des Lagerhauses schlug. Montosianer flüchteten vor den herabregnenden Trümmern und der Rauchwolke. Als sich die Luft geklärt hatte, war zu sehen, dass ein großes Loch in der Wand klaffte.

»Ich möchte Ihre Aufmerksamkeit auf den blauen Schalter lenken, der sich links von dem befindet, den Sie soeben betätigt haben«, sagte Kebron ohne eine Spur von Ironie.

»Ich glaube, ich weiß jetzt, wie ich meinen Lernprozess am effektivsten gestalte, Botschafter«, sagte Soleta, die sich keine Mühe gab, ihre Stimme frei von Ironie zu halten. »Ich werde einfach beobachten, was Sie unternehmen, und dann das genaue Gegenteil tun.«

Si Cwan verzichtete auf einen Kommentar, als er den blauen Schalter betätigte, worauf sich das Dach des Cockpits schloss. Er hatte nicht einmal gefragt, ob irgendein Montosianer sich am Kampf zur Rettung ihres Planeten beteiligen wollte. Schließlich waren noch ein paar Schiffe übrig.

Vermutlich wären sie eher eine Behinderung als eine Hilfe.

Er fand die Kontrollen, von denen er hoffte, dass sie das Triebwerk des Schiffes aktivierten, damit er endlich starten konnte. In einem stummen Stoßgebet gab er seiner Hoffnung Ausdruck, sich nicht erneut zu blamieren - und vor allem niemanden im Lagerhaus unbeabsichtigt Schaden zuzufügen. Zu seiner Erleichterung stellte er fest, dass nun tatsächlich das Triebwerk warmlief. Das Schiff erhob sich ein oder zwei Meter über den Boden. Er blickte nach links und rechts, wo Kebrons und Soletas Maschinen seinem Beispiel folgten. Ihm fiel auf, dass Soleta den Eindruck machte, ganz in ihrem Element zu sein. Wenn er nicht gewußt hätte, dass sie noch nie eine solche Maschine geflogen hatte, wäre er davon ausgegangen, dass sie über jahrelange Erfahrung verfügte.

Fr'Col war durch das Lagerhaus geeilt, hatte einen Schaltkasten an der Wand geöffnet und auf einen Knopf gedrückt. Ein Mechanismus wurde in Gang gesetzt und an einer Seite der Halle glitt knarrend ein Tor auf. Sie hörten, wie die Montosianer ihnen viel Glück wünschten, dann rasten die drei Kampfpjäger durch die Öffnung nach draußen.

Nachdem sie das Lagerhaus verlassen hatten, fuhr Si Cwan das Triebwerk hoch, um zu sehen, wie leistungsfähig dieses Schiff war. Er wusste, dass ihm nur wenige Sekunden blieben, sich mit seinen Eigenschaften vertraut zu machen, bevor er in die erste Kampfsituation geraten würde. Er steuerte leicht nach links und rechts und versuchte einzuschätzen, wie schnell und wendig der Jäger war.

»Kebron an Cwan«, kam die Stimme des Brikar über Cwans Kommunikator. Dieser Punkt hatte zu einigen Diskussion geführt, da er kein Starfleet-Mitglied war und laut Vorschriften eigentlich keinen Kommunikator tragen durfte. Aber Captain Calhoun hatte darauf bestanden. »Ich will jederzeit wissen, wo sich meine Leute gerade befinden, und es ist mir egal, wenn die Vorschriften dem gesunden Menschenverstand widersprechen.« Damit war die Sache erledigt gewesen und insbesondere jetzt war Cwan froh, dass Calhoun seine Ansicht durchgesetzt hatte.

»Cwan hier. Sprechen Sie.«

»Ist alles in Ordnung? Ich habe gesehen, wie Ihre Maschine vorübergehend die stabile Fluglage verlassen hat.«

»Ich versuche nur, ein Gefühl für das Ding zu bekommen.«

Der Boden raste unter ihnen hinweg. Die Jäger streiften fast die Spitzen der Gebäude, als sie sich dem Bereich näherten, wo die Hunde ihre Angriffe konzentrierten. Die Stelle war ohne Schwierigkeiten zu erkennen, da dort mehrere Rauchwolken von verwüsteten Gebäuden aufstiegen.

Plötzlich gaben die Kontrollen seiner Maschine ein warnendes Piepen von sich. Sofort überprüfte er die Systeme, um sich zu vergewissern, dass es sich nicht um ein Problem mit der Funktion des Schiffes handelte.

Dann stellte er fest, dass der Ortungsalarm angeschlagen hatte. Kebron hatte offenbar dieselbe Meldung erhalten.

»Sie kommen«, sagte Kebron nur.

Mehr musste er auch nicht sagen. Kampfpjäger der Hunde näherten sich. Zak Kebron, Soleta und Si Cwan waren bemerkt worden.

Es waren sechs, die mit hohem Tempo auf sie zurasteten. Si Cwan sprühte nicht gerade vor Optimismus. Er flog ein Schiff, mit dem er nicht vertraut war, in seiner Staffel befand sich eine Person, die noch nie einen Einmannjäger geflogen hatte, und sie waren ihren Gegnern im Verhältnis zwei zu eins unterlegen.

»Sie teilen sich auf, in zwei Dreierformationen«, kam Kebrons Stimme über den Kommunikator. Und so war es. Die Schiffe der Hunde scherten nach links und rechts aus und versuchten, ihre Gegner in die Zange zu nehmen.

»Ich übernehme die drei auf der rechten Seite. Sie und Soleta greifen die anderen an«, sagte Cwan.

»Ich werde allein mit der linken Dreierstaffel fertig. Sie und Soleta können sich um die rechten Angreifer kümmern.

»Ich übernehme sie. Soleta, schließen Sie sich Kebron an.«

Die Kampfpjäger waren fast in Feuerreichweite.

»Das wäre wirklich überflüssig«, sagte Kebron entschieden. »Soleta, vielleicht sollten Sie lieber unsere Rückendeckung übernehmen ...«

Dann war Soleta über die Verbindung zu hören. »Botschafter, Lieutenant, Sie gehen mir allmählich auf die Nerven.«

Si Cwan schnappte nach Luft, als Soletas Schiff plötzlich nach vorn schoss. Ihre Waffen erwachten tosend zum Leben, doch die Salven verfehlten die feindlichen Einheiten.

Stattdessen wurden die Energiestrahlen von einem teilweise zerstörten Gebäude abgelenkt und in parallele Bahnen aufgespalten, die je einen der Angreifer auf beiden Seiten zerstörten. Die zwei Schiffe kamen vom Kurs ab und stürzten zu Boden, wo sie tiefe Furchen in die Trümmerlandschaft rissen und schließlich in großen Feuerbällen explodierten.

Si Cwan blinzelte überrascht, da er kaum glauben konnte, was er soeben gesehen hatte. Soleta hatte einfach so zwei der Angreifer ausgeschaltet.

Doch die übrigen vier passten sich schnell an die neue Situation an und rasten von allen Seiten auf sie zu. Sekunden später war die Luft von Strahlschüssen erfüllt, so dass Si Cwan kaum noch etwas sehen konnte. Er verließ sich ganz auf die Instrumente und manövrierte das Schiff so geschickt, wie es ihm möglich war, um dem Feuer auszuweichen. Sein Jäger wurde von zwei Streifschüssen geschüttelt, doch es gab keine direkten Treffer. Er wollte sich gerade gratulieren, als Kebron alarmiert schrie: »Cwan! Hochziehen! *Sofort!*«

Ohne das geringste Zögern befolgte er den Ratschlag und sah, wie ein Hund unmittelbar unter ihm vorbeiraste. Die Schiffe berührten sich, und Cwan hörte den kreischenden Lärm, als Metall über Metall schrammte. Dann löste sich sein Jäger und drehte zu einem neuen Angriffsflug ab.

Der Ortungsalarm piepte ohrenbetäubend. Man hatte ihn aufs Korn genommen. Genau hinter ihm war ein Schiff, vermutlich dasselbe, dem er soeben im letzten Augenblick ausgewichen war. Für eine derart schnelle Neuorientierung musste der Pilot über beträchtliches Geschick verfügen, aber schließlich war alles möglich. Er suchte nach Waffen, mit denen er sich nach hinten verteidigen konnte, doch es schienen keine vorhanden zu sein. Das war eindeutig ein Konstruktionsfehler, wofür er sich die Boragi gerne vorgeknöpft hätte, falls er diesen Wahnsinn tatsächlich überleben sollte.

Er gab Schub, drehte ab und sah, wie ein anderer Hund einen ihrer Kampffjäger verfolgte. Er musste einigen Explosionen ausweichen, dann beobachtete er entsetzt, dass das Heck des Jägers in Flammen aufging. »Kebron! Soleta!« Er schrie beide Namen, da er nicht wusste, wessen Schiff in tödliche Gefahr geraten war.

Doch er erhielt keine Antwort. Plötzlich sah er, wie das angeschlagene Schiff den Sturzflug abging. Aber es gab keine Hoffnung mehr. Zwei weitere Angreifer näherten sich ihm von hinten und würden jeden Augenblick erneut zuschlagen.

Überraschend feuerten die Heckdüsen des Boragi-Jägers, aber nur diese, worauf das Schiff seitwärts abkippte. Es flog jetzt nicht mehr auf normale Weise, sondern hing einen Moment lang wie eine Straßensperre in der Luft.

Die Einheiten der Hunde konnten nicht schnell genug auf dieses wahnsinnige Manöver reagieren und den Kurs korrigieren, so dass sie direkt in den Kampffjäger rasten. Alle drei verwandelten sich in einen grellen Ball aus Feuer und Licht. Die Explosion war so gewaltig, dass Si Cwans Schiff von der Schockwelle hin und her geworfen wurde und er beinahe die Kontrolle darüber verlor. Er prallte so heftig gegen die Waffenkonsole, dass es sich anfühlte, als hätte er sich mindestens eine Rippe gebrochen.

Er kämpfte noch gegen die Schmerzen an, als er einen der zwei noch übrigen Gegner sah und sofort das Feuer eröffnete. Der Schuss streifte ihn und warf ihn aus der Bahn. Si Cwan feuerte ein zweites Mal und landete einen Volltreffer, der das Schiff in der Luft zerfetzte. Dann suchte er nach dem sechsten Kampffjäger der Hunde.

Glücklicherweise - oder unglücklicherweise, je nach dem, wie man es betrachtete - schien dieser Hund nicht mehr an der Fortsetzung des Kampfes interessiert zu sein. Er kehrte um und raste mit Höchstgeschwindigkeit über die verwüstete Stadt zurück. In der Ferne

erkannte Si Cwan weitere Einheiten, die die Lage erkundeten. Sie waren außerhalb seiner Waffenreichweite, aber er konnte sie immer noch mit den Sensoren verfolgen. Er machte sich auf eine mögliche Fortführung des Kampfes gefasst. Dann schaltete er die Funkverbindung des Schiffes auf einen Kanal, der breiter war als die dicht gebündelten Signale ihrer Kommunikatoren. »An alle Schiffe«, sagte er, »wir haben die Hunde im östlichen Sektor von Montos City gestellt. Ziehen Sie sich dort zusammen und bleiben Sie in Feuerbereitschaft.«

Er hatte keine Ahnung, ob die Hunde die Kommunikation abhörten und seinen Funkspruch empfangen hatten. Aus welchem Grund auch immer - ob sie nun genug hatten oder sich aus dem Staub machten, weil sich die Kräfteverhältnisse zu sehr zu ihren Ungunsten entwickelt hatten (oder einfach nur ausgeglichen waren), oder ob sie erreicht hatten, was sie erreichen wollten (was immer das sein mochte) - jedenfalls traten die Hunde nun gemeinsam den Rückzug an.

Bis auf ein Schiff.

Dieses eine Schiff war ein wenig größer als die anderen. Eigentlich war es kein Kampffjäger, sondern ein Transportschiff. Es befand sich am Boden und Si Cwan flog mit hoher Geschwindigkeit darauf zu. Wenn er die Gelegenheit erhielt, ein weiteres gegnerisches Schiff abzuschießen, wollte er sie ergreifen - auch wenn ein Luftkampf fairer gewesen wäre.

Es stand in der Nähe eines zerstörten Gebäudes, ein Stück vom Zentrum des Geschehens entfernt. Dann sah Si Cwan, wie mehrere Hunde aus dem Haus stürmten ...

... und er sah, dass sie jemanden mitschleiften.

Dieser Anblick verblüffte ihn, denn selbst aus der Entfernung konnte er erkennen, dass es sich um einen Thallonianer handelte. Die Hautfärbung war unverkennbar.

Wären die Hunde allein gewesen, hätte er ohne Zögern das Feuer eröffnet. Aber wie die Dinge jetzt lagen, musste er etwas umsichtiger zu Werke gehen. Er nahm die Umgebung ins Visier und gab ein paar gezielte Schüsse ab, die die Hunde nicht direkt treffen sollten. Trotzdem brachte er sie in Bedrängnis, als ringsum der Boden explodierte. Der Thallonianer wurde in Richtung des Hauses zurückgeschleudert, die Hunde zur anderen Seite. Als sie den sich nähernden Kampffjäger bemerkten, verloren die Hunde keine Zeit und eilten zu ihrem Schiff zurück. Offenbar hatten sie entschieden, dass der Thallonianer, den sie ursprünglich an Bord schaffen wollten, ein solches Risiko wohl doch nicht wert war. Kurz darauf war das Schiff gestartet und entfernte sich wie die anderen vom Schauplatz ihrer Verbrechen.

»Si Cwan an Soleta. Si Cwan an Kebron. Kann mich einer von Ihnen hören?«, rief er über seinen Kommunikator. Aber auch diesmal erhielt er keine Antwort. Waren beide tot? Endete seine schlecht geplante

Rettungsmission mit einer solchen Tragödie? Nur weil sie mit diesem idiotischen kleinen Planeten ein Bündnis schließen wollten?

Er versuchte, wieder Ordnung in seine chaotischen Gedanken zu bringen. Auch wenn es gefühllos klingen mochte - sogar für Si Cwan -, er konnte sich in diesem Augenblick einfach nicht mit dem Schicksal der anderen auseinander setzen. Da unten befand sich ein thallonianischer Artgenosse, der vielleicht seine Hilfe benötigte. In der Nähe gab es eine freie Fläche, wo er landen konnte. Und genau das tat er, nachdem seine Sensoren ihm versichert hatten, dass die Einheiten der Hunde wirklich abgezogen waren und nicht etwa im Hinterhalt abwarteten, bis sie sich erneut auf ihn stürzen konnten.

Als er das Kanzeldach öffnete, schlug ihm sofort der Gestank nach Verbranntem entgegen. Überall waren schwelende Gebäude und Leichen. Aus der Ferne hörte er Wimmern und Hilferufe, doch er konnte die Opfer nicht sehen. Dann entdeckte er einen armen Kerl, der sich mühsam über den Boden schleppte und eine Blutspur hinterließ, da er beide Beine verloren hatte. Es gelang ihm, den Kopf zu drehen und Si Cwan anzuschauen. Cwan war sich nicht sicher, ob der sterbende Montosianer ihn wirklich sah, da anstelle seines rechten Auges ein großes Loch in seinem Schädel klaffte. Ein tiefes Röcheln drang aus seiner Kehle, dann kippte sein Kopf zur Seite und er bewegte sich nicht mehr.

Si Cwan hatte in seinem Leben schon Schlimmeres gesehen. Viel Schlimmeres. Insbesondere während seiner Jugendzeit, als sein Vater der Meinung gewesen war, es wäre der Ausbildung des Prinzen förderlich, wenn er eine Weile beim königlichen Foltermeister in die Lehre ging. Si Cwan hatte ihn sorgfältig bei der Arbeit beobachtet und seine Erfahrungen gründlich verarbeitet, denn er hatte festgestellt, dass er am besten damit zurechtkam, wenn er sie intellektualisierte. Er hätte seinem Vater gegenüber niemals zugegeben, dass solche Aktivitäten abstoßend auf ihn wirkten. Eine derartige Charakterschwäche hätte sein Vater nicht geduldet.

Obwohl Si Cwan schon Schlimmeres gesehen hatte ... konnte er sich nicht erinnern, wann er schon einmal etwas Mitleiderregenderes gesehen hatte.

Er wandte den Blick ab, stieg aus dem Kampfpfänger, sprang auf den Boden und lief zu dem Thallonianer. Dieser war zum Glück bei Bewusstsein und Si Cwan empfand darüber unwillkürlich einen gewissen Stolz. Es war schon einiges nötig, um einen Thallonianer außer Gefecht zu setzen.

»Alles in Ordnung? Hat man Sie verletzt?«, rief er dem Mann zu.

Der Thallonianer kam soeben wieder auf die Beine ... dann fuhr sein Kopf herum, als er Si Cwans Stimme hörte.

Si Cwans weitere Fragen nach dem Gesundheitszustand des geretteten

Thallonianers blieben ihm in der Kehle stecken, als er in das Gesicht starrte, das ihm hinlänglich bekannt war.

Es war ...

Es war vor langer Zeit gewesen ...

Vor langer Zeit hatte Si Cwan einen Jugendfreund gehabt. Einen Bundesgenossen, der in allen Lebenslagen an seiner Seite stand und ihm bedingungslos ergeben war. Doch der junge Freund war allmählich zur Überzeugung gelangt, dass Si Cwan zu schwach und gefühlsbetont war. Er zeigte zu viel Verständnis für die minderwertigen Wesen, die nicht nur die unteren Schichten der thallonianischen Gesellschaft, sondern das gesamte Imperium infizierten. Sie hatten mehrere heftige Debatten über dieses Thema geführt, in denen der junge Freund versucht hatte, den adligen Si Cwan wieder auf den richtigen Weg zu bringen. Die Diskussionen waren im Laufe der Jahre immer schärfer und schließlich hasserfüllter geworden. Si Cwan hatte niemals verstanden, warum sich die Haltung seines Freundes so sehr verändert hatte. Vielleicht weil Si Cwan von Natur aus so viel Mitgefühl besaß, dass er einfach nicht begriff, wie es jemandem daran mangeln konnte. Aber in diesem Fall war es so und die Freundschaft zerbrach vollständig. Und es gab keinen gefährlicheren Feind als einen ehemaligen Freund.

Als er diese Person das letzte Mal gesehen hatte, war Si Cwan das Ziel einer geschickt inszenierten Falle gewesen, der er nur knapp und mit viel Glück entronnen war. Seit diesem Zwischenfall hatte er sich gelegentlich gefragt, unter welchen Umständen ihre nächste Begegnung stattfinden würde. Seltsamerweise hatte er niemals daran gezweifelt, dass sie stattfinden würde. Es war, als wären sie dazu bestimmt, immer wieder aufeinander loszugehen, bis nur noch einer von beiden am Leben war. Nur der Zeitpunkt war ungewiss gewesen. Er hatte sich immer vorgestellt, dass es unter dramatischen Umständen geschehen würde, dass vielleicht sogar das Schicksal ganzer Welten vom Ausgang ihrer Konfrontation abhing. Er war nie auf die Idee gekommen, dass sie sich auf irgendeinem nicht besonders wichtigen Planeten wiedersehen würden, während gar keine große Sache auf dem Spiel stand.

»Zoran«, flüsterte er. Es war gar nicht seine Absicht gewesen, den Namen zu flüstern. Es ergab sich einfach so. »Zoran Si Verdin.«

Zoran sagte nichts und war offensichtlich noch verdutzter als Si Cwan, dass sie sich unvermittelt von Angesicht zu Angesicht gegenüberstanden.

Die folgende Stille wurde von einem leisen klickenden Geräusch unterbrochen, das sofort die Aufmerksamkeit beider Männer beanspruchte.

Sie drehten gleichzeitig die Köpfe und blickten in dieselbe Richtung. Etwa drei Meter entfernt lag eine kleine Kugel auf dem Boden. Sie war mit einem wütend aufgerissenen Maul bemalt, dem Zeichen der Hunde des

Krieges. Ein Geschenk, das sie trotz ihres überstürzten Aufbruchs hinterlassen hatten - der möglicherweise in Wirklichkeit gar nicht so panisch gewesen war.

Si Cwan erkannte sofort, worum es sich handelte. Es blieb nur noch die Frage, wie viel Zeit sie hatten, bis das Ding losging. Und er vermutete stark, dass das Klicken von dem Mechanismus kam, der nun das Ende des Countdowns erreicht hatte. In diesem Fall lautete die Antwort: gar keine Zeit mehr ...

... vor allem keine Zeit, um einen weiteren Gedanken an Zoran zu verschwenden. Er sprang hastig zu einem Trümmerhaufen und konnte nur hoffen, dass er ihm Deckung bot. Der Sprung beförderte ihn in unmittelbare Nähe seines Ziels - dann ging die Bombe hoch. Die Schockwelle schleuderten ihn über den Haufen und er stürzte haltlos ... während es sich anfühlte, als würde er immer höher in den Himmel emporgerissen werden. Die Sonne schien auf ihn herab und zunächst glaubte er, dass er mitten in ihr heißes Herz gerissen wurde, um in kürzester Zeit völlig verbrannt zu werden.

Dann landete er. Er schlug mit solcher Wucht auf den Boden, dass jeder Knochen erschüttert wurde. Eine Weile lag er da, ohne sich rühren zu können, ohne atmen zu können - und schließlich verlor er das Bewusstsein. Das Letzte, woran er dachte, war die Hoffnung, dass Zoran zuerst von den Folgen der Detonation getroffen worden war.

»Cwan. Si Cwan.«

Jemand rüttelte an seiner Schulter. Er hatte keine Ahnung, wer es war, denn in seinem Kopf gab es keinen einzigen klaren Gedanken. Er spürte etwas Feuchtes an der Seite seines Gesichts und fragte sich, ob er geweint hatte. Dann wurde ihm klar, dass es noch nicht getrocknetes Blut aus einer großen Schürfwunde war. Diese Erkenntnis kam ihm, als er sie berührte, was ein schwerer Fehler war, denn im nächsten Moment schoss ein stechender Schmerz durch seinen Schädel. Andererseits war ihm der Schmerz eine große Hilfe, da er auf diese Weise schneller das vollständige Bewusstsein zurückerlangte - obwohl er nun unter Kopfschmerzen litt, die so heftig waren, dass sie Neutronium hätte spalten können.

Mit verschwommenem Blick nahm er etwas wahr, das er als Zak Kebron identifizierte. Es wäre nett gewesen, wenn er hätte sagen können, dass Kebron ein besorgtes Gesicht machte, aber in Wirklichkeit blickte er genauso selbstgefällig auf die gegenwärtige Situation herab, wie er es meistens tat. »Cwan. Wie geht es Ihnen?«

»Ich hätte nicht gedacht ... dass es Sie interessieren könnte.« Jedes Wort kostete ihn große Anstrengung, obwohl die Anstrengung mit jedem Wort abnahm.

»Eigentlich interessiert es mich auch nicht«, erwiderte Kebron. »Aber Ihr Quartier ist viel netter als meins. Der Captain hat es mir versprochen, wenn sie sterben.«

»Ach so.«

Dann wurde Cwan klar, dass Kebrons Anwesenheit auf einen weiteren Sachverhalt hindeutete. Langsam setzte er sich auf, während sich das vage Gefühl eines Verlusts in ihm ausbreitete. »Wenn Sie hier sind ... dann heißt das ... dass Soleta ...«

»...da drüben ist.« Kebron zeigte in eine Richtung. Si Cwan drehte benommen den Kopf und sah, wie Soleta in einiger Entfernung die Trümmer durchstöberte, als würde sie dort nach etwas Bestimmtem suchen.

Si Cwan wandte sich wieder Kebron zu. »Ich ... ich habe einen Zusammenstoß ... dreier Kampfstädter gesehen.«

»Ja«, sagte Kebron, »und einer davon war meiner.«

Nur langsam gewann Si Cwan sein Konzentrationsvermögen zurück und erst jetzt fiel ihm auf, dass Kebrons Uniform in der Tat recht zerfetzt wirkte. Sogar die unverwundliche Haut des Brikar schien einige Blessuren davongetragen zu haben.

»Also haben Sie die Kollision überlebt.«

»Nein, Cwan. Ich bin gestorben. Aber Starfleet hat mir befohlen, trotzdem meinen Dienst zu verrichten.«

Diese bissige Bemerkung räumte endgültig jeden Verdacht Si Cwans aus, er könnte dies alles vielleicht nur halluzinieren. »Aber ich habe gesehen, wie Ihr Schiff in Flammen aufging.«

»Es ist etwas mehr als das nötig, um mir den Garaus zu machen.«

Aber Kebron war verletzt. Das war unübersehbar. Und er sprach langsamer als sonst. Obwohl er sich bemühte, seine übliche Gelassenheit zu wahren, konnte er nicht verhehlen, wie viel Anstrengung es ihn kostete. Außerdem wurden die körperlichen Folgen des Aufschlags immer offensichtlicher. Je länger Si Cwan ihn betrachtete, desto deutlicher traten die Risse in seiner dicken Haut hervor. Und aus den größeren Wunden, die Cwan zuerst aufgefallen waren, quoll eine zähe schwarze Flüssigkeit, von der Cwan nur vermuten konnte, dass es sich um Blut handelte.

Kebron entging nicht, worauf Cwan starrte. »Machen Sie sich deswegen keine Sorgen.«

»Keine Sorgen? Sie bluten.«

»Nein, ich blute nicht.«

»Aber...«

»Ich blute nicht.«

»Kebron«, sagte Si Cwan mit einer Spur von Ungeduld, »Sie müssen vor mir nicht den Unerschütterlichen spielen. Sie sind verletzt.«

»Nein. Sie haben keine Ahnung. Stehen Sie endlich auf.«

Si Cwan tat es, aber ganz langsam, damit die Welt sich nicht zu heftig um ihn drehte und er nicht das Gleichgewicht verlor. Währenddessen nahm er sich vor, in Zukunft nie wieder Besorgnis um Kebrons Wohlergehen zu äußern. »Zoran«, sagte er mit plötzlicher Eindringlichkeit. »Zoran ...«

»Was ist mit ihm?« Kebron wusste natürlich, wer Zoran war, da er in Begleitung Si Cwans gewesen war, als Zoran sie beide in einen Hinterhalt gelockt hatte, bei dem sie beinahe das Leben verloren hatten.

»Zoran ist hier ... war hier ... ist hier.« Sein Kopf fuhr auf der Suche nach seinem Erzfeind so heftig herum, dass er fast wieder zu Boden gestürzt wäre. Kebron hielt ihn mit einer Riesenpranke fest. »Es gab eine Explosion ... eine Bombe. Der Mauerrest, hinter dem ich in Deckung ging, hat mich vor der größten Wucht der Detonation geschützt.« Er blickte zur Stelle hinüber, wo die Mauer gewesen war, und stellte fest, dass davon nichts mehr übrig geblieben war.

»Wir legen eine Gedenkminute ein«, sagte Kebron feierlich, »für die bedauernswerten Trümmer, denen Sie Ihr Leben verdanken.«

»Verdammt noch mal, Kebron!«, fauchte Si Cwan den Brikar an. »Sie wissen doch, wer Zoran ist und was er getan hat. Können Sie nicht mal Ihren Sarkasmus zügeln?«

Kebron schwieg einen längeren Augenblick. Si Cwan hatte keine Ahnung, was dem Brikar durch den Kopf gehen mochte. Dann sagte er sehr leise: »Vielleicht hat die Bombe ihn getötet.«

»Nein«, entgegnete Cwan entschieden. »Wenn ich überlebt habe, hat er auch überlebt. Wir müssen ...«

»Hier drüben!« Soleta hatte gerufen. Es widersprach natürlich ihrer Disziplin, irgendwelche Emotionen zu zeigen, aber Si Cwan hörte deutlich die Beunruhigung in ihrer Stimme. »Hier ist ein Überlebender!«

Unverzüglich liefen Cwan und Kebron zu ihr. Unterwegs hoffte und betete Cwan, dass es Zoran war. Möglicherweise lag er im Sterben. Diese Vorstellung löste in Cwan sehr gemischte Gefühle aus, denn das Dahinscheiden Zorans würde ein glorreicher Moment werden - insbesondere wenn es in Cwans Beisein geschah. Andererseits starb Zoran vielleicht, ohne Si Cwan zu verraten, was er am verzweifeltsten zu wissen begehrte. Zoran war durchaus zu so etwas imstande. Er würde bestimmte Informationen mit ins Grab nehmen, nur um ein letztes Mal über Cwan zu triumphieren. Die Vorstellung, dass Cwan Zoran anflehte, an ihre ehemalige Freundschaft appellierte ... war ihm äußerst zuwider.

Es war in der Tat ein verrücktes Universum, wenn man gar nicht wusste, ob man einem Feind das Leben oder den Tod wünschen sollte, wenn einem keine dieser beiden Möglichkeiten Genugtuung verschaffte.

Doch als sie in Soletas Nähe kamen, wurde Si Cwan sehr schnell klar, dass diese Überlegungen gegenstandslos waren. Denn es war nicht

Zoran, der in den Trümmern lag, wie er gehofft hatte. Es war vielmehr eine Frau, eine Montosianerin. Sie blickte starr in den Himmel und Si Cwan wusste, dass sie nicht mehr lange zu leben hatte. Ihre Augen trübten sich bereits. Er war sich nicht einmal sicher, ob sie Soleta sah, die sich über sie beugte.

»Wer hat Ihnen das angetan?«, fragte Soleta sie. Zuerst verstand Si Cwan gar nicht, was diese Frage sollte. Es war doch offensichtlich, dass die Frau infolge der Explosion der Bombe, die die Hunde des Krieges zurückgelassen hatte, von Trümmern verschüttet worden war. Doch als er noch etwas näher kam, verstand er, was Soleta meinte.

Die Frau litt nicht nur unter den Folgen der Bombenexplosion, die bereits schlimm genug waren. Ihr ganzer Körper war systematisch verstümmelt worden. Die für Montosianer charakteristischen Fühler auf der Stirn waren abgeschnitten worden, überall klebte getrocknetes Blut. Diese Frau hatte keinen Unfall erlitten. Sie war gezielt gefoltert worden.

»Wer ...« wiederholte Soleta langsam, »hat Ihnen das angetan?«

»Hunde ...«, brachte die Frau mühsam hervor. Während sie sprach, lief ihr Blut aus den Mundwinkeln.

»Offenbar wollte man ihr bestimmte Informationen entlocken«, sagte Kebron.

Si Cwan nickte. »Wie es aussieht, geschah dieser kleine Überfall doch nicht so zufällig, wie es zunächst den Anschein hatte. Aber ... warum sie?«

Kebron zuckte mit den Schultern - beziehungsweise versuchte er es zu tun.

»Warum? Warum hat man Ihnen das angetan?«, fragte Soleta. »Was wollten sie wissen?«

»Riella ...«

Dieser Name sagte Si Cwan nichts und er sah, dass auch die anderen nichts damit anfangen konnten. Er wusste nur, dass die Zeit allmählich knapp wurde. Die Frau wurde immer schwächer. »Vielleicht können Sie eine Mentalverschmelzung mit ihr eingehen«, schlug er vor. »Sie könnten ...«

»Nein«, erwiderte Soleta schnell und entschieden.

»Soleta«, sagte Kebron, »auch wenn es mir nicht behagt, Si Cwans Meinung zu unterstützen ... aber es wäre erheblich effizienter, wenn Sie ...«

»Ich sagte *nein*.« Ihr Tonfall ließ keinen Zweifel, dass sie nicht bereit war, weiter über diesen Punkt zu diskutieren. Stattdessen wandte sie sich wieder der Frau zu und sagte: »Wer ist Riella? Warum haben die Hunde Ihnen das angetan? Bitte ...«

»Retten Sie ... Riella ...«

»Das werden wir tun«, versprach Si Cwan ihr, obwohl er natürlich keine

Ahnung hatte, zu wessen Rettung er sich gerade verpflichtet hatte. Dann riet er einfach: »Ist sie Ihre Tochter?«

Sie antwortete nicht sofort. Als sie sprach, zitterte ihre Stimme, als würde sie ein großes Geheimnis preisgeben, so dass Si Cwan sie nicht genau verstand. »Halbe Physik geschockt?«, fragte er irritiert. »Was soll das bedeuten?«

»Sie sagte: >Ich habe für Sie gesorgt<«, klärte Soleta ihn auf, aber sie machte nicht den Eindruck, als könnte sie mehr als Si Cwan mit diesen Worten anfangen.

Aus der Kehle der Frau drang ein tiefes Gurgeln. Blut quoll ihr aus Mund und Nase. Ihr Blick war stumpf geworden, sie schaute nicht mehr in den Himmel, sondern in sich hinein. Dann sagte sie noch etwas, das Si Cwan völlig entging. Schließlich war ein Röcheln zu hören, das er nur zu gut kannte ... es war der letzte Laut, den ein Lebewesen von sich gab. Sie zuckte nicht, ihr Kopf kippte nicht zur Seite, sie bewegte sich überhaupt nicht. Aber es war klar, dass sie gestorben war.

Si Cwan stand auf und schüttelte den Kopf über diese sinnlose Verschwendung von Leben. Er warf Kebron einen kurzen Blick zu, dann sah er noch einmal genauer hin. Das Blut einiger seiner Wunden hatte sich verkrustet und Kebron kratzte nun vorsichtig den Schorf ab. Si Cwan konnte es nicht glauben. Darunter war die Haut völlig abgeheilt.

»Ich habe Ihnen doch gesagt, dass es kein Blut ist«, sagte Kebron, als er Cwans Blick bemerkte. »Es ist ein spezielles Sekret, das die Brikar absondern können, um die Wundheilung zu beschleunigen.«

»Das habe ich noch nie zuvor bei Ihnen beobachtet.«

»Es ist... keine einfache Sache. Aber ich hielt es in diesem Fall für notwendig.«

»Weil Sie sehr schwer verletzt waren?«

»Ja«, antwortete Kebron nur und Si Cwan wusste, dass er nicht mehr zu diesem Thema sagen würde.

Dann wurde Si Cwan wieder leicht schwindlig. Er ärgerte sich über diese Schwäche, aber er wusste, dass er immer größere Schwierigkeiten bekommen würde, sich auf den Beinen zu halten. Er bemühte sich, es völlig normal erscheinen zu lassen, als er sich wieder auf den Boden hockte und die Arme um die angezogenen Knie schlang. »Diese Sinnlosigkeit...«, sagte er. »Soleta, haben Sie noch jemanden in der Nähe gesehen? Vielleicht einen Thallonianer?«

Sie schüttelte den Kopf. »Nein. Nur diese Frau. Ich vermute, dass die Hunde gezielt diese Frau gesucht haben, um sie zu foltern, während gleichzeitig der Angriff auf die übrige Stadt erfolgte ... vermutlich ausschließlich zu ihrem Vergnügen.«

»Aber warum? Warum diese Frau? Was sie gesagt hat - >Riella<, >Ich habe für sie gesorgt< -, ergibt überhaupt keinen Sinn.« Er seufzte.

»Konnten Sie verstehen, was sie als Letztes sagte?«

»Ja. Aber es klang auch nicht viel sinnvoller.«

»Was hat sie gesagt?«

»Ich glaube, sie sagte >Ort der Stille<.«

Als er diese Worte hörte, waren Si Cwans Erschöpfung, seine Verzweiflung und seine Schmerzen mit einem Mal verschwunden. Er sprang auf und packte Soletas Schultern mit solcher Heftigkeit, dass sie leicht zusammenzuckte. »Sind Sie sich ganz sicher? Hat sie das wirklich gesagt? Hat sie tatsächlich vom >Ort der Stille< gesprochen?«

»Ich kann es mit einiger Sicherheit behaupten. Was ...?«

Er ließ Soleta los und trat zurück. Seine Miene drückte große Besorgnis aus. Soleta und Kebron warfen sich einen verblüfften Blick zu. »Cwan ... was ist das?« verlangte Kebron zu wissen. »Kennen Sie diesen . . . >Ort der Stille<?«

Si Cwan betrachtete seine Gefährten eine Weile, bevor er antwortete. »Nein. Ich habe noch nie davon gehört.« Damit wandte er sich ab und entfernte sich mit schnellen Schritten.

»Interessant«, sagte Kebron nachdenklich. »Wer hätte gedacht, dass Si Cwan ein so miserabler Lügner ist?«

VIII.

Xyon hatte nicht die geringste Ahnung, was er von ihr halten sollte - vor allem, als sie schreiend erwachte.

Das blasshäutige Mädchen fuhr abrupt vom Bett hoch, in dem Xyon normalerweise schlief. Sie hatte die Augen weit aufgerissen, doch als er zu ihr ging und eine Hand vor ihrem Gesicht bewegte, schien sie ihn überhaupt nicht wahrzunehmen. »Beruhigen Sie sich!«, rief er, doch sie machte keine Anstalten, seinem Wunsch nachzukommen. Sie schrie und heulte und schlug um sich. Sie tat es so heftig und wild, dass ihr das Kleid von den Schultern rutschte. Dadurch wurde Xyon für einen Moment abgelenkt, was sich als schwerer Fehler erwies. Denn während er abgelenkt war, holte sie mit einem Arm aus und schlug ihm gegen den Kopf. Er stürzte und brauchte eine Weile, bis er sich von seiner vorübergehenden Benommenheit erholt hatte.

Unterdessen wandte sich die Zerstörungswut der jungen Frau ihrem eigenen Gesicht zu. Im Grunde hatte er Verständnis für ihre Reaktion, da er wusste, dass sie Schweres durchgemacht hatte und völlig verängstigt sein musste. Andererseits war er nicht gerade von der Vorstellung begeistert, in seinem eigenen Schiff verprügelt zu werden.

Lylas Stimme drang aus einem der allgegenwärtigen Lautsprecher. »Steckst du in Schwierigkeiten, Xyon?«, fragte sie besorgt.

Zu diesem Zeitpunkt war es Xyon bereits gelungen, die Handgelenke der Frau zu packen und ihre Bewegungsfreiheit einzuschränken. Trotzdem schlug sie weiter um sich. »Wie kommst du auf diese Idee?«, brummte er.

Es dauerte einen Moment, bis Lyla antwortete. »Das war eine sarkastische Erwiderung, nicht wahr? Ich glaube, meine Lernphase ist noch nicht ganz abgeschlossen, was diese sprachliche Eigenart betrifft.«

Xyon verdrehte die Augen. In diesem Augenblick versuchte sich das Mädchen erneut aufzusetzen. Sie befreite eine Hand aus seinem Griff und überraschte Xyon mit ihrer bemerkenswerten Kraft, als ihre Fingernägel nach seinem Gesicht schlugen. Es gelang ihr, ihm einen tiefen Kratzer in die Wange zu reißen. Damit war für Xyon der Bogen überspannt. Er wehrte sich und schlug ihr ins Gesicht - nicht weil er sie verletzen wollte, sondern weil es eine altbewährte Methode war, jemanden, der die Selbstbeherrschung verloren hatte und hysterisch geworden war, wieder zur Besinnung zu bringen.

Doch der Schlag hatte eine viel nachhaltigere und überraschendere Wirkung, als Xyon hätte ahnen können. Als er sie schlug ... fielen ihre

Fühler ab.

Er hatte damit gerechnet, dass sein Schlag unerwartete Wirkungen zeigen würde - aber nicht diese. Doch nun war es geschehen. Die Fühler brachen einfach ab und fielen zu Boden. Xyon starrte sie eine Weile stumm an. Das Mädchen wand sich immer noch zuckend auf dem Bett, obwohl der Anfall nun ein wenig nachzulassen schien. Xyon hob die Fühler auf und in einer Mischung aus Bestürzung und Verzweiflung drückte er sie an ihre Stirn, in der irrationalen Hoffnung, dass sie auf irgendeine Weise dort haften blieben. Natürlich hatte er damit keinen Erfolg. Er drückte sie fest an, dann ließ er los und musste zusehen, wie sie wieder abfielen. Dieser Zwischenfall war ihm wirklich sehr peinlich. Es war ja nicht so, dass er die kleinen gegabelten Dinger aus Rache oder purem Sadismus abgetrennt hätte. Sie waren einfach abgefallen. Er hätte es gerne rückgängig gemacht, aber er wusste nicht, wie er das anstellen sollte.

Inzwischen lag sie verhältnismäßig ruhig da, nachdem ihre Panikattacke vorbei zu sein schien. Langsam setzte sie sich auf und zum ersten Mal schien sie Xyon bewusst wahrzunehmen. »Wer ...« Sie blinzelte. »Wer sind Sie?«

»Ich bin Xyon. Ich ...« Er zuckte mit den Schultern. »Ich habe Sie gerettet.«

»Oh.« Eine bessere Erwiderung fiel ihr offenbar nicht ein.

»Wie geht es Ihnen?«

»Ach ... es geht so.« Sie beäugte ihn misstrauisch. »Bin ich eine Gefangene?«

»Was? Äh, nein. Ganz und gar nicht.«

»Also kann ich jetzt gehen?«

»Nnn-nein. Nein, Sie können nicht gehen.« Wieder zuckte er mit den Schultern. »Tut mir Leid.«

»Wenn ich keine Gefangene bin«, sagte sie mit zunehmender Ungeduld, »sollte ich eigentlich jederzeit gehen können. Das eine ergibt sich aus dem anderen.«

»Nun, dann würde ich sagen, dass man seine Erwartungen nicht zu hoch stecken sollte«, entgegnete Xyon, ohne seinen Unmut vor ihr zu verbergen. »Beispielsweise habe ich Sie aus den Pfoten der Hunde des Krieges befreit und Ihnen das Leben gerettet, was auch für mich mit einigen Risiken verbunden war. Unter normalen Umständen sollte man erwarten, dass man sich durch ein derartiges Verhalten mindestens ein Dankeschön verdient hat. Das eine ergibt sich aus dem anderen. Aber wie es scheint, waren auch meine Erwartungen zu hoch gesteckt.«

Sie öffnete den Mund zu einer Erwiderung, doch dann schloss sie ihn wieder. Ihre Miene glättete sich, und sie sagte leise: »Vielen Dank.«

»Keine Ursache.«

»Tut mir Leid. Ich sollte wohl nicht so unfreundlich sein. Aber ich habe mehr durchgemacht, als Sie sich vorstellen können, und mein Kopf tut so furchtbar ...«

Sie legte eine Hand an die Stirn ... und spürte, dass etwas fehlte. Schockiert riss sie die Augen auf. »Meine ... meine Fühler! Wo sind ... was ... was ist mit...?«

Bestürzt hielt er sie hoch. »Ich glaube, Sie suchen das hier.«

Im nächsten Moment war ihr versöhnlicherer Tonfall verschwunden und sie reagierte wieder mit Panik und Feindseligkeit. »Was haben Sie gemacht? Was haben Sie gemacht?!«

»Nichts! Ich habe gar nichts gemacht! Sie sind ... einfach abgefallen.«

»Einfach abgefallen! Fühler fallen nicht einfach ab!« Sie riss sie ihm aus der Hand und starrte sie mit zunehmendem Entsetzen an. »Sie haben sie abgeschnitten! Warum haben Sie so etwas Perverses getan?«

»Aber nein! Ich habe doch gar nichts getan!«

»Doch, haben Sie!«

»Nein, ich habe ...« Er hob im Versuch der Beschwichtigung die Hände. »Hören Sie ... es spielt im Grunde überhaupt keine Rolle, ob Sie mir glauben oder nicht. Ich weiß, was ich getan und nicht getan habe. Ihre Ansichten sind völlig irrelevant. Ich kann Ihnen nur sagen, dass ich es nicht getan habe, dass ich Ihnen niemals wehtun würde, und Sie sollten beten, dass ich die Wahrheit sage. Denn wenn ich Ihnen wehtun wollte, könnten Sie nicht das Geringste dagegen tun.« Er seufzte schwer und streckte ihr eine Hand entgegen. »Hören Sie ...«

Aber sie kroch bis in den hintersten Winkel des Bettes, presste sich gegen die Wand und ließ ihn nicht einen Moment lang aus den Augen. Xyon wurde auf eine harte Geduldsprobe gestellt. Er hatte Verständnis, dass sie angesichts der jüngsten Ereignisse verwirrt und ängstlich war. Doch gleichzeitig verspürte er das starke Bedürfnis, sie zu schlagen - diesmal jedoch nicht als Mittel gegen einen hysterischen Anfall, sondern weil sie ihm allmählich auf die Nerven ging.

»Ich will hier raus«, sagte sie gepresst.

»Gut. Bitte. Ganz wie Sie möchten. Da ist die Tür.« Er zeigte darauf und machte keine Anstalten, ihr den Weg zu versperren.

Sie blickte misstrauisch auf die Tür, als würde sie mit einem Trick rechnen. Aber er saß völlig gelassen und reglos wie eine Statue da. Im nächsten Moment war sie aufgesprungen und flüchtete durch die Tür.

Xyon rührte sich nicht. Er blieb, wo er war, und horchte auf das Geräusch ihrer Schritte, als sie durch den kleinen Korridor lief, der in den Bugbereich des Schiffs führte. Nach kurzer Zeit verstummten die Schritte, ganz wie er erwartet hatte. Schließlich konnte sie nicht viel weiter laufen, da das Schiff nicht sehr groß war. Eine ganze Weile verging, ohne dass etwas zu hören war. Schließlich verließ er das Schlafzimmer und machte

sich gemächlich auf den Weg in den vorderen Teil des Schiffs.

Das Mädchen stand nur da und starrte aus dem Sichtfenster. Ihr Mund stand offen und sie war so weggetreten, dass sie gar nichts bemerkte, als er mit einem Finger ihr Kinn berührte und ihren Mund schloss. Ihr Blick hing gebannt an den Sternen, die überall waren.

»Verstehen Sie jetzt, warum Sie nicht einfach gehen können?«, fragte er.

Sie nickte. Dann beugte sie sich vor, als könnte sie den Sternen dadurch ein Stück näher kommen. »Sie ... sie funkeln ja gar nicht.«

»Natürlich nicht. Das Funkeln entsteht durch Turbulenzen innerhalb einer Planetenatmosphäre. Wenn man sich im Weltraum befindet, scheinen die Sterne völlig gleichmäßig.«

»Im Weltraum.« In ihrer Wiederholung dieser Worte lag so viel Fassungslosigkeit, dass sich Xyon ins Gedächtnis rufen musste, wie wunderbar dieses Erlebnis für sie war. Für Xyon war der Weltraum lediglich etwas, in dem er überleben musste. Ein luftleeres, eiskaltes und gnadenloses Vakuum, das sein allgegenwärtiger Widersacher war. Nur ein kleiner Fehler, eine winzige Nachlässigkeit, und es wäre aus mit ihm. Dann wären er und sein Schiff nicht mehr als ein weiteres Stück Treibgut im All. Er hatte den Weltraum schon seit langer Zeit nicht mehr mit dem Gefühl der Ehrfurcht betrachtet. Doch als er diese Ehrfurcht in ihren Augen sah, erinnerte er sich vage an das erste Mal, als er ins Weltall aufgebrochen war. Damals war er nicht viel älter als sie gewesen. Damals war alles ein großes Abenteuer gewesen. In vielerlei Hinsicht war es das immer noch. Aber heutzutage galt seine Hauptsorge allzu häufig dem nackten Überleben.

»Ich bin im Weltraum«, sagte sie kopfschüttelnd. »Sie ... Sie haben keine Ahnung ... viele Jahre lang ... so viele Jahre lang habe ich mich gefragt, wie es sein würde ... und meine Mutter sagte, dass nur Narren auf die Idee kommen würden, Montos zu verlassen ... aber ich habe von anderen Welten geträumt und diese Träume machten mir Angst und ich ...«

Er konnte nicht behaupten, er hätte zur Gänze verstanden, was sie sagte. Sie sprach sehr schnell und von den verschiedensten Dingen. Sie schien alles andere als konzentriert. Er legte eine Hand auf ihre Schulter, die sich erstaunlich kühl anfühlte. Außerdem stellte er zu seiner leichten Überraschung fest, dass ihre Haut etwas dunkler als zuvor war. Sie wirkte nicht mehr so blass, aber er hatte keine Ahnung, warum das so war.

Obwohl sie immer noch unter dem Eindruck dieses Anblicks stand, schüttelte sie seine Hand mit einem Schulterzucken ab.

»Riella ...«, begann er.

Sie drehte sich mit verblüffter Miene zu ihm um. »Woher wissen Sie meinen Namen?«

»Ich habe meine Informationsquellen. Daher weiß ich von ihrem Namen ... und vom Ort der Stille.«

Diese Worte übten eine geradezu elektrisierende Wirkung auf sie aus. Sie wich erschrocken vor ihm zurück, als hätte er eine grausame Waffe gezückt und wollte sie damit zerstückeln. »Wie ... wie können Sie ... das ... wie ...«

»Das machen Sie recht häufig. Stotternd und zusammenhanglos reden, meine ich. Das sollten Sie sich abgewöhnen.«

»Wer sind Sie?!«

»Mein Name ist Xyon.«

»Das weiß ich.«

»Warum fragen Sie dann?«

Sie schlug sich die Hände vors Gesicht und ihre Finger strichen über die Stellen, wo sich ihre Fühler befunden hatten. Als würde sie sich dadurch wieder an alles erinnern, wich sie vor ihm zurück, ohne ihn aus den Augen zu lassen. Sie verhielt sich wie ein in die Enge getriebenes Tier.

»Eigentlich müssten Sie mich allmählich auffordern, Sie nach Hause zurückzubringen«, sagte Xyon, der die Arme über der Brust verschränkt hatte. »Jedenfalls ist es das, was die meisten Entführten verlangen.«

»Nein, ich ...« Sie wirkte tief erschüttert. »Ich kann nicht mehr zurück. Ich kann nicht ...« Sie wandte sich ihm wieder zu und starrte ihn an, als würde sie ihn zum ersten Mal sehen. »Was ist mit diesen Wesen geschehen? Die mich gejagt haben?«

»Ich habe ein wenig mit ihnen geplaudert. Schließlich waren sie einverstanden, Sie in Ruhe zu lassen.«

Sie betrachtete ihn mit dem gleichen ehrfürchtigen Erstaunen, mit dem sie auf die Sterne gestarrt hatte. »Wer sind Sie? Ich meine, ich weiß, dass Ihr Name Xyon lautet. Aber wer sind Sie?«

»Meine Person ist unwichtig. Ich tue nur, was ich meine, tun zu müssen. Darüber hinaus gibt es nicht viel zu sagen.«

»So einfach kann es nicht sein. Sie fliegen in der Galaxis herum, um anderen Leuten zu helfen?«

»Nein. Ich schlage nur die Zeit tot. Ich warte ab, was als Nächstes in meinem Leben passiert. Alles weitere ist im Grunde rein zufällig.«

»Sie lügen. Ich weiß nicht, warum, aber Sie lügen. Haben Sie ...« Sie zögerte, ihre Frage in Worte zu fassen. »Haben Sie sie getötet?«

»Wen?«

»Diese Wesen, die mich gejagt haben.«

»Ach die. Ja, einen der beiden.«

»Das könnte ich niemals tun. Jemanden töten.«

»Sie wären erstaunt, wen sie alles töten könnten, wenn die Betreffenden versuchen, Sie zu töten.«

»Das mag sein ... Haben Sie viele getötet?«

»Alle, die sich nicht anders zur Vernunft bringen ließen.« Er bemühte sich, das Gespräch auf ein Thema zu lenken, das ihm nicht so unangenehm war. »Ich wüsste aber wirklich gerne, warum die Hunde so sehr an Ihnen interessiert sind. Was hat es mit diesem >Ort der Stille< auf sich?«

»Es ist ein Ort in meinen Träumen.« Ihre Stimme war kaum mehr als ein Flüstern. »Worte, die nur mir etwas bedeuten. Woher wissen Sie davon? Wie haben Sie davon erfahren?«

»Von den Hunden. Und sie haben die Informationen von jemand anderem.«

Langsam ließ sie sich zu Boden sinken, als hätte sie keine Kraft mehr in den Beinen. Ihr Rücken rutschte an der Wand entlang, bis sie auf dem Boden saß. Sie starrte ihn an. »Wie kann das sein? Es ist ... alles in meinem Kopf ... ich habe nie ... es ... ich könnte nicht...«

»Sie machen es schon wieder. Das zusammenhanglose Gestammel.«

»Hören Sie auf!«, fauchte sie ihn an, doch dann beruhigte sie sich sehr schnell wieder, nachdem sie ein paarmal tief durchgeatmet hatte. Tränen liefen ihr übers Gesicht, die sie sofort abwischte.

»Offensichtlich ist es nicht nur in Ihrem Kopf. Haben Sie eine Ahnung, wie die Hunde davon erfahren haben könnten oder wie ...«

»Nein.« Sie schlug sich mit einer Faust auf den Oberschenkel. »Ich habe keine Ahnung. Nicht die leiseste.«

Sie blickte wieder durch das Sichtfenster auf die Sterne und schließlich stand sie langsam auf. Sie trat vor das Fenster und starrte auf die schimmernden Sternkonstellationen hinaus.

Dann flüsterte sie etwas, so leise, dass er es nicht verstehen konnte. »Was haben Sie gesagt?«

»Ich muss schlafen.« Es war, als würde sie aus einem ganz anderen Quadranten zu ihm sprechen.

»Sie sind eben erst aufgewacht.«

»Ich weiß.« Sie drehte sich um und ging mit zügigen Schritten zum Quartier im Heckbereich zurück. Er hörte, wie das Bett knarrte, und als er wenig später nachsah, lag sie mit geschlossenen Augen da; ihre Brust hob und senkte sich mit regelmäßigen Atemzügen.

Er entfernte sich wieder und schüttelte den Kopf. Er verstand nicht einmal ansatzweise, was hier vor sich ging. Dann schrak er zusammen, als sie plötzlich aufschrie. Sofort kehrte er ins Schlafzimmer zurück. Jetzt saß sie auf dem Bett und machte den Eindruck, als wäre sie in dieser Haltung erstarrt.

»Also gut, was zum Teufel ist hier los?«, verlangte er zu wissen.

Entweder hatte sie ihn nicht gehört oder sie wollte ihm nicht antworten. Sie schien sich angestrengt zu konzentrieren, obwohl er keinen Hinweis

auf das hatte, was ihre Konzentration so sehr beanspruchte. Dann stieg sie unvermittelt aus dem Bett und lief auf nackten Füßen durch den Korridor zurück nach vorn. Er folgte ihr und kratzte sich verwirrt am Kopf. »Riella? Riella, hätten Sie wohl die Freundlichkeit, mir zu verraten ...?«

Immer noch keine Antwort. Ohne ein Wort trat sie wieder vor das Sichtfenster und starrte nach draußen. Diesmal jedoch schien sie nicht vom ehrfurchtgebietenden Anblick der Wunder der Schöpfung überwältigt zu sein. Sie schien sich zu konzentrieren, als würde sie nach etwas ganz Bestimmtem suchen. Er hatte keine Ahnung, was sie mit diesem Verhalten bezwecken mochte.

»Drehen Sie uns«, murmelte sie.

»Was?«

»Drehen Sie das Schiff. Ich will alles sehen. Alle Richtungen.«

Er konnte sich immer noch keinen Reim darauf machen, aber immerhin entstand kein Schaden, wenn er ihre Bitte erfüllte. »Lyla«, sagte er. »Bleib auf Kurs, aber führe eine Spiralrotation aus, so dass wir einen Rundumblick erhalten.«

»Wird gemacht, Xyon.«

Riella zuckte zusammen, als sie unerwartet eine weibliche Stimme direkt neben ihrem Ellbogen hörte. Doch sie hatte dieses Vorkommnis im nächsten Moment vergessen, als Lyla das Schiff zu einer langsamen spiralförmigen Drehung veranlasste, wie bei einem kippenden Kreisel. Riella verfolgte genauestens die Bewegungen der Sterne und Xyon beobachtete die junge Frau mit stiller Belustigung.

»Halt!«, rief sie plötzlich. »Zurück! Ein Stück zurück!«

Gehorsam drehte Lyla das Schiff in die Position zurück, die es eingenommen hatte, als Riella aufgeschrien hatte. Die Drehbewegung hörte auf und Riella starrte gebannt in eine bestimmte Richtung.

Xyon kam es vor, als würde eine Ewigkeit verstreichen, ohne dass ein Wort fiel. Sie starrte einfach nur nach draußen. Schließlich fragte er: »Möchten Sie vielleicht einen Blick auf ein paar Sternkarten werfen?«

Sie drehte sich mit verständnisloser Miene zu ihm um. »Was?«

»Sternkarten. Darstellungen, in denen die Namen von Sternen und Planeten, Entfernungen und Reisezeiten verzeichnet sind.«

»So etwas haben Sie?« Die junge Frau schien völlig erstaunt zu sein.

»Natürlich. Jeder, der im Weltraum unterwegs ist, hat so etwas dabei. Zumindest jeder, der überleben möchte. Ich kann Ihnen eine Übersicht des Raumsektors zeigen, an dem Sie interessiert zu sein scheinen, wenn Sie möchten.«

»Ja. Das würde ich mir wirklich gerne anschauen.«

»Lyla...«

»Alles klar, Xyon«, sagte sie, ohne dass er seine Frage vervollständigen musste. »Ich lege es auf den seitlichen Bildschirm.«

Er deutete auf einen Monitor links neben Riella, den sie mit weit aufgerissenen Augen anstarrte, als darauf eine detaillierte Darstellung sichtbar wurde. Es machte den Eindruck, als würden ihr jeden Moment die Augen aus dem Kopf springen.

»Wonach suchen Sie?«, fragte er.

»Ich weiß es nicht.«

»Ja, irgendwie hatte ich geahnt, dass Sie das sagen würden.«

Danach sagte sie für längere Zeit nichts. Nur gelegentlich bat sie um andere Sternkarten oder um Vergrößerungen bestimmter Bereiche. Da Riellas Interesse an Konversation vorläufig erlahmt schien, beschäftigte sich Xyon mit anderen Dingen. Mit Lylas Hilfe überprüfte er die Subraumfrequenzen, um nach Hinweisen auf neue Aktivitäten der Hunde des Krieges Ausschau zu halten. Es gelang ihnen, ein paar private Unterhaltungen abzufangen, in denen es um die Folgen des jüngsten Besuches der Hunde auf Montos ging. Offenbar stand ein erheblicher Teil von Montos City in Flammen. Darüber hinaus gab es nur unklare und widersprüchliche Informationen. Laut einiger Berichte liefen die Hunde Amok, während es in anderen hieß, dass sie geflohen waren. Xyon konnte sich jedoch nicht vorstellen, wovor sie geflohen sein sollten.

Gegenwärtig hatte Xyon keine Ahnung, wohin er sich begeben konnte. Es gab noch einige Welten, denen er bei Gelegenheit einen Besuch abstatten wollte, aber keine davon nahm eine besonders hohe Priorität ein. Was sollte er überhaupt tun? Riella durch die halbe Galaxis schleppen?

Eine gute Frage: Was sollte er jetzt mit ihr machen?

Nicht zum ersten Mal verfluchte er sich für seine Impulsivität. Er war nach Montos geflogen, um einer jungen Frau zu helfen, die er überhaupt nicht kannte, und sie aus einer Lage zu retten, die ihm ebenfalls unbekannt war. Sein Vorhaben war tatsächlich gelungen, aber jetzt hatte er keine Ahnung, wie es weitergehen sollte. Xyon hatte die unangenehme Angewohnheit, seinen Instinkten zu folgen, ohne einen Gedanken an die möglichen Konsequenzen zu verschwenden. Also fand er sich laufend in Situationen wieder, in denen seine Instinkte ihn im Stich ließen und er völlig orientierungslos dastand.

Riella von einem Ende des Quadranten zum anderen zu schleifen würde niemandem nützen. Er könnte sie nach Montos zurückbringen, aber sie schien gar nicht viel von dieser Idee zu halten. Außerdem war die Lage dort immer noch recht instabil und er tat ihr wahrscheinlich keinen Gefallen, wenn er sie mitten im Chaos absetzte.

Er konnte keinen bestimmten Grund angeben, aber es schien, dass Montos nicht unbedingt der richtige Ort für sie war.

Außerdem erkannte er allmählich, dass sein Eindruck, mit ihr würde einiges nicht stimmen, nicht nur Einbildung sein konnte. Sie sah eindeutig

immer weniger wie eine Montosianerin aus. Sein Verdacht verstärkte sich, dass ihre Fühler abgefallen waren, weil sie gar nicht echt gewesen waren, weil sie irgendwie aufgepfropft waren. Außerdem wurde ihre Hautfärbung immer dunkler.

Er wusste nicht mehr, wie viel Zeit vergangen war, als sie plötzlich aus heiterem Himmel fragte: »Und Sie haben meine Fühler wirklich nicht abgeschnitten?«

»Nein, natürlich nicht.«

Sie nickte geistesabwesend, ohne den Blick von den Sternkarten abzuwenden. »Sie scheinen mir auch nicht der Typ zu sein, der so etwas tun würde.«

»Tatsächlich? Und was für ein Typ bin ich Ihrer Ansicht nach?«

»Ich weiß es nicht.« Sie schaute nicht einmal in seine Richtung. »Ich weiß nicht, was für ein Typ Sie sind ... ich weiß nur, dass Sie mir Angst machen.«

»Ich mache Ihnen Angst?« Als er darüber lachte, warf sie ihm doch einen verärgerten Blick zu. Aber es schüchterte ihn nicht sehr ein, wenn sie Wut auf ihn empfand. Schließlich befand sie sich an Bord seines Schiffs. Wenn sie ihm zu sehr auf die Nerven ging, konnte er sie jederzeit in den Weltraum befördern; dann hätte er eine Sorge weniger. Er konnte sich zwar nicht vorstellen, dass er es wirklich tun würde, aber wer wusste, wie sehr sie ihn noch reizen mochte. »Mein liebes Kind, Sie sind das gespenstischste und unheimlichste Wesen, das je in meinem Schiff zu Gast war, und das will etwas heißen. Sie schlafen, Sie schreien, Sie studieren Sternkarten, und zwar stundenlang, obwohl Sie nie zuvor im Weltraum waren und nicht den blassesten Schimmer haben, was ...«

»Hier.«

Er blinzelte verdutzt. »Wie bitte?«

»Hier«, wiederholte sie mit etwas mehr Nachdruck und zeigte auf einen bestimmten Raumsektor. »Hier ist es. Da will ich hin. Bringen Sie mich hin.«

Er kam näher. »Lyla, vergrößere den Sektor 18M, Abschnitt 113 bis 114.« Unverzüglich erschien eine genauere Darstellung des Bereichs, den er interessiert musterte. »Warum dorthin?«

»Weil ich dorthin will«, lautete ihre Antwort.

»Aber da ist nichts. Der Stern hat nicht einmal einen Namen, nur eine Nummer.« Er blickte auf die Daten. »Stern 7734. Das System ... es gibt nicht einmal ein Planetensystem. Da ist nur ein Stern. Sonst gibt es da nichts, Riella. Es wäre reine Zeitverschwendung ...«

Sie drehte sich abrupt zu ihm um und plötzlich war sie wie verändert. In ihrer Stimme lag nicht nur Zorn, sondern etwas, das fest wie Stahl war, und als sie sprach, tat sie es weder flehend oder bittend noch trotzig oder bockig. Es war wie ein Befehl, der selbstverständlich befolgt werden

musste. »*Bringen Sie mich hin!*« Ja, es bestand kein Zweifel: Es war ein Befehl.

Xyon spielte mit der Idee, sie zu fesseln oder einzusperren oder ihr auf irgendeine andere Weise beizubringen, wer in diesem Schiff das Sagen hatte und wer wem Befehle erteilen durfte. Doch hörte er zu seiner Überraschung, wie er sagte: »Also gut. Lyla, setze Kurs auf Stern 7734.«

»Kurs liegt an.«

»Dann los.«

Die Tatsache, dass ihr recht schroff geäußelter Befehl befolgt worden war, schien Riella nicht im Geringsten zu beruhigen. Ihre Anspannung ließ nicht nach. Ihr Blick kehrte von Xyon zu den Sternkarten zurück und verweilte dort einige Zeit, obwohl das Schiff bereits zum angegebenen Ziel unterwegs war.

Nicht zum ersten Mal fragte sich Xyon, in welche Schwierigkeiten er sich wieder einmal manövriert hatte.

Riella wollte nicht schlafen. Sie wusste, was dann geschehen würde, weil es bislang jedes Mal geschehen war, wenn sie sich schlafen gelegt hatte. So etwas wie ein friedlicher, erholsamer Schlaf war ihr auf immer verwehrt. Wenn sie einschlief, würden die Träume kommen, dann würde sie erwachen und sich wieder etwas mehr von sich selbst entfremdet fühlen.

Stunde um Stunde war sie wach geblieben und hatte auf die Sternkarte gestarrt, während das Schiff, die *Lyla*, dem Kurs folgte, den sie so nachdrücklich eingefordert hatte. Xyon hatte schließlich seiner Erschöpfung nachgegeben und sich zum Schlafen in sein Bett am hinteren Ende des Schiffes zurückgezogen. Nicht, dass er ihr plötzlich vertraute; sie hatte gehört, wie er Lyla leise Befehle zugemurmelt hatte; sie hatte die Worte »Behalt sie im Auge« verstanden. Sie wusste, dass er Lyla angewiesen hatte, ihn zu wecken, falls Riella verdächtige Aktivitäten entwickelte.

Sie überlegte, was sie tun konnte, um wach zu bleiben. »Lyla«, sagte sie schließlich.

»Ja«, kam die knappe Antwort.

»Was bist du?«

»Wie bitte?«, fragte das Schiff zurück.

»Nun ... ich meine, ich kann nicht behaupten, dass ich mich mit der Technik auskenne, die in der Galaxis verwendet wird. Wahrscheinlich weiß ich viel weniger als die meisten Leute über diese Dinge. Aber ich hatte immer gedacht, es gäbe keine Computer, die so hoch entwickelt sind, dass sie ...«

»Wie kommen Sie darauf, ich sei ein Computer?«, wurde sie von Lylas Stimme unterbrochen.

Riella wusste nicht, was sie von dieser Frage halten sollte. »Ich

verstehe nicht ganz ...«

»Wie kommen Sie darauf, dass ich ein Computer sein könnte?«

»Bist du keiner?«

»Eher nicht.«

Riella spürte, wie es ihr eiskalt über den Rücken lief. »Aber ... was bist du dann? Ein Geist? Oder ...«

»Ein Geist?« Lyla lachte. »Nein, ganz im Gegenteil. Ich bin sehr lebendig.«

»Lebendig?« Riella konnte es kaum fassen. »Aber ... wie kannst du lebendig sein? Lebt etwa das ganze Schiff?«

Wieder war das unheimliche Lachen zu hören. »Nur insofern, als ich ein Teil des Schiffes bin. Das Schiff selbst ist nicht intelligent. Aber ich bin es selbstverständlich.«

»Selbstverständlich«, sagte Riella und bemühte sich um Gelassenheit, obwohl ihr die Angelegenheit ziemlich verrückt vorkam.

»Selbstverständlich bist du intelligent. Ich meine ... warum auch nicht?«

Lyla zögerte. Riella spürte genau, dass sie nicht einfach nur schwieg. Der Computer, das Wesen oder was immer es sein mochte, zögerte, ihr zu antworten.

»Ich war einmal jemand anderes«, sagte Lyla. »Jemand ... sehr Böses. Ich konnte mich nicht in die Gesellschaft einfügen. Ich habe anderen nicht geholfen. Das hier ... war meine Strafe ... und meine Rettung.«

Allmählich dämmerte Riella, wie sich die Dinge verhielten. »Du bist... nicht körperlich hier, nicht wahr ...?«

»Eher nicht. Aber mein Persönlichkeitsmuster wurde in das Schiff integriert. Als Teil eines experimentellen Programms, das von ehemaligen Wissenschaftlern des Daystrom-Instituts durchgeführt wurde.«

»Und dann wurde dieses Schiff Xyon anvertraut? Ein so einzigartiges Schiff? Warum?«

»Anvertraut? Nein. Xyon neigt eher dazu, sich Dinge anzueignen, statt sie sich anvertrauen zu lassen.«

Riella kniff die Lippen zusammen. »Also ist er ein Dieb. Ist es das, was du mir sagen willst?«

»Aber ja!«

Riellas Meinung von Xyon - die sich immer noch nicht endgültig gebildet hatte - erhielt unvermittelt wieder ein negatives Vorzeichen. Ein Held, ein Abenteurer, ein selbstloser Retter ... diese Eigenschaften konnte sie akzeptieren, vielleicht sogar bewundern, obwohl er stets etwas Beunruhigendes an sich gehabt hatte. Aber wenn er so wenig Moral hatte, dass er zum Dieb werden konnte, wurde alles in Frage gestellt, was er gesagt und getan hatte. Wer wusste, für welche finsternen Zwecke er Riella missbrauchen wollte? Vielleicht hoffte er, ein Lösegeld für sie zu erpressen, oder ...

Sie wusste es nicht. Es gab zahllose Möglichkeiten und keine davon wäre besonders angenehm.

Doch etwas hatte sie immer noch nicht verstanden. Sie wollte mehr über Lylas Herkunft wissen, brachte es aber nicht übers Herz, danach zu fragen. Dann konzentrierte sie sich auf einen anderen Punkt. »Etwas ist mir noch unklar. Wenn du intelligent bist, kannst du doch gehen, wohin du willst. Oder hat er dich so programmiert, dass du ...?«

»Nein, ganz und gar nicht. Ich bin aus freiem Willen bei ihm.«

»Aber warum bleibst du dann? Warum gibst du dich mit einem ... Dieb ab?« Dieses Wort war ihr so zuwider, dass es ihr schwer fiel, es in den Mund zu nehmen.

»Weil ich ihn mag«, sagte Lyla, als wäre es das Selbstverständlichste der Welt.

»Wie kannst du einen Dieb mögen?«

»Ich mag Xyon. Was er tut, spielt für mich keine Rolle. Ich bin kein Richter. Ich schätze jemanden, weil er ist, wer er ist, nicht was er ist.«

»Das ist... sehr großzügig von dir.«

»Wirklich?« Lyla dachte einen Moment lang darüber nach. »Ja, ich denke, das ist es. Ich habe noch nie zuvor einen Gedanken daran verschwendet. Interessant, nicht wahr? Obwohl ich mit meinem Computergeist sehr schnell denken kann ... gelingt es mir offenbar nicht, an alles zu denken.«

»Ja, sehr interessant.« In Wirklichkeit war Riella sich gar nicht sicher, ob es tatsächlich interessant war, aber derzeit gab es kaum noch etwas, dessen sie sich sicher war.

Das einzige, das sie mit Sicherheit wusste, war die Tatsache, dass sie diesen Punkt auf der Sternkarte erreichen musste, den Stern mit der Nummer 7734.

Den Ort der Stille.

Die Worte waren ein Flüstern in ihrem Geist. Als sie sich erneut der Sternkarte und dem Stern 7734 zuwandte, verschwamm die Darstellung vor ihren Augen. Sie kämpfte dagegen an und rieb sich die Augen. Sie hatte jedes Zeitgefühl verloren. Sie wusste nicht mehr, wie viele Stunden (oder Tage, wie es schien) sie schon wach war. Aber sie wagte nicht zu schlafen, weil sie dann träumen würde ...

Vom Ort der Stille, wo sich der Nebel um sie herum verdichtete und sie durchdrang, so dass sie in tiefster Seele vor Kälte erzitterte. Dann entwich ihre Seele und wurde aus ihrem Körper gezogen. Die Finger ihrer Seele klammerten sich verzweifelt an ihr Herz und versuchten sich gegen das Schicksal zu wehren, aber der Nebel zertrümmerte unerbittlich an ihrer Seele und zerriss sie. Sie und ihre Seele schrien gleichzeitig. Und da war der rothäutige Mann, da war Zoran (denn nun hatte er einen Namen) und ...

... und noch einer. Noch ein rothäutiger Mann? Bei den Göttern, waren es plötzlich zwei geworden? Das Böse in doppelter Ausfertigung, die

zweifache Bedrohung? Aber ...

... aber dieser hatte andere Züge und er machte auf sie einen ganz anderen Eindruck. Bei ihm hatte sie ein besseres Gefühl. Er streckte die Hände nach ihr aus, dieser neue rote Mann, und rief ihren Namen, auch wenn es gar nicht ihrer war, und der Nebel schien zornig auf ihn zu werden, dass er es wagte, sich einzumischen. Er wurde von allen Seiten bestürmt, aber er war stark, obwohl sie nicht wusste, wie stark er wirklich war. Sie strebte ihm entgegen und rief seinen Namen, nur dass sie ihn eigentlich gar nicht kannte, da sie ihn nie zuvor gesehen hatte...

... und plötzlich zerrte etwas an ihr und mit einem Ruck ...

... erwachte sie und fiel mit einem überraschten Keuchen vom Stuhl. Ihr Kopf fuhr herum und vom Boden aus sah sie, dass Xyon vor der taktischen Station saß. Er wirkte zerraut und schien sich überhastet angekleidet zu haben. Offenbar war etwas geschehen, während er geschlafen hatte. Dennoch schien er hellwach zu sein und setzte sich gezielt mit dem Problem auseinander, was immer es sein mochte.

Dann hörte sie ein Explosionsgeräusch und gleichzeitig wurde das Schiff durchgeschüttelt. »Was ist geschehen?«, rief sie.

»Jemand hat uns ins Visier genommen!«, rief er zurück. »Mit einem Traktorstrahl ... einem ziemlich kräftigen, wie es sich anfühlt!«

»Ich dachte, dieses Schiff hätte eine Tarnvorrichtung!«

»Das ist schon richtig, mein kluges Kind, aber leider haben wir keine unerschöpfliche Energiequelle zur Verfügung«, gab er zurück, während er gleichzeitig versuchte, etwas an den Kontrollen auszurichten. »Wir fliegen nicht ständig getarnt.«

»In diesem Fall wäre es vielleicht besser gewesen, es doch zu tun!«

»Scheint so. Wenn Sie das nächste Mal Ihre Weisheiten loswerden wollen, bevor es zu spät ist, werde ich sie mir gerne anhören! Lyla, Rückwärtsschub, volle Kraft.«

»Die Düsen feuern bereits mit voller Kraft. So kommen wir nicht frei.«

»Dann versuchen wir es mit den Haupttriebwerken! Wir brechen einfach aus! Wird das funktionieren?«

»Das kommt ganz darauf an, Xyon.«

»Worauf?«, fragte er verzweifelt.

»Ob es dir etwas ausmacht, dass das Schiff in Stücke gerissen wird, wenn wir es versuchen.«

Er blickte sich zu Riella um.

»Ist meine Meinung überhaupt gefragt?«, sagte sie.

»Nein. Lyla, woher kommt der Traktorstrahl? Ich erhalte keine Ortung ...« Dann lieferten die Sensoren plötzlich eindeutige Daten. »Einen Augenblick! Ich sehe es. Verdammt!«

»Was ist es?«, wollte Riella wissen, obwohl sie Angst hatte, es zu erfahren.

»Nach der Konfiguration scheint es ein Schiff der Erlöser zu sein«,

sagte Xyon und es klang sehr besorgt, wie er es sagte.

Sie konnte es ihm nicht verübeln. Der Ruf der Erlöser hatte sich selbst bis zu einer verhältnismäßig isolierten Welt wie Montos herumgesprochen. Es handelte sich um eine aggressive religiöse Sekte, die ihr Zentrum auf Tulaan IV eingerichtet hatte. Die Erlöser waren Missionare, die alles taten, um die Kunde von der Rückkehr ihres Hauptgottes Xant zu verbreiten. Das Einzige, was die Erlöser bislang in Schach gehalten hatte, war die Macht der Thallonianer gewesen.

Aber nachdem die Thallonianer praktisch von der Bildfläche verschwunden waren, glaubten die Erlöser, nun sei die Zeit gekommen, dass sie ihre rechtmäßige Stellung als vorherrschendes Volk in der Galaxis einnahmen. Auf ihrer Heimatwelt bereiteten sie einen heiligen Krieg vor, in dessen Verlauf sie alle Welten in der Umgebung mit allen nötigen Mitteln zu ihrem Glauben bekehren wollten. Und wenn eine bestimmte Welt von unbelehrbaren Ungläubigen bevölkert war, waren sie bereit, als letztes Mittel auf den Genozid zurückzugreifen.

Riella hatte noch nie einen Erlöser gesehen, aber schon verschiedene furchterregende Geschichten gehört. Unterdessen schien Xyon fest entschlossen, einen Ausweg zu finden, vorausgesetzt, es gab einen. »Zum Glück ist es keiner ihrer Megakreuzer«, sagte er, »aber er ist diesem Blechkasten immer noch haushoch überlegen.«

»Meine Außenhülle besteht nicht aus ...«

»Das ist nur eine Redewendung, Lyla.« Er schlug frustriert mit der Faust gegen die Sichtscheibe.

Riella konnte sich des Eindrucks nicht erwehren, dass Xyon wirklich Angst hatte. Allerdings war die Vorstellung, dass Xyon Angst hatte, auf unerklärliche Weise entmutigend. Er war einfach nicht der Typ, der sich ohne weiteres unterkriegen ließ. Er blickte sich zu Riella um. »Was glauben Sie - wie gut meint es das Schicksal mit Ihnen?«

»Warum fragen Sie?«

»Nun, wenn die Erlöser Jagd auf uns machen, haben sie dafür offensichtlich einen guten Grund. Sie tun nie etwas ohne guten Grund. Sie wollen entweder mich oder Sie oder das Schiff. Genauer lässt sich im Moment schwer sagen. Aber es gäbe eine Möglichkeit, dem Problem auszuweichen.«

Sie fasste neue Hoffnung. »Was ist es? Was können wir tun?«

»Selbstmord begehen. Auf diese Weise bleibt Ihnen erspart, was immer sie mit uns vorhaben.«

»Sonst nichts?« Ihre Stimme sprang um eine Oktave in die Höhe.

»Entweder wir ergeben uns oder bringen uns selbst um? Es muss eine andere Möglichkeit geben.«

»Kann sein. Aber mir fällt im Augenblick keine ein.«

Sie wich einen Schritt vor ihm zurück und in ihren Augen stand nackte

Wut. Sie konnte nicht anders. Sie hatte bereits begonnen, ihn in mancherlei Hinsicht zu bewundern, doch diese Offenbarungen - und dass er sich jetzt einfach so seinem Schicksal ergab - erfüllten sie mit solcher Verachtung, dass sie nicht mehr wusste, was sie denken sollte. »Ich hätte es wissen müssen«, gab sie zurück. »Was kann man schon von einem Dieb erwarten ... schließlich sind alle Diebe Feiglinge ...«

»Wer hat behauptet, ich sei ein Dieb?«

»Lyla.«

»Und Sie haben ihr geglaubt?«

Sie zögerte einen Moment. »Wollen Sie damit sagen, dass sie lügt?«

»Nein, sie sagt die Wahrheit. Ich war nur neugierig, ob Sie ihr glauben.«

Sie stieß einen Wutschrei aus, während das Schiff einen Satz machte und näher an das Erlöserschiff herangezogen wurde. Jetzt konnten sie es sehen. Es hing düster und bedrohlich im Weltraum, ein pyramidenförmiges Gebilde, das wie ein großes, lauernes Raubtier wirkte. Es schien unmöglich, seinem Griff zu entkommen. Riella stürzte sich auf Xyon und trommelte mit ihren kleinen Fäusten auf seine Brust. Er hätte sich mühelos gegen ihre Attacke zur Wehr setzen können, aber er versuchte es gar nicht erst. Sie erzeugte lediglich ein hohles Pochen, das er nicht einmal wahrzunehmen schien.

»Sie sind so ... so ... aaahhh!«, schrie sie. »Sie stellen sich hin und erklären seelenruhig, dass wir uns darauf vorbereiten sollten zu sterben!«

»Ich habe nichts von >wir< gesagt. Ich werde jetzt noch nicht sterben, zumindest nicht auf diese Weise. Mich erwartet ein ganz anderes Schicksal, also ist mein Leben gar nicht in Gefahr. Aber was mit Ihnen geschehen wird ...« Er zuckte nur mit den Schultern.

Sie kam ihm so nahe, dass ihr Gesicht beinahe seins berührte. »Ich dachte«, sagte sie mit eiskalter Verachtung in der Stimme, »Sie wären ein Held.«

»Das bin ich auch«, entgegnete Xyon. »Aber das heißt nicht zwangsläufig, dass ich auch *Ihr* Held bin.«

IX.

Der Höchste Gebieter war deutlich größer als alle anderen Erlöser und anderthalbmal so breit. Seine Haut war hart und schwarz, fast wie Obsidian, und seine Augen lagen tief in den Höhlen und glühten in einem düsteren Rot. Vertreter anderer Völker vermieden es nach Möglichkeit, direkt in das Gesicht eines Erlösers zu blicken, weil es wie eine Vorahnung des eigenen Todes war. Seine Kleidung war so schwarz wie seine Haut; sie bestand aus einem Hemd, das ihm bis zu den Knien reichte, und einer schwarzen Hose, über der er Stiefel trug. Außerdem hatte er sich einen weiten schwarzen Umhang über die Schultern gelegt, was ihm - insbesondere wenn er nachdenklich vorgebeugt dasaß - das Aussehen eines lauernden Raubvogels verlieh.

»Sachwalter!«, rief er ungeduldig, doch er wusste, dass er nicht lange warten musste. Sein Erster Sachwalter blieb stets in Hörweite und kurz darauf waren tatsächlich huschende Schritte zu hören. Wenig später trat der Erste Sachwalter ein. Er verbeugte sich tief und wartete darauf, dass der Höchste Gebieter sprach.

Der Gebieter hatte einige Zeit mit der Ausbildung des neuen Sachwalters verbracht. Sein Vorgänger war ein guter und treuer Diener gewesen, der sich durch eine gesunde Furcht vor dem Gebieter ausgezeichnet hatte. Bedauerlicherweise war der ehemalige Erste Sachwalter in eine direkte Auseinandersetzung mit dem Raumschiff *Excalibur* geraten, die ihm nicht gut bekommen war. Um genau zu sein, hatte das Föderationsschiff das Erlöserschiff ausgetrickst, was dazu geführt hatte, dass das Schiff und damit auch der Sachwalter einer von der *Excalibur* ausgelösten Sonneneruption zum Opfer gefallen waren. Schiff und Besatzung waren in der Protuberanz verglüht, worauf sich der Höchste Gebieter einen neuen Gehilfen hatte suchen müssen.

Darüber war der Gebieter nicht sehr erfreut gewesen - um es sehr vorsichtig auszudrücken. Infolgedessen war er nun sehr daran interessiert, die offene Rechnung mit Mackenzie Calhoun zu begleichen. Doch im unmittelbar bevorstehenden Gespräch mit dem Sachwalter sollte es um etwas ganz anderes gehen.

»Meines Wissens«, sagte er mit seiner bemerkenswert sanften Stimme, die schon durch die Abwesenheit von Lautstärke Aufmerksamkeit gebot, »haben wir das Schiff mit dem Mädchen lokalisiert. Ist das korrekt?«

»Ja, Gebieter.«

»Und das Schiff wurde inzwischen festgesetzt und in Schlepptau genommen?«

»Ja, Gebieter.«

»Warum«, fragte der Gebieter, lehnte sich zurück und fixierte den Sachwalter mit finsterner Miene, »haben wir es in Schlepptau genommen? Welchen Nutzen sollte das Schiff dieses Weltraumnarren für uns haben?«

»Bei allem Respekt, Höchster Gebieter, aber er ist mehr als nur ein Narr. Der Schiffcomputer besitzt eine Intelligenz, die wir bislang für unmöglich gehalten haben, und das Schiff ist mit einer romulanischen Tarnvorrichtung ausgerüstet. Wir wissen nicht genau, woher er sie bekommen hat, aber sie funktioniert tadellos. Unserer Ansicht nach könnten sich noch weitere solcher Kostbarkeiten an Bord befinden, weshalb wir es für sinnvoll erachteten, es nicht herrenlos im Weltall treibend zurückzulassen.«

Der Gebieter musterte ihn eine Weile mit kühlem Blick. »Was denkst du?«, fragte er schließlich.

»Ich denke«, sagte der Erste Sachwalter mit einer leichten Verbeugung, »was immer Sie mir zu denken befehlen, Höchster Gebieter.«

Statt etwas zu erwidern, tat der Höchste Gebieter einen schweren Seufzer.

Vor langer Zeit hatte er es einmal genossen, dass die Sachwalter - alle, die diesen Posten besetzt hatten - ihm bedingungslos untergeben waren. Sie wägen jedes Wort sorgfältig ab, da die geringfügigste fehlerhafte Formulierung eine schreckliche Bestrafung nach sich ziehen konnte. Der Gebieter hatte den Eindruck gehabt, dass es einfach so sein musste. Und warum auch nicht? Seine Vorgänger auf dem Posten des Gebieters hatten einen ganzen Kodex disziplinarischer Maßnahmen hinterlassen, aus dem sich geradezu zwangsläufig eine solche Handlungsweise ergab.

Aber auf Dauer wurde es dem Gebieter etwas langweilig. Wie sollte er seine geistige Wachsamkeit und seine Autorität als Herrscher steigern, wie seine diversen vorgefassten Meinungen prüfen, wenn er niemals herausgefordert wurde? Wie sollte man ein Volk führen, das vor Angst zitterte?

In gewisser Weise bewunderte er Mackenzie Calhoun, den verhassten Captain des Raumschiffs *Excalibur*, und zwar gerade weil er jemand war, der seinen täglichen Geschäften nachging, ohne sich um die Erlöser, den Höchsten Gebieter und selbst den Großen Gott Xant zu scheren. Wäre Calhoun nicht sein eingeschworener Feind gewesen, hätte sich der Gebieter fast gewünscht, er könnte sein Verbündeter sein.

»Tun wir einfach mal so«, sagte der Gebieter langsam, »als hätte ich dir keine Ansicht vorgegeben. Als hätte ich selbst gar keine bestimmte Meinung. Was würdest du dann sagen?«

Der Erste Sachwalter schien für einen kurzen Moment in leichte Panik zu verfallen, doch dann lächelte er, als wäre es ihm gelungen, rechtzeitig eine Falle zu erkennen, in die man ihn locken wollte. »So etwas wäre

einfach unmöglich, Gebieter. Denn der Höchste Gebieter ist allwissend. Also kann er gar nicht ohne Meinung zu einem bestimmten Thema sein. Damit ist die Situation, die Sie beschreiben ... undenkbar.« Er nickte sogar knapp, als wäre er äußerst zufrieden, wie er dieses Problem gemeistert hatte.

Der Gebieter seufzte. »Gut geantwortet, Erster Sachwalter. Wie könnte ich jemandem widersprechen, der so gelehrt und scharfsinnig ist wie du?«

»Vielen Dank, Gebieter«, sagte der Sachverwalter und verbeugte sich leicht.

»Die Gründe, die du vorgebracht hast, klingen vernünftig. Durchleuchtet das Schiff mit Sensoren, um die Gefahr einer Selbstvernichtung auszuschließen, und dann bringt es in unser Raumdock, damit es inspiziert werden kann. Um das Mädchen werde ich mich persönlich kümmern.«

»Und was geschieht mit dem jungen Mann?«

Der Gebieter dachte einen Moment lang nach. »Was für ein Wesen ist er?«

»Humanoid. Wir sind uns nicht ganz sicher, von welchem Planeten er ursprünglich stammt, aber wir haben einige Vermutungen.«

»Es spielt ohnehin keine Rolle«, tat der Gebieter diesen Punkt ab. »Er soll bei der Befragung anwesend sein. Es wäre möglich, dass er eine gewisse Bedeutung für das Mädchen hat. Und wenn sie nicht zufriedenstellend auf unsere Fragen antwortet, können wir uns immer noch ihn vornehmen.«

»In der Hoffnung, sie unter Druck zu setzen? Damit sie aus Sorge um ihn antwortet?«

Der Gebieter zuckte mit einer Schulter. »Nein. In der Hoffnung, ihn zu töten. Ich habe heute schlechte Laune.«

Die Erlöser hatten die ärgerliche Angewohnheit, Xyon ständig zu schubsen, obwohl er jede ihrer Anweisungen befolgte. »Würden Sie wohl damit aufhören?«, sagte er verärgert, als er den nächsten Stoß erhielt. Doch sie schienen nicht gewillt, auf seinen Protest einzugehen. Sie schubsten ihn weiterhin, sobald er auch nur einen Tick langsamer wurde.

Die Stille, mit der sie sich bewegten, wirkte sehr beunruhigend auf Xyon. Alle seine Begleiter trugen lange Gewänder, die ihre Füße verhüllten. Die Abwesenheit von Schrittgeräuschen erweckte den Eindruck, als würden sie über den Boden gleiten, ohne ihn zu berühren. Doch selbst wenn sie in der Lage gewesen wären, der Schwerkraft zu trotzen, hätte Xyon eigentlich nicht irritiert reagieren dürfen. Schließlich hatte er in seinem Leben schon wesentlich seltsamere Dinge erlebt. Trotzdem hatte er deswegen ein ziemlich merkwürdiges Gefühl, das er allerdings nicht in Worte fassen konnte - nicht dass ihm irgendwer

zugehört hätte, wenn er versucht hätte, sich zu diesem Thema zu äußern.

»Wohin gehen wir überhaupt, Leute?«, fragte er. »Ich vermute mal, dass ihr mir nicht verraten werdet, warum ihr mich geschnappt habt, während ich mich ausschließlich um meine eigenen Angelegenheiten gekümmert habe.«

Die Erlöser antworteten nicht. Sie würdigen ihn nicht einmal eines Blickes. Im Grunde hatte er gar nicht mehr von ihnen erwartet, aber er hatte sich tatsächlich eingebildet, sie würden vielleicht irgendetwas sagen. Daraus hätte er möglicherweise ein winziges Fragment an nützlicher Information destillieren können.

Doch leider schienen sie nicht daran interessiert, ihm diesen Gefallen zu erweisen. Er wurde in einen abgedunkelten Raum geschubst, doch es dauerte nicht lange, bis sich seine Augen an die geringe Helligkeit gewöhnt hatten. Was er dann sah, ließ ihn vor Schreck erstarren.

Riella saß auf einem Ungetüm von Stuhl, an den ihre Hände und Füße gefesselt waren und der im Winkel von 45 Grad nach hinten gekippt war. Auf ihrem Gesicht stand unmissverständliche Todesangst - ein Gesicht, das noch dunkler als zuvor aussah. Und nun hatte sich auch der Farbton verändert; sie wirkte nicht mehr sonnengebräunt, sondern eher schamgerötet. Eine solche Reaktion war jedoch verständlich, wenn man die Zwangslage bedachte, in der sie sich befanden.

Als sie Xyon sah, erkannte er in ihren Augen das kurze Aufblitzen neuer Hoffnung. Doch dann bemerkte sie, dass er von Erlösern umringt war, worauf sie wieder den Mut verlor.

»Mein Held«, sagte sie verbittert.

»Es freut mich, dass Sie die Sache locker nehmen können«, erwiderte er und bereute im nächsten Moment seine Worte. Mit Sarkasmus war dem Mädchen nicht geholfen. Sie brauchte jetzt nette oder aufmunternde Worte, irgendeine Beteuerung - mochte sie auch noch so unaufrichtig sein -, dass alles wieder gut werden würde. Unglücklicherweise hatte er nichts in dieser Art geäußert und jetzt war es zu spät dafür. Sie sagte nichts mehr. Sie warf ihm nicht einmal einen bösen Blick zu, sondern starrte einfach nur ins Leere.

Am anderen Ende des Raumes glitt eine Tür auf und ein Individuum trat ein, von dem Xyon sofort annahm, dass es sich um den Anführer handelte. Zumindest wurde er von allen anderen mit unterwürfiger Demut behandelt. Die Erlöser traten einen Schritt zurück, als er in die Mitte des Raumes glitt.

»Ich«, sagte er mit überraschend leiser Stimme, »bin der Höchste Gebieter.«

»Tatsächlich?« Xyon musterte ihn und zuckte dann gleichgültig mit den Schultern. »Ich hatte mit jemand Größerem gerechnet.«

Der Höchste Gebieter reichte Xyon gerade bis zur Brust.

Als er von den Erlösern eskortiert worden war, hatte Xyon mit leichter Verblüffung festgestellt, dass keiner von ihnen größer als einen Meter zu sein schien. Der Höchste Gebieter war im Vergleich dazu ein Riese, da er eine hünenhafte Körpergröße von mindestens 130 Zentimetern erreichte. Trotzdem hätte Xyon ihn niemals als furchteinflößenden Giganten bezeichnet.

»Haben Sie nur dann Respekt vor einem Feind, wenn er Sie überragt?«, fragte der Gebieter. Xyon zuckte nur mit den Schultern. »Ich stehe in vielerlei Hinsicht über Ihnen, junger Mann. Die körperliche Größe spielt dabei noch die geringste Rolle. Ich könnte Sie mit einem Wort töten.«

»Das müsste aber ein ganz formidables Wort sein.«

Der Gebieter sprach ein Wort.

Im nächsten Moment hatte Xyon das Gefühl, eine Axt hätte seinen Schädel gespalten. Das Wort selbst wurde sofort aus seinem Gedächtnis gelöscht, als wäre die Erinnerung zu viel für seine dürftigen geistigen Kapazitäten. Er merkte erst, dass er auf dem Boden lag, als er etwas Hartes und Kühles an seiner Wange spürte. Er presste die Augenlider fest zusammen, um seinen Geist zu klären, dann setzte er sich vorsichtig auf. Seine Arme zitterten, als er sich zu erheben versuchte. Er hatte keine Ahnung, was plötzlich mit ihm geschehen war. Er blickte sich um und dann zum Gebieter hinauf.

»Was ... haben Sie gemacht?«, fragte Xyon. Er stellte fest, dass seine Stimme unangenehm schwach klang, also bemühte er sich um so mehr, sich zusammenzureißen und mit einiger Würde aufzustehen. Seine Beine hörten erst auf zu zittern, als er ihnen den strikten Befehl dazu erteilte.

»Es gibt ganz bestimmte Techniken, die ausschließlich einem Gebieter vorbehalten sind«, sagte der Gebieter gelassen. »Sie haben ihnen nichts entgegenzusetzen. Nicht einmal andere Erlöser können sich dagegen wehren. Ich schlage vor, dass Sie Ihr Schicksal nicht noch einmal herausfordern. Ich hätte Sie eben töten können. Vielleicht tue ich es beim nächsten Mal. Es hängt ganz davon ab, ob Sie mich verärgern oder ob ich irgendeinen Nutzen in Ihnen sehe. Wir töten nur ungern, müssen Sie wissen.«

»Ach ja?« Xyon stützte sich an der Wand ab und versuchte den Eindruck zu erwecken, er würde sich lässig dagegenlehnen. In Wirklichkeit hätte er sich andernfalls kaum auf den Beinen halten können. Trotz seines entschiedenen Befehls wollten ihm seine Gliedmaßen immer noch nicht uneingeschränkt gehorchen. »Wenn ich mich recht entsinne, sind die Hohepriester Ihres Volkes mit einem Virus infiziert. Und wenn ihr Blut vergossen wird, löscht das Virus die gesamte Bevölkerung des betreffenden Planeten aus, nicht wahr? In meinen Augen ist das nicht gerade ein Zeichen für eine ausgesprochene Hochachtung vor dem

Leben.«

»Wir achten jedes Leben, wenn es sich um Leben handelt, das Xant gefällt«, erklärte der Gebieter.

»Richtig. Xant. So heißt Ihr Gott.«

»Er könnte auch Ihr Gott sein«, sagte der Gebieter lächelnd, was ihn jedoch keinen Deut freundlicher machte. »Wenn Sie ihn als Ihren Gott akzeptieren. Alles Leben dient Xant. Xant ist alles, wir sind nichts. Wenn Sie Ihr Leben in den Dienst Xants stellen, wird Ihr Leben bei seiner Rückkehr geheiligt sein. Es wäre sogar eine Todsünde, ein solches geweihtes Leben zu vernichten. Aber wenn Sie sich weigern, Xant zu akzeptieren, oder gegen seine Interessen handeln, dann ist Ihr Leben nichts wert. Weniger als nichts. Niemand kann sich beschweren, wenn etwas vernichtet wird, das weniger als nichts wert ist. Wer einen Hohepriester angreift, schändet den Namen Xants und handelt damit gegen das Leben an sich. Verstehen Sie? So gesehen haben wir nie jemanden getötet. Die Betroffenen haben sich selbst getötet.«

»Das ist sehr rücksichtsvoll von Ihnen. Bisher konnte ich mir nicht vorstellen, dass ein Volk, das anderen seinen Glauben aufdrängt, im Grunde völlig uneigennützig handelt.«

»Dann haben Sie heute etwas Wichtiges gelernt, nicht wahr?« Als hätte er plötzlich jedes Interesse an Xyon verloren, wandte sich der Gebieter nun Riella zu. »Dein Fall, Kind, ist jedoch völlig anders gelagert. Du besitzt Wissen, an dem wir teilhaben möchten.«

»So?« Sie bemühte sich, in trotzigem Tonfall zu sprechen, was ihr allerdings nicht besonders gut gelang.

»Ja. Ja, so ist es.« Er ging langsam um sie herum, ohne sie auch nur einen Moment aus den Augen zu lassen. »Du weißt vom Ort der Stille. Wir möchten auch davon wissen. Wir suchen schon seit sehr langer Zeit danach. Wir wissen, dass du davon weißt. Wir wissen von den Träumen, die dich heimgesucht haben ...«

»Wie?«, flüsterte sie.

Er tat die Frage mit einer lässigen Geste ab, als wäre sie ohne Relevanz. »Das spielt keine Rolle. Wir wissen es eben. Und wir werden alles tun, was nötig ist, um dir diese Informationen zu entlocken. Wir sind bereit, dich den verschiedensten Techniken der Mentalsondierung zu unterziehen, von denen viele - bedauerlicherweise - recht schmerzhaft sind. Notfalls werden wir dich in einen wimmernden Haufen Protoplasma verwandeln, wenn du nicht bereit bist, dich kooperativ ...«

»Stern 7734«, sagte sie ohne weiteres Zögern.

Xyon verdrehte die Augen. »Das nenne ich Charakterstärke und Folterresistenz.«

Der Gebieter runzelte die Stirn. »Was soll das heißen - Stern 7734?«

»Stern 7734. Dort befindet sich der Ort der Stille. Sie wollten es wissen.

Ich habe es Ihnen gesagt. Kann ich jetzt gehen?«

Der Gebieter blickte sich zu den anderen Erlösern um, als wollte er sich vergewissern, ob sie dasselbe gehört hatten wie er. »Der Ort der Stille«, sagte er langsam, »ist eins der größten Geheimnisse der Galaxis. Wer davon weiß, hat eine heilige Verantwortung, die von Generation zu Generation weitergegeben wurde, seit längerer Zeit, als sich irgendjemand zurückerinnern kann - nicht einmal die ersten der Höchsten Gebieter. Du erwartest doch nicht ernsthaft, dass ich dir glaube, ohne auch nur die geringste Folter eingesetzt zu haben ...«

»Sieben, sieben, drei, vier. Haben Sie mir nicht zugehört? Sind Sie schwer von Begriff?« Riellas Verärgerung war offensichtlich. »Ich weiß nichts von Generationen oder den ersten Gebietern. Ich weiß auch nichts vom größten Geheimnis der Galaxis. Ich weiß nur, dass ich diese komischen Sachen im Kopf habe. Niemand hat mir gesagt, dass es angeblich ein großes Geheimnis ist. Und selbst wenn man es mir gesagt hätte, wäre ich einfach nur ein Mädchen, das von grausamen Träumen gequält wird. Ich habe keine Verpflichtung unterschrieben, jeder Folter standzuhalten und mich in einen Sack ... was war es noch gleich?«

»Protoplasma«, half der Gebieter ihr zuvorkommend aus.

»Ja, richtig. Vielen Dank. Mich in einen Sack Protoplasma verwandeln zu lassen. Das entspricht ehrlich gesagt nicht meiner Vorstellung von einem angenehmen Leben.«

»Hier geht es nicht um ein angenehmes Leben, sondern eine heilige Verantwortung!«, rief der Gebieter.

»Das ist mir egal! Das interessiert mich überhaupt nicht!« Verzweifelt zerrte sie an den Hand- und Fußschellen, die sie an den Stuhl fesselten. »Ich will diese Verantwortung nicht, sei sie nun heilig oder sonstwas! Ich habe nie darum gebeten, in ein generationenaltetes Geheimnis eingeweiht zu werden. Ich habe nur darum gebeten - darum gebetet -, dass diese Träume aufhören. Aber sie haben nicht aufgehört! Ich bin niemandem etwas schuldig und ich habe niemals irgendwem versprochen, den Ort der Stille ganz für mich zu behalten. Ich habe nur versucht, diesen Ort zu erreichen, weil ich gehofft habe, dass die Angelegenheit damit erledigt ist - was immer das für eine Angelegenheit sein mag - und dass ich dann für den Rest meines Lebens in Ruhe gelassen werde.«

Einer der Erlöser niederen Ranges zeigte dem Gebieter einen Datenblock. Der Gebieter nickte langsam und wandte sich dann wieder Riella zu. »Unsere Sternkarten besagen, dass es an dieser Stelle nichts gibt. Es ist ein Stern, nichts weiter. Keine Planeten. Nicht einmal Asteroiden. Da ist nur leerer Raum.«

»Genau dasselbe, was sich zwischen Ihren Ohren befindet. Also müssten Sie sich dort wie zu Hause fühlen.«

Xyon zuckte zusammen, als sie das sagte. Er hegte den schleichenden

Verdacht, dass der Gebieter nicht sehr freundlich auf diese Einschätzung seiner geistigen Fähigkeiten reagieren würde.

Doch der Gebieter lachte leise. Aber es war kein angenehmes Geräusch.

»Du wolltest uns in die Irre führen«, sagte er. »Du wolltest Zeit gewinnen, indem du uns zu einem Stern lockst, wo nichts ist, während das Geheimnis der wahren Koordinaten des Ortes der Stille sicher in deinem Kopf verwahrt ist.«

»Nein, so gerissen bin ich nicht.«

»Es sieht ganz danach aus. Denn du hast offensichtlich nicht daran gedacht, dass wir die Koordinaten überprüfen würden, bevor wir uns auf den Weg machen.« Er trat ganz nahe an sie heran und Xyon wurde es eiskalt. Er erinnerte sich daran, was der Gebieter ihm mit einem Wort angetan hatte. Er wollte nicht einmal darüber nachdenken, was mit Riella geschah, wenn der Gebieter ihr seine ungeteilte Aufmerksamkeit schenkte. »Wo ist der Ort der Stille?«

»Sie sagt die Wahrheit!«, rief Xyon. Er hatte beschlossen, dass es keinen Sinn hatte, länger zu schweigen. Wenn sie, die Hüterin des »geheimen Wissens«, problemlos bereit war, dieses Wissen auszulaudern, war es für ihn völlig sinnlos geworden, standhaft zu bleiben. »Zu diesem Stern waren wir unterwegs. Weil sie mir gesagt hat, dass wir dorthin fliegen sollten.«

»Dann hat sie auch Sie angelogen.«

»Vielleicht hat sie aber auch die Wahrheit gesagt und Sie weigern sich lediglich, es zu glauben, weil Sie ein scheinheiliger Idiot sind!«

Der Gebieter sprach ein anderes Wort. Diesmal fühlte es sich wie ein Hammerschlag an, der Xyon mit solcher Wucht gegen die Wand schleuderte, dass er tatsächlich ein Stück durch die Luft flog. Er keuchte vor Schmerzen auf, während seine Augen von einer grellweißen Explosion geblendet wurden. Er konnte sich nur mit Mühe auf den Beinen halten. Aber in seinem ganzen Leben hatte er nie größere Dankbarkeit für das Vorhandensein einer Wand empfunden. Wie zuvor verschwand das Wort - oder waren es mehrere Worte? - aus seinem Gedächtnis, bevor er sich auch nur an den geringsten Hinweis erinnern konnte. Er fragte sich, ob es vielleicht eine Art geistiger Selbstverteidigung war - dass ihm unverzüglich der Schädel platzen würde, wenn er sich tatsächlich an diese Worte erinnern könnte.

»Sie sind nicht zu Boden gegangen«, sagte der Gebieter mit einer Spur von Anerkennung, vielleicht sogar leichter Bewunderung.

»Beeindruckend. Fast jeden anderen hätte es von den Beinen gerissen. Sie wären ein bemerkenswerter Diener Xants, wenn sie den blinden Hass überwinden könnten, der ihre Seele verfinstert.«

»Vielleicht liegt... mein Hass ... darin begründet, dass Sie mich ständig

mit Ihren Zauberworten durch die Gegend schleudern.«

»Es hat nichts mit Zauber zu tun. Ich benutze lediglich elementare Wahrheiten über das Universum. Wahrheiten, die wir Erlöser instinktiv verstehen und denen Sie sich genauso instinktiv verweigern. Sie sind in sich schlüssig und genauso wirklich und zuverlässig wie die sogenannten >Naturgesetze< der Physik. Sie täten gut daran, das nie zu vergessen.«

Und du tätest gut daran, niemals zuzulassen, dass sich meine Hände um deine Kehle schließen können, dachte Xyon, der jedoch klug genug war, diesen Gedanken nicht auszusprechen.

»Nun wieder zu dir, Kind«, sagte der Gebieter zu Riella. »Wir wollen es noch einmal versuchen. Ich werde dich jetzt fragen...«

»Ich habe es Ihnen bereits gesagt!«, fiel sie ihm ins Wort. »Ich kann doch keine Antworten erfinden! Ich wüsste gar nicht, was für Antworten ich erfinden sollte! Ich habe zum ersten Mal in meinem Leben eine Sternkarte gesehen, als Xyon mir eine zeigte. Wenn ich versuchen würde, mir irgendwelche Antworten auszudenken, würden Sie mich sofort durchschauen. Welchen Sinn hätte es für mich, Sie anzulügen?«

»Das würde mich auch interessieren.«

»Keinen!«

Der Gebieter seufzte enttäuscht. »Ja. Irgendwie habe ich mir gedacht, dass du so etwas sagen würdest.«

Das war der Moment, als die ersten Stromstöße durch Riellas Fesseln gejagt wurden.

Sie schrie, bäumte sich auf und ihre Augen schienen aus den Höhlen springen zu wollen. Die Energie drohte sie aus dem Stuhl zu katapultieren. Sie warf den Kopf nach links und rechts und hatte den Mund so weit aufgerissen, dass es aussah, als würde sich gleich der Unterkiefer vom Kopf lösen.

»Hören Sie auf! Sie sagt die Wahrheit!«, rief Xyon. Er trat einen Schritt auf den Gebieter zu, obwohl er wusste, dass dieses Wesen ihn buchstäblich mit einem Wort aufhalten konnte. Doch der Gebieter musste nicht einmal den Mund öffnen, da von allen Seiten Erlöser auf ihn zustürmten und ihn zu Boden warfen. Auch wenn sie nicht besonders groß gewachsen waren, besaßen sie mehr Kraft, als Xyon für möglich gehalten hätte. Er wehrte sich gegen die Übermacht, er verfluchte sie und ihre Vorfahren. Und währenddessen schrie Riella unablässig weiter.

Als hätte er es sich noch einmal überlegt, drückte der Gebieter auf eine kleine Kontrollfläche neben dem Stuhl. Die Wirkung der Energien auf Riella ließ sofort nach und sie sackte in sich zusammen. Ihre Augen waren immer noch weit aufgerissen; sie schien fasziniert auf etwas zu starren, das nur sie sehen konnte.

»Sind Sie zu einer neuen Entscheidung gelangt?«, erkundigte sich der Gebieter.

Als sie nicht sofort antwortete, nutzte Xyon diese Gelegenheit. »Wie soll sie zu einer neuen Entscheidung gelangt sein, wenn sie überhaupt keinen Einfluss auf die Sache hat?«, fragte er. »Dieser Stern, Nummer 7734, das ist der Ort, nach dem Sie suchen! Mehr gibt es dazu nicht zu sagen. All das hier ist völlig überflüssig! Sie haben keinen Grund, ihr wehzutun!«

»Das sagen Sie. Und das sagt sie. Doch was Sie oder dieses Mädchen sagen, besitzt keine besondere Bedeutung. Von Bedeutung ist nur, was ich sage.«

»Und was sagen Sie, Höchster Gebieter?«, fragte einer der Erlöser.

Der Gebieter rieb eine Weile nachdenklich sein Kinn, dann sagte er genau das, was Xyon erwartet hatte.

»Gebt ihr noch eine Ladung!«

Mehr Energie, mehr Geschrei, mehr Proteste, dass sie bereits alles gesagt hatte, was sie wusste. Trotzdem ließ sich der Gebieter nicht beirren. Und so ging es weiter. Wenn Riella unter der zunehmenden Belastung das Bewusstsein verlor - was des öfteren geschah -, wartete der Gebieter höflich ab, bis sie sich wieder erholt hatte, um die Tortur von neuem beginnen zu lassen.

»Haben Sie dafür kein Wort?«, fragte Xyon unvermittelt, als Riella wieder einmal in Ohnmacht gefallen war.

Der Gebieter sah ihn neugierig an. »Ein >Wort<?«

»Ja! Wenn Sie ein Wort haben, das Schmerzen verursachen kann, müssten Sie doch auch ein Wort haben, das ... das Leute dazu zwingen kann, die Wahrheit zu sagen! Ohne all diese barbarischen Foltermethoden.«

»Das haben wir in der Tat«, sagte der Gebieter nachdenklich. »Möchten Sie, dass ich es benutze?«

»Natürlich! Wenn sich die Tortur damit abkürzen lässt, auf jeden Fall!«

»Na gut. Wenn Sie sich ganz sicher sind.«

Im Tonfall des Gebieters war etwas, das ihn misstrauisch machte.

»Warum? Welchen Grund könnte es geben, es nicht zu benutzen?«

Ein Erlöser hob vorsichtig Riellas Kopf. Sie starrte mit leeren Augen in Xyons Richtung.

»Nun«, sagte der Gebieter, »ob Sie es glauben oder nicht, wenn ich anderen Schmerz zufüge, wie ich es mit Ihnen getan habe, kostet es mich große Anstrengungen. Doch wenn ich einen fremden Geist so beeinflussen will, dass er die Wahrheit sagt, kann das gewisse Folgen für den Betreffenden haben.«

»Was für Folgen?«, fragte Xyon vorsichtig.

»Finale. Zumindest in den meisten Fällen.«

»Sie meinen, es würde sie töten?«

»Richtig.«

Xyon blickte hilflos auf Riella und hatte keine Ahnung, was er tun sollte.

Sie sah ihn an, obwohl ihre Augen kaum den Blick konzentrieren konnten. Ihr Mund bewegte sich fast unmerklich, doch er konnte genau erkennen, welche Worte ihre Lippen formten:

Töte mich.

Xyon empfand eine schreckliche Verzweiflung. Es war, als hätte man ihm plötzlich die Verantwortung für das Leben dieses Mädchens aufgezwungen. Wer war er, eine solche Entscheidung zu treffen? Er kannte sie kaum, und was er bislang von ihr kennen gelernt hatte, riss ihn nicht gerade zu Begeisterungsstürmen hin.

Er hatte jedes Zeitgefühl verloren. Er konnte nicht mehr sagen, wie lange das Mädchen schon dieser Tortur ausgesetzt war, aber ihre Reaktionen ließen keinen Zweifel, dass sie alles andere als eine zähe Kriegerin war, die über Schmerzen lachte und ihre Feinde selbst im Angesicht des Todes verspottete. Sie wollte nur, dass die Qualen aufhörten, und wenn das bedeutete, dass sie nie wieder etwas fühlen würde, dann schien ihr dieser Preis nicht zu hoch zu sein.

So weit war es also gekommen: Die hilflose Riella flehte ihn an, sie einer Behandlung auszusetzen, die sie mit hoher Wahrscheinlichkeit nicht überleben würde.

In seinem Kopf wirbelten verschiedenste Emotionen durcheinander, was er nur sehr selten erlebte. So hatte er noch nie empfunden, wenn sein eigenes Leben auf dem Spiel gestanden hatte - einfach weil er fest davon überzeugt war, dass sein Leben gar nicht auf dem Spiel stehen konnte, zumindest nicht vor der vom Schicksal festgesetzten Zeit. Doch wenn er sah, wie andere litten - in diesem Fall Riella -, konnte er sich solchen Gefühlen einfach nicht entziehen.

Dann wurde ihm etwas klar und plötzlich rief er: »Fragen Sie mich!«

Der Gebieter hatte bereits die Hand nach dem Schalter ausgestreckt, um einen weiteren Stromstoß durch Riellas Körper zu jagen, doch nun erstarrte er mitten in der Bewegung. Er drehte sich um und sah Xyon nachdenklich an. Dieser musste sich alle Mühe geben, seine chaotischen Empfindungen im Zaum zu halten. »Sie ...?«, fragte der Gebieter ungläubig.

»Ja, ich! Ich war ihr Pilot! Ich weiß, was sie weiß! Probieren Sie das Wort an mir aus!«

»Obwohl Sie wissen, dass es Sie mit hoher Wahrscheinlichkeit ...?«

»Ja, ja! Aber ich bin dazu bereit, wenn Sie aufhören, ihr wehzutun!« Sein langes Haar fiel ihm ins Gesicht. Er schob es zurück und starrte den Höchsten Gebieter mit solch wilder Entschlossenheit an, dass dieser unwillkürlich einen Schritt zurückwich. »Na los, machen Sie schon! Fragen Sie mich, was Sie wissen wollen! Natürlich nur, wenn Sie überzeugt sind, dass Sie es können! Falls Sie nicht nur leere Phrasen gedroschen haben. Wenn Sie wirklich dazu in der Lage sind, dann ...«

Der Gebieter sprach das Wort. Es war jedoch nicht nur ein Wort, sondern eindeutig mehrere Worte.

Xyon hatte das Gefühl, ihm würde das Gehirn, der ganze Kopf zerfetzt. Er hätte schwören können, dass sich die Haut von seiner Schädeldecke löste, dass die Knochenschale aufplatzte und sich der Inhalt über den Boden ergoss.

Er hörte sich, wie er sprach, wie ein Sturzbach aus Worten aus ihm hervorbrach. Es waren nicht nur Informationen über den Ort der Stille, die er ausplauderte, sondern auch viele andere Dinge, die zum Teil ohne jede Bedeutung waren. Innerhalb weniger Sekunden hatte er dem Gebieter seine Lieblingsfarbe, die Namen seiner Eltern und sein letztes Geburtstagsgeschenk verraten, dazu die Dinge, die Lyla ihm des Nachts zuflüsterte, die ihm halfen, die Dunkelheit zu ertragen, und die nackte, elementare Angst in seiner Seele, dass er sich irren könnte und doch nicht zu einem vorbestimmten Zeitpunkte sterben würde, dass es nur eine Reflexhandlung war, die ihn davor bewahrte, sich in jeder gefährlichen Situation Sorgen zu machen, sein Ende könnte bevorstehen.

All das und noch viel mehr lag innerhalb weniger Sekunden offen vor dem Höchsten Gebieter ausgebreitet, dann brach Xyon zusammen, als wäre in ihm nichts mehr übrig, das ihn aufrecht halten konnte. Es war anders als ein Zusammenbruch infolge Bewusstlosigkeit. Es war, als hätten sich all seine Muskeln und Knochen plötzlich aufgelöst, worauf er haltlos zusammensackte.

Der Gebieter und die Erlöser starrten auf die reglose Fleischmasse, zu der Xyon geworden war. Nach einiger Zeit stieß der Gebieter mit der Stiefelspitze gegen den Körper. Es handelte sich weniger um eine Methode, um festzustellen, ob noch Leben in ihm war. Zumindest war es keine wissenschaftlich oder medizinisch sinnvolle Maßnahme. Aber irgendwie erschien es ihm angemessen, so etwas zu tun.

Xyon rührte sich nicht. Sein Gesicht war erschlaft, seine Augen standen offen, ohne dass sie etwas wahrnahmen.

»Ist er tot, Höchster Gebieter?«, fragte einer der Erlöser.

»Es scheint so«, sagte der Gebieter nach einer Weile. »Interessant. Seine Worte gaben genau dasselbe wieder, was auch das Mädchen gesagt hat. Er glaubt wirklich daran, dass der Ort der Stille beim Stern 7734 liegt.«

»Also hat sie die Wahrheit gesagt.«

Riella starrte wie gebannt auf den reglosen Körper Xyons. Offenbar konnte sie nicht fassen, was sie soeben miterlebt hatte. Der Gebieter konnte es ihr nicht einmal verübeln. Der junge Mann hatte sein Leben für sie geopfert. Das verlieh ihm im Nachhinein eine Ehrenhaftigkeit, die der Gebieter ihm niemals zugetraut hätte.

»Er glaubt, dass sie die Wahrheit gesagt hat«, erwiderte der Gebieter.
»Das bedeutet jedoch nicht, dass es tatsächlich die Wahrheit ist. Dass er daran glaubt, ist kein Beweis. Die Befragung des Mädchens wird fortgesetzt.«

Sie rang nach Atem, als sie seine Worte hörte - ganz wie er erwartet hatte. Sie wollte etwas sagen, nur eine ganz einfache Frage stellen, wie es schien.

»Warum?«, fragte der Gebieter. »Du willst wissen, warum? Warum ich zugelassen habe, dass er sich auf diese Weise opfert, obwohl ich wusste, dass er mir damit keine zufriedenstellende Antwort geben würde?« Es gelang ihr zu nicken. »Weil ich wissen wollte«, erklärte er in völlig selbstverständlichem Tonfall, »ob er bereit war, die Prozedur über sich ergehen zu lassen. Und ich war neugierig, ob er sie überleben würde. Betrachte es einfach als ... wissenschaftliches Interesse.«

»Sie ... verdammter Widerling!«, stieß sie wütend hervor.

»Deine Meinung interessiert mich nicht sonderlich, obwohl ich ein gewisses Verständnis für die Heftigkeit deiner Reaktion habe.«

Er griff nach dem Schalter neben dem Stuhl und Riella erstarrte vor Angst.

Und dann brach plötzlich die Hölle los.

X.

Obwohl Riella so lange Zeit unter schrecklichen Träumen gelitten hatte, wünschte sie sich in diesem Augenblick mehr als alles andere auf der Welt, dass dies hier nur ein Traum war.

Auf ihrer Heimatwelt Montos - ihrer ehemaligen Heimatwelt - hatte sie sich häufig vorzustellen versucht, wie es wäre, sich an frühere Existenzen erinnern zu können. Jetzt fühlte sie sich, als wäre sie in ein früheres Leben zurückversetzt worden. Dass sie die gegenwärtigen Ereignisse aus weiter Ferne verfolgte, aus der sicheren Entfernung eines anderen Lebens, das viele Jahre in der Zukunft lag. Dass sie gar nicht Riella war, sondern eine ganz andere Persönlichkeit, die keinerlei emotionale Verbindung zu diesen Ereignissen hatte. Zumindest wäre es ihr so deutlich lieber gewesen.

Weil das, was sie jetzt erlebte, einfach zu bestialisch war.

Dort lag Xyon am Boden, nachdem er sein Leben für sie hingegeben hatte. Hier waren der Gebieter und einige seiner Erlöser, die nachdenklich seine Leiche betrachteten. Die Szene wirkte so grausam und so ... respektlos. Sie hätten ihn nicht auf diese Weise anstarren dürfen, nicht die Leiche eines Mannes, der sich als so tapfer erwiesen hatte ...

Und so dumm. Wie hatte er nur so dumm sein können, sein Leben wegzuworfen? Warum das alles?

All diese Fragen wirbelten durch ihren Geist, ohne dass irgendwo eine Antwort in Sicht war. Und dann wurde klar, dass Xyons Opfer völlig sinnlos gewesen war, dass sie nichtsdestotrotz weiteren Folterungen ausgesetzt sein würde. Ihre Aufmerksamkeit wandte sich verständlicherweise von Xyon ab und konzentrierte sich wieder auf ihre eigene Person. Warum auch nicht? Seine Probleme hatten sich erledigt. Ihr selbst standen die größten noch bevor.

Das war der Moment, als der Alarm losging.

Die Erlöser reagierten sofort, auch wenn der Gebieter keine besondere Verärgerung über die Störung an den Tag legte. Es schien ihn eher zu verblüffen oder vielleicht sogar zu faszinieren, dass jemand so dumm sein konnte, die Erlöser direkt anzugreifen. »Wie es scheint, haben wir Besuch bekommen«, sagte er. »Man könnte diesen Wagemut beinahe bewundern.«

»Gebieter«, sagte ein Erlöser, der tatsächlich einen leicht besorgten Eindruck machte. »Wir befinden uns nicht an Bord eines unserer Kriegsschiffe. Diese Einheit ist in erster Linie für Kurzstreckenflüge in sicherem Territorium gedacht. Wir könnten über weniger Kampfkraft als

die Angreifer verfügen.«

»Wollen Sie meine Entscheidung für dieses Fahrzeug in Frage stellen?« Der Gebieter sprach bemerkenswert gelassen, obwohl eine unverkennbare Drohung in seiner Stimme lag.

»Nein, Höchster Gebieter«, gab der Erlöser ohne Zögern zur Antwort.

»Gut. Sehr gut.« Der Gebieter dachte einen Moment über die Angelegenheit nach und sagte schließlich: »Ich werde mich um diese Störung kümmern. Sie bleiben hier. Sorgen Sie dafür, dass unser Gast es bequem hat.«

Riella hätte beinahe gelacht, als sie seine Worte hörte. Gleichzeitig hätte sie am liebsten geweint. Bequem? Während sie mit Händen und Füßen an einen Folterstuhl gefesselt war und wusste, dass sie in Kürze weitere Qualen erleiden würde? In was für eine kranke, traurige Welt war sie so unvermittelt hineingeraten? Sie hätte das Haus ihrer Mutter niemals verlassen dürfen. Sie hätte niemals fliehen dürfen, um dann in die Hände derart bizarrer Wesen zu fallen, die ihr mit allen Mitteln Antworten entringen wollten, ihr aber nicht glaubten, wenn sie sie gegeben hatte. Sie hatte völlig die Orientierung verloren und wusste nicht mehr, wem sie noch vertrauen konnte. Die deprimierende Wahrheit lautete, dass sie niemandem vertrauen konnte.

Nun ... vielleicht Xyon. Er war bereit gewesen, sein Leben für sie zu opfern.

Aber jetzt war er tot.

Der Gebieter verließ gleitend den Raum und ließ die übrigen drei Erlöser mit Riella und Xyons Leiche allein. Die verbliebenen Erlöser wirkten ein wenig hilflos und unentschlossen, nachdem ihr Anführer verschwunden war.

»Wir sollten ihn hinausschaffen«, sagte einer von ihnen und zeigte auf Xyons reglose Gestalt.

»Der Gebieter hat uns nicht befohlen, es zu tun.«

»Richtig. Aber er hat auch nicht befohlen, dass wir ihn hierlassen sollen.«

Das war ein klarer Widerspruch, der sie für die nächsten Minuten beschäftigte, bis schließlich der erste Erlöser sagte: »Da drüben gibt es einen kleinen Raum. Dort könnten wir ihn deponieren. Dann bekommen wir keine Probleme, wenn seine Leiche zu stinken beginnt.«

Die anderen stimmten diesem Plan sofort zu. Alle drei packten Xyon, um ihn aufzuheben und hinauszuschleppen.

In diesem Augenblick wurde Xyon aktiv.

Riella keuchte verblüfft auf und war überzeugt, dass sie eingeschlafen war und nun wieder träumte. Nur dass sie diesmal nicht vom Ort der Stille träumte, sondern von einer ziemlich unwahrscheinlichen Rettung durch einen ebenso unwahrscheinlichen Retter.

Xyons Augen waren geöffnet und voller Feuer. Zu seiner Linken und Rechten befanden sich je ein Erlöser, die sich seine Arme über die Schultern gelegt hatte. Und nun spannten sich seine Arme an und nahmen sie in den Schwitzkasten. Der dritte Erlöser stand genau vor ihm. Xyon stieß seine Füße vom Boden ab und rammte sie dem Erlöser gegen den Brustkorb. Der Schlag schleuderte ihn quer durch den Raum, bis er gegen die Wand krachte und sein Schädel mit einem eigenartigen Geräusch dagegenstieß, bevor er zusammenbrach. Noch während dies geschah, hatte Xyon die Köpfe der zwei Erlöser an seiner Seite gepackt. Er beugte sich zurück und schlug ihre Schädel gegeneinander. Das auf diese Weise verursachte Geräusch klang ziemlich unappetitlich. Einer der beiden ging sofort zu Boden, der andere schwankte nur und konnte sich noch auf den Beinen halten. Doch Xyon zögerte keinen Augenblick. Er ballte eine Faust und versetzte ihm mit aller Kraft, die er aufbringen konnte, einen Hieb genau gegen das Kinn. Der Kopf des Erlösers flog herum und der Rest seines Körpers folgte der Bewegung. Er drehte sich wie ein Kreisel auf der Stelle, bis auch er den Halt verlor und zu Boden stürzte.

Xyon holte einmal tief Luft, um sich zu beruhigen, bevor er seine Aufmerksamkeit der völlig verblüfften Riella zuwandte. Dann betrachtete er eingehend ihre Fesseln. »Einen Moment... ich glaube, ich sehe jetzt, wie sie sich öffnen lassen«, sagte er.

»Du bist tot«, sagte sie zu ihm.

Er stutzte kurz, weil sie ihn plötzlich duzte. Aber nach allem, was sie gemeinsam durchgemacht hatten, war es ihm recht. »Du solltest lieber hoffen, dass ich es nicht bin, denn sonst wäre ich nur eine Halluzination, was bedeuten würde, dass du in viel größeren Schwierigkeiten steckst, als du bis eben geglaubt hast.«

»Du bist tot«, wiederholte sie, da sie gegenwärtig nicht in der Lage war, die Ironie seiner Bemerkung zu verarbeiten.

»Nein, bin ich nicht.«

»Ich habe gesehen ... was er mit dir gemacht hat. Irgendetwas Mentales. Etwas ...«

»Auch ich verfüge über mentale Fähigkeiten«, erwiderte Xyon. »Leider hatte ich nie die Gelegenheit, sie richtig zu trainieren. Sie funktionieren eher irregulär. Aber der Kerl hat mich so wütend gemacht, dass ich mir ziemlich sicher war, eine mentale Barriere errichten zu können. Ich hatte Recht. Und etwas Glück, wie ich zugeben muss«, fügte er ohne eine Spur von Sarkasmus hinzu. »Okay. Ich hab's.«

Kurz darauf lösten sich die Fesseln vom Stuhl. Riella rührte sich nicht von der Stelle. Sie war viel zu sehr damit beschäftigt, Xyon anzustarren.

»Ich ... ich dachte, du wärst tot«, flüsterte sie.

»Ja, diesen Anschein zu erwecken, war von meiner Seite nicht ganz

unbeabsichtigt. Komm jetzt. Steh auf. Na los!« Er schien nicht gewillt, mit Geduld auf ihre Verständnisprobleme einzugehen.

»Ich ... kann meine Beine nicht bewegen.« Sie hatte die Arme erhoben, doch ihre Beine reagierten nicht so, wie sie wollte.

»Das liegt nur an der unterbrochenen Blutzirkulation.« Er hob sie auf, aber er musste sie weiterhin stützen, was ihn allerdings keine besondere Mühe kostete. Seine Arme fühlten sich so stark an. Sie stieß gegen seine Brust, die ihr wie festes Gestein vorkam. Sie spürte die Form seiner Muskeln unter den Ärmeln seines Hemdes. Sie waren nicht extrem ausgeprägt, aber hart wie Kabelstränge. Warum fiel es ihr erst jetzt auf?

»Wer bist du?«, fragte sie.

Sein Gesichtsausdruck machte deutlich, dass er diese Frage für äußerst seltsam hielt. »Du hast dieses unstillbare Bedürfnis, eine Schublade zu finden, in die du mich stecken kannst«, sagte er. »Ob Held oder Dieb oder nobler Märtyrer oder irgendein anderes Etikett, das du mir auf die Stirn klatschen kannst. Ich bin Xyon. Mehr nicht. Finde dich damit ab oder lass es bleiben. Und jetzt sollten wir zusehen, dass wir von hier verschwinden.«

Da er das Gespräch als beendet betrachtete, ging er zur Tür, die gehorsam aufglitt. Es gab auch keinen Grund, warum sie es nicht tun sollte. Der Gebieter hatte sie nicht verschlossen, als er hinausgegangen war. Xyon blickte nach links und rechts in den Korridor, dann streckte er Riella eine Hand hin. »Komm«, forderte er sie auf.

»Ja, ich komme«, sagte sie und ergriff seine Hand. Die Ereignisse entwickelten sich viel zu schnell, als dass sie alles gründlich verarbeiten konnte. Nur in zwei Punkten bestand für sie kein Zweifel: Erstens war es höchstwahrscheinlich das Klügste, sich an Xyon zu halten, und zweitens war jeder Ort ein besserer Ort als der, an dem sie sich zur Zeit befand.

Sie liefen durch die Korridore und Xyon zerrte Riella so energisch mit sich, dass er sie beinahe von den Beinen gerissen hätte. Immerhin war sie noch geistesgegenwärtig genug, um zu fragen: »Weißt du überhaupt, wohin wir gehen?«

»Nein«, antwortete er. »Ich weiß nur, dass wir dieses Schiff verlassen und in meins zurückkehren sollten. Darüber hinaus habe ich keine detaillierten Pläne. Ich ...« Unvermittelt verstummte er und presste sich flach gegen die Wand. Riella benötigte keine gesonderte Aufforderung, um es ihm gleichzutun.

Im nächsten Moment kam ein Erlöser um die Ecke gestürmt. Xyon hielt ihn auf, indem er ihm schlicht und ergreifend ein Bein stellte. Der Erlöser flog der Länge nach hin. Sofort sprang Xyon ihm auf den Rücken und hielt seinen Schädel fest, so dass er sich nicht mehr rühren konnte. Dann wurde sein Gesicht zu einer Maske höchster Konzentration, während der Erlöser unter ihm erstarrte. Der Mund des Erlösers bewegte sich, aber er

brachte keinen Laut hervor. Dann sackte er zusammen, als Xyon den Kontakt unterbrach. Xyon benötigte einen Moment, um sich zu fassen, und in dieser Zeit rappelte sich der Erlöser auf und zog einen recht gefährlich aussehenden Knüppel. Riella hatte den Eindruck, dass die Waffe eher als Zierde und weniger für den tatsächlichen Kampfeinsatz gedacht war. Trotzdem ahnte sie, dass sie unangenehme Auswirkungen haben konnte, wenn sie beispielsweise gegen Xyons Schädel eingesetzt wurde. Xyon hingegen bemühte sich, eine derartige Entwicklung der Dinge auszuschließen, und lenkte den Hieb ab. Ein schneller Schlag mit seiner Rechten sorgte dafür, dass der Erlöser bewusstlos zu Boden ging.

»Hier entlang«, sagte er in etwas geistesabwesendem Tonfall.

»Dort?«

»Diesen Gang. Diesen Korridor. Am Ende befindet sich ein Lift. Den nehmen wir. So kommen wir zum Hangar, in dem mein Schiff steht.«

»Woher weißt du ...?« Doch ein Blick von ihm genügte, sie zum Schweigen zu bringen. Sie lernte allmählich, wann nicht der richtige Zeitpunkt war, um Fragen zu stellen.

Sie hasteten durch den Korridor und tatsächlich stießen sie am Ende auf einen Lift. Sie hörten Schritte, die allerdings noch ein gutes Stück entfernt waren. Doch gleichzeitig waren die Entladungen von Energiewaffen zu hören, dazu gelegentlich ein Scharren ...

... und ein Knurren.

Riella erkannte diese Geräuschkulisse sofort wieder. »Bei den Göttern ... das sind diese Wesen! Die auch auf Montos waren!«

Xyon horchte und nickte dann. »Ja. Es scheint so. Die Hunde des Krieges.«

»Was machen sie hier?«

»Das ist mir ziemlich egal, solange es uns gelingt, rechtzeitig von hier zu verschwinden. Und mit etwas Glück sind wir auf und davon, bevor sie überhaupt gemerkt haben, dass wir hier waren.«

Die Tür zum Lift glitt auf.

In der Kabine standen zwei Hunde. Einer war ungewöhnlich groß gewachsen. Und den anderen kannte Riella nur allzu gut, es war der mit den Schwertern auf dem Rücken. Ihre Augen weiteten sich. Ihre Nüstern blähten sich.

»So viel zum Thema Glück«, murmelte Xyon.

Als sich die Tür öffnete, konnte Atik sein Glück kaum fassen. Da war das Wesen, und neben ihm stand die Beute, hinter der sie her waren.

»Pack die Frau, Vacu! Überlass mir den Mann!«, rief Atik und zog gleichzeitig seine zwei langen Krallen. Diesmal wollte er sein Glück nicht herausfordern. Er würde das Wesen zersäbeln, bevor es auch nur die Chance zur Flucht erhielt.

Er holte mit einem Schwert aus ... und die Klinge schlug gegen einen Knüppel, den das Wesen in der Hand hielt. Das Wesen lenkte den Schlag ab - schnell, sauber und geradezu mühelos. Atik setzte mit dem zweiten Schwert nach, das ebenfalls vom Schlagstock abgefangen wurde.

Es war unmöglich, Atik wollte es einfach nicht glauben. Er verstärkte den Angriff, ließ beide Schwerter aufblitzen, die abwechselnd auf seinen Gegner einschlugen. Dieser hatte zu seiner Verteidigung nicht mehr als einen Knüppel, der höchstens einen Meter lang war. Damit wehrte er Atik immer wieder ab.

Aber er war in der Defensive. Er konnte nicht mehr bewirken, als die Schläge abzublocken. Das Gesicht des Wesens war vor Konzentration angespannt und mit einem feinen Schweißfilm überzogen, doch darüber hinaus gab es keine Hinweise, dass seine Serie brillanter Paraden ihn außergewöhnlich viel Kraft kostete. Oben, unten, links, rechts, auf, ab - die Schwertschläge kamen von allen Richtungen und wurden jedesmal von diesem verdammten Kerl abgefangen. Atik ließ die Klingen so schnell herumwirbeln, dass er selbst den Überblick verlor. Allein das Gesetz des Zufalls hätte verlangt, dass er irgendwann einen blutigen Treffer landete, doch das Wesen trieb ihn zur Verzweiflung, indem es sich mit einem lächerlichen Stock erfolgreich gegen seine Attacke zur Wehr setzte.

Atik heulte frustriert auf und versuchte, in noch schnellerer Folge auf seinen Gegner einzudreschen und wilde Zickzack-Kombinationen auszuführen. Doch zu seiner maßlosen Verblüffung trat das Wesen zwischen den Klingen hindurch, die ihn auf beiden Seiten knapp verfehlten, und versetzte Atik mit dem Knüppel einen Schlag gegen den Schädel. Atiks Kopf flog zur Seite und der Hund stürzte zu Boden. Atik war so schockiert, dass er noch gar nicht richtig begriffen hatte, was plötzlich geschehen war.

Dann schrie das Wesen: »Riella!«, und Atik hörte, wie sich die Lifttür schloss. Vacu besaß zum Glück ein so dickes Fell, dass er genau das getan hatte, was er tun sollte. Mit einem wütenden Schrei lief das Wesen zur Tür und zerrte daran. Aber sie gab natürlich nicht nach. Wieder schrie es den Namen der Frau, als ließe sich dadurch bewerkstelligen, dass sie wieder im Korridor materialisierte.

Atik setzte alles auf eine Karte. Er holte mit einem Schwert aus und ließ es in perfektem, tödlichem Kreisbogen durch die Luft sausen. Das Wesen sah es im letzten Moment, aber es hatte nicht genügend Platz, um dem Hieb vollständig ausweichen zu können. Es versuchte, ihn mit dem Schlagstock abzuwehren, womit es jedoch nur teilweise erfolgreich war. Das Schwert schlitzte seinen Oberarm auf, bevor es ein kleines Stück entfernt klirrend zu Boden fiel. Atik stellte zufrieden fest, dass es eine recht tiefe Wunde hinterlassen hatte, aus der ungehindert das Blut strömte, und er war wild entschlossen, diesen Vorteil für sich

auszunutzen.

Als das Wesen sah, wie Atik erneut angriff, schob es einen Fuß unter die gefallene Schwertklinge und warf sie in die Luft. Geschickt fing der Humanoide sie mit einer Hand auf, aber diese komplexe Aktion kostete ihn wertvolle Zeit. Kaum hielt er das Schwert in der Hand, schlug bereits Atiks Waffe dagegen.

»Wir scheinen uns immer wieder in die Quere zu kommen«, knurrte Atik.

»Ich hatte genau den gleichen Gedanken«, gab das Wesen zurück. Aber Atik wusste, dass er ihm eine schwere Wunde zugefügt hatte, durch die es zunehmend an Kraft verlor. Noch eine Minute, vielleicht nur noch einige Sekunden, dann hätte Atik dieses glatthäutige Ärgernis endlich aus der Welt geschafft.

Plötzlich war vom anderen Ende des Korridors eine Energieentladung zu hören. Da Atik ein Waffenmeister war, kannte er jedes mögliche Geräusch, das die Waffen der Hunde von sich geben konnten. Aber dieses Geräusch gehörte eindeutig nicht dazu.

Die Tür zum Lift glitt wieder auf. Von Vacu war nichts zu sehen. Offensichtlich war es ihm gelungen, das Mädchen fortzuschaffen. Also mussten sich die Hunde nur noch aus dem Schiff zurückziehen, um ihre Mission abzuschließen. Doch nun stürmte ein Trupp Erlöser mit feuerspuckenden Waffen durch den Korridor. Weder Atik noch das Wesen hatten die geringste Chance. Beide warfen sich gleichzeitig in die offene Liftkabine und die Tür schloss sich. Damit waren die Erlöser ausgesperrt

...

... und sie miteinander eingesperrt.

Die Kabine setzte sich nach unten in Bewegung.

Beide hatten ein Schwert in der Hand. Zwischen ihnen war kaum mehr als ein Viertelmeter Platz.

Keiner von beiden rührte sich. Es war fast so, als würde jeder den anderen zum ersten Schlag herausfordern. Sie wirkten wie ein Schwertkämpferdenkmal.

»Das hier ist keine ideale Kampfsituation«, sagte Atik.

»Zu wenig Platz für stilistisch ausgefeilte Attacken«, pflichtete das Wesen ihm bei.

»Wir beide sind große und erbitterte Feinde.«

»Zumindest haben wir das Talent, uns immer wieder über den Weg zu laufen.«

Keins der zwei Schwerter erzitterte. Keiner der beiden Gegner bewegte sich.

»Sag mir deinen Namen!«

»Schon wieder?«, fragte das Wesen. »Warum interessiert er dich so sehr?«

»Man sollte den Namen seiner Nemesis kennen.«

»Ich fühle mich geehrt«, entgegnete das Wesen gepresst und hielt kurz inne. »Ich werde es dir sagen ... wenn du mir verrätst, warum ihr so sehr an diesem Mädchen interessiert seid.«

»Sie kennt das Geheimnis des Ortes der Stille. Wie man den Ort erreicht, wo Unsterblichkeit und ungeahnte Reichtümer warten«, sagte Atik ohne das geringste Zögern.

»Und ihr habt vor, euch von ihr hinführen zu lassen?«

»Ja.«

Das Wesen dachte einen Moment nach. Dann sagte es - als wäre es ihm erst jetzt eingefallen: »Xyon. Mein Name ist Xyon.«

»K-ssssiiüüü-onnn!« Atiks Zunge versuchte sich an die ungewohnte Lautkombination zu gewöhnen. »Xyon ... Atik von den Hunden des Krieges grüßt dich. Wir haben uns bei unseren bisherigen Begegnungen gegenseitig verwundet. Wir werden uns irgendwann in einer Lage wiederfinden, die uns einen ehrenhafteren Kampf ermöglicht. Das sind wir uns schuldig.«

»Du hast interessante Prioritäten«, sagte Xyon. »Ich will das Mädchen zurückhaben.«

»Dann hol es dir.«

Die Tür glitt auf und Atik sprang sofort in den Korridor, um mehr Platz zur Verfügung zu haben. Xyon folgte ihm schnell und hielt das Schwert in der Hand, bereit, sich zu verteidigen ...

... und stand plötzlich einem halben Dutzend Hunde des Krieges gegenüber. Sie knurrten im Chor. Im Gegensatz zu ihren früheren Begegnungen waren sie bestens bewaffnet und gerüstet. Sie machten nicht den Eindruck, als wären sie geneigt, zu verhandeln, zu diskutieren oder stil- und ehrenvoll zu kämpfen.

Xyon zog sich sofort wieder zurück; er warf sich praktisch in die Liftkabine, kurz bevor sich die Türen schlossen.

»Lasst ihn in Ruhe!«, rief Atik. »Wir haben bekommen, weswegen wir hier sind! Lasst uns jetzt verschwinden!«

»Aber was ist mit deiner langen Kralle?«, rief Omon, der zu der kleinen Gruppe gehörte. »Er hat dir eins deiner Schwerter gestohlen!«

»Er soll es behalten. Irgendwann werde ich die Gelegenheit erhalten, es mir zurückzuholen. Dessen bin ich mir absolut sicher«, sagte Atik ohne die Spur eines Zweifels.

Der Lift setzte den automatischen Fahrtzyklus fort und bewegte sich wieder nach oben. Das begeisterte Xyon nicht gerade, da mit hoher Wahrscheinlichkeit Erlöser am obersten Haltepunkt warteten, um ihn bei seiner unfreiwilligen Rückkehr in Empfang zu nehmen. Außerdem hatte er den starken Verdacht, dass nicht so schnell wieder eine derartige

Verkettung ungewöhnlicher Umstände eintreten würde, der er seine gegenwärtige - und vermutlich nicht lange anhaltende - Freiheit verdankte.

Er blickte nach oben und stellte fest, dass es in der Decke der Kabine einen Notausgang gab, wie er in fast allen Lifts dieser Galaxis üblich war. Schnell prüfte er die Belastbarkeit seines jüngst erworbenen Schwerts und bog die Klinge durch. Sie schien genau die richtige Stärke zu besitzen, um damit seinen Plan auszuführen, ohne dass sie zerbrach. Er steckte das Schwert in den feinen Spalt zwischen den beiden Hälften der Lifttür und stemmte sich dagegen. Er rechnete jeden Augenblick damit, dass die Klinge brach, doch dann war er selbst überrascht, als sie heil blieb und er tatsächlich die Tür aufdrücken konnte.

»Passagiernotfall festgestellt«, meldete die Stimme des Liftcomputers und im gleichen Moment hielt die Kabine an.

Nachdem es ihm gelungen war, die Tür ein Stück zu öffnen, war es nicht besonders schwierig, sie weiterhin offen zu halten - indem er einfach seine Hand in den Spalt schob. Dann streckte er den Arm mit dem Schwert aus und stieß den Notausgang auf. »Öffnung des Notausstiegs festgestellt«, sagte der Computer - falls Xyon entgangen sein sollte, was er gerade tat. Aber Xyon achtete gar nicht weiter darauf. Er ging in die Hocke und sprang nach oben durch die Öffnung.

Kurz darauf kletterte er durch den Liftschacht. Er war auf eine Notleiter in einer Nische gestoßen, die durch die gesamte Länge des Schachts zu führen schien. Es war genau das, was er erhofft hatte, und jetzt nutzte er die Gelegenheit und bewegte sich über die Leiter nach unten.

Natürlich war er keineswegs außer Gefahr. Es bestand die Möglichkeit, dass die Hunde auf ihn warteten. Allerdings glaubte er nicht daran. Sie hatten die Person, an der sie interessiert waren, in die Hände bekommen und jetzt würden sie sich aus dem Schiff zurückziehen ...

... dem Schiff.

Wie in aller Welt hatten die Hunde es geschafft, an Bord des Erlöserschiffs zu gelangen? Welche Mittel standen ihnen überhaupt zur Verfügung? Es gab zwar eine ziemlich große Zahl von Hunden, aber es sah ihnen eigentlich gar nicht ähnlich, einen Gegner anzugreifen, der deutlich mächtiger als sie war. Und die Erlöser fielen zweifellos in diese Kategorie. Ihr Interesse an Riella musste schon recht verzweifelter Natur sein, um so sehr von ihrer üblichen Vorgehensweise abzuweichen.

Und woher hatten sie überhaupt gewusst, dass sich Riella an Bord aufhielt? Je mehr er darüber nachdachte, desto weniger Sinn ergab das alles für ihn.

Trotzdem dachte er weiter darüber nach, denn auf diese Weise fiel es ihm etwas leichter, den Gedanken an die furchtbaren Schmerzen in seiner Schulter zu verdrängen. Der Schnitt war gefährlich und er hatte viel Blut verloren. Jetzt blutete die Wunde nicht mehr, wie es schien, aber sein

gesamter Ärmel war von rotem Blut getränkt und bei jeder Bewegung des Armes schien eine Feuerwalze durch die Muskeln zu rollen. »Ich werde ihn töten«, murmelte er, »aber selbstverständlich nur, wenn ich nicht vorher getötet werde.«

Er erreichte das untere Ende des Schachts. Die Leiter endete etwa drei Meter über dem Boden. Ihm fiel kein vernünftiger Grund ein, warum das so war - außer dem, ihn zu ärgern. Da ihm keine andere Wahl blieb, ließ er zuerst das Schwert fallen und wartete, bis es scheppernd auf dem Schachtboden gelandet war, um wenig später selbst zu springen. Unter normalen Umständen wäre ein solcher Sprung nicht besonders riskant gewesen. Aber er wäre beinahe durch die Worte des Höchsten Gebieters getötet worden, er hatte beim Schwertkampf beinahe einen Arm verloren und nun versuchte er, lebend sein Schiff zu erreichen. Der heutige Tag gehörte eindeutig zu den schwierigeren seines Lebens.

Nach der Landung blieb er einen Moment lang in der Hocke, um sich zu vergewissern, dass er sich keinen Fußknöchel verstaucht oder sich auf andere Weise verletzt hatte. Aber es ging ihm nicht besser oder schlechter als zuvor. Er hob das Schwert auf und baute sich vor der Tür auf, die aus dem Schacht hinausführte, und setzte die Klinge genauso ein, wie er es bei der Lifttür gemacht hatte.

Ausgerechnet in diesem Moment setzte sich die Liftkabine wieder in Bewegung. Natürlich nach unten, genau in seine Richtung. Schließlich wäre es völlig undenkbar gewesen, dass sie sich in die entgegengesetzte Richtung bewegt und ihm ein weiteres Problem erspart hätte.

Er verstärkte seine Bemühungen an der Tür. Diesmal drang die Schwertklinge nicht so mühelos zwischen die Türhälften. Er arbeitete, so schnell er konnte, und versuchte, nicht an die schwere Liftkabine zu denken, die sich ihm näherte. Trotzdem hatte er das Gefühl, ihr erdrückendes Gewicht bereits spüren zu können. Am unteren Ende des Liftschachts zogen sich die Wände enger zusammen, also gab es für ihn nirgendwo genügend Raum, um sich vor der Kabine in Sicherheit zu bringen.

Wütend stemmte er sich gegen das Schwert und knurrte vor Wut, als er sah, wie sich das Unheil näherte. Er würde es nicht mehr rechtzeitig schaffen.

In seiner Verzweiflung warf er sich zu Boden. Er konnte nur noch auf den Moment warten, in dem er von der Kabine zerquetscht wurde und alles zu Ende war - eine Entwicklung, die ihm in diesem Augenblick gar nicht mehr so unangenehm erschien. Xyon machte sich so flach wie möglich, schloss die Augen, biss die Zähne zusammen und wartete. Jetzt kam es ihm nur noch darauf an, nicht vor Zorn oder Schmerz aufzuschreien.

Oder vielleicht doch - aber nur vor Schmerz und nicht aus Verzweiflung.

Der Lift kam näher ... und näher ... und nun konnte er spüren, dass die Kabine genau über ihm war. Er presste die Augenlider fest zusammen und machte sich bereit.

Die Liftkabine kam einen oder zwei Zentimeter über seinem Kopf zum Stehen.

Er öffnete die Augen und sein Verstand weigerte sich, das Geschehene zu glauben. Die Kabine blieb eine Weile in dieser Position und er hörte Schrittgeräusche. Höchstwahrscheinlich Erlöser, die aus dem Lift stürmten und in den Korridor rannten.

Er hatte unglaubliches Glück gehabt. Andererseits erschien es ihm im Nachhinein völlig vernünftig, dass die Liftkabine knapp über dem Boden des Schachts angehalten hatte. Sonst würde das Ding jedes Mal, wenn es das untere Ende erreichte, gegen den Boden knallen. Als er sich hingeworfen hatte, war ihm natürlich keinen Moment lang in den Sinn gekommen, dass die Konstrukteure derartige Rücksichten genommen hatten. Seine instinktive Reaktion hatte ihn vor der Gefahr bewahrt, zerquetscht zu werden.

Nach einer Weile setzte sich die Kabine wieder in Bewegung und fuhr nach oben. Xyon war im nächsten Moment aufgesprungen, und da er dieses Mal nicht unter Zeitdruck arbeiten musste, hatte er es bald geschafft, die Tür mit dem Schwert aufzuhebeln. Er bereitete sich innerlich darauf vor, in ein Sperrfeuer der Erlöser zu geraten, die hier unten auf ihn warteten. Wenn das geschah, hatte er nichts, womit er sich angemessen verteidigen konnte. Anschließend würde er große Ähnlichkeit mit einem kraterübersäten Asteroiden haben.

Aber dazu kam es nicht. Im Korridor hielt sich gnädigerweise niemand auf. Er verließ den Schacht und ließ die Tür hinter sich zugleiten. Mit einem Stoßgebet gab er seiner Hoffnung Ausdruck, nie wieder in einem Turboliftschacht herumkriechen zu müssen. Dann packte er sein Schwert und rannte durch den Gang.

Und während er lief, spürte er, wie das ganze Schiff erzitterte. Es war eine Serie von kurzen Erschütterungen und er glaubte, aus der Ferne das Zischen entweichender Luft zu hören. Dann begriff er, was geschah, und widerstrebend musste er die Hunde für ihren Einfallsreichtum bewundern. Sie schienen mit Schiffen gekommen zu sein, die sich wie Parasiten an die Hülle des Erlölerschiffs setzten, um dann Löcher hineinzubrennen, durch die sie einsteigen konnten.

Andererseits ...

Was war mit den Schilden des Erlölerschiffs? Besaßen die Hunde eine Methode zur Überwindung von Deflektoren? Es war durchaus denkbar, dass sie auf irgendeine Weise die Feldstruktur der Schilde neutralisieren und sie mit ihren Schiffen durchdringen konnten. Trotzdem kam es ihm eher unwahrscheinlich vor. Für Xyon passten die verschiedenen

Ereignisse einfach nicht zusammen.

Aber letztlich spielte es gar keine Rolle. Für ihn kam es nur darauf an, von hier zu verschwinden und sich auf die Suche nach Riella zu machen. Der zweite Punkt dürfte sich als nicht allzu schwierig erweisen. Schließlich wusste er ziemlich genau, wo sie schließlich wieder auftauchen würde. Im Gegensatz zum Gebieter, der sich weigerte, den Wahrheitsgehalt der Antworten, die er bekommen hatte, zu glauben, war Xyon fest davon überzeugt, dass sich der mysteriöse Ort der Stille genau dort befand, wo Riella ihn vermutete. Zumindest war es der Ort, an den Riella die Hunde führen würde, auch wenn die Lokalität keinen besonders vielversprechenden Eindruck machte, zumal es dort nicht einmal einen Planeten gab. Obwohl Xyon wie ein Verrückter durch die Gegend getobt war, seit er zum ersten Mal davon gehört hatte, wusste er immer noch nicht, was dieser ominöse Ort der Stille eigentlich darstellen sollte. Er hatte nicht mehr als ein paar beiläufige Bemerkungen aufgeschnappt, die die Hunde und Riella von sich gegeben hatten, doch insgesamt war es herzlich wenig.

Er hörte, wie in der Ferne Erlöser durcheinander riefen, wie Reparaturtrupps angefordert wurden. Wenn die Außenhülle ihres Schiffs durchlöchert war, hatten sie im Augenblick ganz offensichtlich größere Sorgen als die Verfolgung eines entflohenen Gefangenen. So gelangte Xyon ohne Zwischenfall zum Hangar. Doch hier erwartete ihn ein neues Problem, nämlich zwei schwer bewaffnete Erlöser, die links und rechts des Eingangs Wache hielten.

Ihrem Verhalten konnte er entnehmen, dass sie nicht auf ihn gewartet hatten. Sie befolgten lediglich ihre Befehle und schoben hier ihren Wachdienst. Sie hatten im Grunde gar nicht mit Störenfrieden gerechnet, denn als Xyon eintrat, reagierten sie eindeutig mit Überraschung. Es war immer wieder gefährlich, im Zustand der Überraschung tätig zu werden, aber genau dazu ließen sich diese zwei Wachmänner hinreißen. Sie hoben ihre Waffen und zielten auf Xyon. Dieser zögerte nur einen winzigen Augenblick, bis er sich sicher war, dass sie ihn ins Visier genommen hatten, dann ließ er sich einfach rückwärts zu Boden fallen und schloss die Augen. Trotzdem spürte er, wie sich die Energiestrahlen genau über ihm kreuzten. Als er die Augen wieder öffnete, blickte er sich um und stellte - zu seiner Überraschung - fest, dass sein Manöver funktioniert hatte. Die Wachen hatten sich ausschließlich auf Xyon konzentriert und den weiteren Umständen keine Beachtung geschenkt. Als er sich aus den Schussbahnen der Waffen entfernt hatte, war es gekommen, wie es kommen musste: Die Erlöser hatten sich auf höchst wirkungsvolle Weise gegenseitig ausgelöscht. Allerdings war von beiden noch genügend übrig, dass sie später mit einiger Sicherheit identifiziert werden konnten.

Xyon hielt sich jedoch nicht lange mit solchen Überlegungen auf, sondern rannte durch den Hangar zu seinem Schiff. »Lyla!«, rief er und für einen kurzen Moment hatte er das erschreckende, eiskalte Gefühl, dass es den Erlösern vielleicht gelungen war, die Persönlichkeit des Schiffes auszuradieren oder - was noch viel schlimmer wäre - die körperlichen Reste, die zu Lyla gehörten, aus dem Schiff zu entfernen. Insbesondere die zweite Möglichkeit hätte für Xyon katastrophale Folgen. Doch zum Glück schienen seine Sorgen unbegründet zu sein. Offenbar hatten die Erlöser in der kurzen Zeit keine Gelegenheit erhalten, sich mit dem Schiff zu beschäftigen, denn im nächsten Moment öffnete sich das Schott. »Hallo, Xyon!«, war Lylas angenehme Stimme zu hören. »Hast du mich vermisst?«

»Ganz schrecklich«, sagte Xyon und kam sofort zur Sache. »Bring uns hier raus.«

»Die Hangartore sind geschlossen.«

Xyon verlor keine Zeit und aktivierte die Waffenkontrollen. Sobald sich die Mündung des Plasmastrahlers aus einer Vertiefung an der Unterseite des Schiffes geschoben hatte, drückte er einen Knopf und räumte das Hindernis ohne weitere Schwierigkeiten aus dem Weg. »Jetzt nicht mehr«, sagte er zufrieden.

Ohne dass ein weiterer Wortwechsel nötig war, hob das Schiff ab und flog durch das zerschossene Hangartor in den freien Weltraum hinaus.

»Geschafft!«, rief Xyon. »Lyla, Tarnvorrichtung aktivieren und Kurs setzen auf ...«

Doch er kam nicht mehr dazu, den Befehl zu vervollständigen. Kurz bevor das Schiff unsichtbar wurde, gerieten sie in heftiges Abwehrfeuer der Erlöser. Sie wurden so schwer getroffen, dass es Xyon von den Beinen riss. Er rutschte quer durch die Kabine und hatte das Pech, mit seiner bereits verletzten Schulter gegen eine Wand zu prallen. Er stieß einen lauten Schmerzensschrei aus.

»Du scheinst eine Verletzung an ...«

»Ja, verdammt, das weiß ich selbst!«, rief Xyon. »Sind wir getarnt?«

»Ja, aber sie decken die ganze Umgebung mit Sperrfeuer ein. Offenbar wissen sie ungefähr, wo wir uns befinden.«

»Dann lass uns abhauen! Und zwar sof...«

Bevor er weitersprechen konnte, erhielt das Schiff einen weiteren Treffer. Dann hörte er etwas, das ihm einen wirklichen Schrecken einjagte: Lyla schrie. Es war eher ein Warnschrei als der Ausdruck panischer Angst. Dennoch war es eine äußerst beunruhigende Reaktion, die er niemals von der Persönlichkeit dieses Schiffes erwartet hätte.

Durch eine seitliche Sichtluke sah er, wie das Erlölerschiff immer kleiner wurde. In der Nähe befanden sich auch ein paar vereinzelte Schiffe der Hunde. Die Erlöser kämpften an mehreren Fronten, was für

Xyon der einzige positive Aspekt seiner derzeitigen Lage war. Die Erlöser feuerten auf alles, was sich bewegte, statt sich auf ein bestimmtes Ziel zu konzentrieren. Xyon sah, wie ein Schiff der Hunde explodierte und kurz darauf ein zweites. Die übrigen entfernten sich rasch. Damit befand sich Xyon in einer merkwürdigen Situation. Einerseits wünschte er sich, dass Riella noch lebte und sich nicht in einem der zerstörten Schiffe aufgehalten hatte. Andererseits war es auch keine angenehme Vorstellung, das arme Mädchen in den Pfoten der Hunde des Krieges zu wissen. Wenn sie ihnen sagte, was sie wusste, war es durchaus möglich, dass sie die junge Frau einfach aus Spaß an der Freude zerfleischen.

Nein. Das würden sie auf keinen Fall tun. Mit einem Mal war er fest davon überzeugt. So etwas wäre taktisch äußerst unklug. Schließlich gab es keine Gewissheit, dass sie die Wahrheit sagte, bevor sie das Ziel mit eigenen Augen gesehen hatten. Riella war zumindest so lange außer Gefahr, bis die Hunde den sagenhaften Ort der Stille erreicht hatten.

Das Erlöserschiff hatte sich inzwischen weit entfernt, möglicherweise um ein Schiff der Hunde zu verfolgen, so dass sich Xyon wenig später ganz allein im Weltraum wiederfand. »Lyla!«, rief er. »Was war los? Ich habe dich schreien gehört.«

»Red keinen Unsinn, Xyon«, antwortete Lyla mit einer Spur von Entrüstung. »Ich bin nicht mehr imstande, Sorge um mein persönliches Wohlergehen zu empfinden. Ein Schrei wäre eine Zeichen für Besorgnis oder gar Angst und derartige Aspekte sind nicht in ...«

»Gut. Dann habe ich es mir nur eingebildet. Setze Kurz auf Stern 7734. Bring uns weg von hier.«

»Ich bin leider nicht in der Lage, deinen Befehl auszuführen, Xyon«, sagte Lyla.

»Nicht in der Lage? Wieso?«

»Aufgrund schwerer Schäden an primären Systemen, darunter der Warpantrieb, die Navigation und die Lebenserhaltung.«

Vor allem der letzte Punkt ließ Xyon aufhorchen. »Die Lebenserhaltung?«

»Richtig.«

»Wie schwer sind die Schäden?«

»Die geschätzte Reparaturzeit beträgt siebenundzwanzig Stunden - nachdem wir verschiedene Ersatzteile besorgt haben.«

»Ersatzteile ...«, wiederholte er fassungslos. »Wo könnten wir diese Ersatzteile bekommen?«

»Der nächste vertrauenswürdige Händler befindet sich im Apel-System, neunzehn Flugstunden entfernt...«

»Und in der entgegengesetzten Richtung zum Stern 7734, wie ich vermute.«

»Dieser Punkt spielt im Augenblick eine völlig untergeordnete Rolle,

Xyon, da unsere Triebwerke ebenfalls nicht funktionsfähig sind. Ich arbeite daran, verschiedene Funktionen von Ersatzsystemen übernehmen zu lassen. Zumindest der Impulsantrieb wird uns in zwei Stunden und siebenundzwanzig Minuten wieder zur Verfügung stehen - reine Reparaturzeit, versteht sich.«

»Das heißt, wir sind im Weltraum gestrandet.«

»Richtig. Allerdings wird dieser Zustand nur vorübergehend sein.«

»Aha. Und wie lange habe ich noch zu leben, wenn die Schäden an der Lebenserhaltung nicht behoben werden können?«

»Neun Stunden und elf Minuten.«

Er rieb sich den Nasenrücken. »Großartig. Lyla, ist dir schon einmal der Gedanke gekommen, dass der Tod ein Zustand ist, der keineswegs vorübergehender Natur ist?«

»Dieser Tatsache bin ich mir sehr wohl bewusst«, räumte Lyla zögernd ein. »Um ehrlich zu sein, hatte ich gehofft, dass du diesen Aspekt des Problems nicht bemerken würdest.«

»Es fällt mir sehr schwer, vor diesem Aspekt die Augen zu verschließen, Lyla.« Er dachte einen Moment lang nach. »Wie steht es mit einem Notruf? Könnten wir einen senden?«

»Ja.«

»Dann tu es. Und schalt die Tarnung aus. Es nützt uns nicht viel, wenn jemand kommt, um uns zu retten, uns aber gar nicht findet.«

»Xyon, hast du an die Möglichkeit gedacht, dass die Erlöser oder die Hunde des Krieges unser Notsignal empfangen und die Gelegenheit nutzen, uns endgültig zu vernichten?«

»Ja, daran habe ich gedacht, Lyla.«

»Und hast du dir für diesen Fall einen Plan zurechtgelegt?«

»Ja. Für diesen Fall habe ich meinen Tod geplant.«

Lyla schien darüber einen Moment nachdenken zu müssen. »Ich kann nicht behaupten, dass dieser Plan zu deinen genialeren Ideen gehört, Xyon.«

»Damit hast du völlig Recht, Lyla. Allerdings hoffe ich, dass mir noch ein besserer Plan einfällt, falls es so weit kommt.«

Danach verfiel Xyon für längere Zeit in Schweigen. Zuerst durchstöberte er das Schiff, verzichtete jedoch wohlweislich darauf, bei der Reparatur der Systeme behilflich sein zu wollen. Er hoffte, dass die Nano-Technik, die Lyla zur Verfügung stand, durchaus in der Lage war, die nötigen Arbeiten zu erledigen. Stattdessen kreisten seine Gedanken unablässig um die verschwundene Riella.

»Vermisst du sie sehr?«

Xyon fragte sich, ob Lyla plötzlich Gedanken lesen konnte. »Wen?«, fragte er nichtsdestotrotz.

»Riella. Wen sonst?«

»Nein, Lyla. Aber sie hat mich mit einem ungelösten Problem konfrontiert. Ich habe mich ihrer angenommen und fühle mich verpflichtet, ihr zu helfen und die Sache zu einem glücklichen Abschluss zu bringen.«

»Willst du das wirklich?«

»Ja.«

»Warum?«

Er seufzte. »Lyla, es ist schon sehr lange her, dass du einen normalen Körper hattest. Aber wenn du versuchst, dich zurückzuerinnern, fällt dir vielleicht wieder ein, dass man manchmal Dinge tut, die weder logisch noch vernünftig oder notwendig sind, sondern nur, weil man das Gefühl hat, man müsste sie tun. Mein Bedürfnis, Riella zu helfen, ist so ein Fall.«

»Damit scheinst du Recht zu haben«, erwiderte Lyla nach kurzer Überlegung.

»Es freut mich, dass du Verständnis für ...«

»Es ist weder logisch noch vernünftig oder notwendig.«

Wieder seufzte er. »Damit scheinst du Recht zu haben.«

»Riella hat sehr negativ reagiert, als sie erfuhr, dass du ein Dieb bist. Warum hat sie so empfunden?«

»Weil sie ein nettes und ordentliches Leben geführt und immer ohne Schwierigkeiten bekommen hat, was sie brauchte. Sie musste bisher nie um etwas kämpfen. Sie hat keine Ahnung, wie schwierig oder grausam das Universum sein kann. Deshalb ist es einfach für sie, ihre moralischen Maßstäbe sehr hoch anzusetzen und mit Verachtung auf all jene herabzublicken, die ständig ums Überleben kämpfen müssen.«

»Ich verstehe.«

»Es wäre vielleicht ganz nett, mit hohen moralischen Maßstäben zu leben.«

»Vielleicht werde ich eines Tages im hohen Alter genauso denken.«

XI.

Rier betrat den Bereich der Arrestzellen, in dem Riella als Gefangene verwahrt wurde. Atik und Krul begleiteten ihn. Doch am Eingang blieb er abrupt stehen und starrte verständnislos auf die Szene, die sich seinem Blick darbot. Die junge Frau lag auf dem Boden, obwohl ihr in der Zelle ein Stuhl und sogar eine Couch zur Verfügung standen. Sie hatte die Augen geschlossen und zitterte am ganzen Körper. Sie hatte die Hände zu Fäusten geballt und so sehr verkrampft, dass die Fingernägel in die Haut schnitten und ein wenig Blut floss. Sie flüsterte etwas, aber die Worte waren unverständlich. Immer wieder murmelte sie etwas vor sich hin, aber Rier konnte nichts damit anfangen.

»Ich werde sie wecken«, sagte Krul und trat einen Schritt näher.

Doch Rier legte ihm eine Hand auf die Schulter. »Nein. Es soll seinen natürlichen Lauf nehmen, was immer es sein mag.«

Also beobachteten die Hunde einige Minuten lang, wie sich das Mädchen wand. Sie hatten nicht die geringste Ahnung, was in ihr vor sich ging. Plötzlich setzte sie sich auf, doch ihre Augen schienen ins Leere zu starren. Als wäre ihr Blick nach innen gerichtet. Und was sie dort sah, war möglicherweise etwas zutiefst Erschreckendes. Dann blickte sie zu Rier auf und schien sich ihrer Umgebung bewusst zu werden.

»Weißt du, wo du bist?« Es gelang Rier tatsächlich, besorgt zu klingen. Sie nickte.

»Und weißt du auch, warum du hier bist?«

»Weil ihr mich hierher gebracht habt.« Ihre Stimme zitterte leicht, als würde ihr die Kehle zugeschnürt.

»Richtig. Und weißt du, warum?«

»Spielt es eine Rolle?«

»Wir suchen nach dem Ort der Stille.«

Sie lachte leise. »Tatsächlich? Und welchen Sinn hätte es, wenn ich euch etwas darüber sage?«

»Welchen Sinn? Es hätte den Sinn, dass wir dich nicht töten, wenn du dich kooperativ verhältst.«

»Ich war schon bei den Erlösern kooperativ. Aber sie wollten mir nicht glauben.«

»Die Erlöser sind Volltrottel«, warf Atik ein.

»Wir können wirklich sehr viel von ihnen lernen«, schniefte Krul. »Wir müssen nur beobachten, wie sie sich verhalten, und dann das genaue Gegenteil tun.« Er lachte über seinen eigenen Witz.

»Aber ich warne dich«, sagte Rier mit Nachdruck. Er näherte sich Riella

und baute sich bedrohlich über ihr auf. »Wenn du uns anlügst... werde ich es wissen.«

»Tatsächlich?« Sie wirkte eher neugierig als eingeschüchtert. »Und wie willst du das machen? Es wissen, meine ich.«

»Wenn jemand lügt, sondert er unvermeidlich einen typischen Geruch der Furcht ab. Und den kann ich wahrnehmen.«

»Und du magst diesen Geruch, nicht wahr?«

»Was?« Er legte den Kopf schief. »Wie meinst du das?«

Rier war mit unterschiedlichsten Verhaltensweisen von Gefangenen vertraut, aber so etwas hatte er bislang noch nicht erlebt. Die Stimme und die Haltung des Mädchens machten den Eindruck, dass es ihr völlig gleichgültig war, was er über sie dachte oder was mit ihr geschah. Es war, als würde sie von einer erhöhten Position zu ihm sprechen, aus einer Höhe, die er niemals würde erreichen können. Er war sich nicht sicher, wie er darauf reagieren sollte.

»Ich meine«, sagte sie, »dass dich dieser Geruch betört. Dich erregt. Deshalb macht es euch so großen Spaß, andere Leute im direkten Kampf anzugreifen. Es geht euch gar nicht darum, Dinge zu zerstören oder in euren Besitz zu bringen. Ihr liebt den Geruch der Furcht, wenn andere euch näher kommen sehen. Den Geruch ihrer Panik, wenn sie um ihr Leben betteln oder sich vor Entsetzen beschmutzen. Dem könnt ihr einfach nicht widerstehen. Ihr liebt diesen Geruch. Nur dafür lebt ihr. So ist es doch, oder?«

Rier, Atik und Krul warfen sich gegenseitig schiefe Blicke zu, bis sie sich wieder dem Mädchen zuwandten.

»Ja«, sagte Rier zögernd.

Sie nickte. Dennoch schien sie im Grunde überhaupt nicht daran interessiert zu sein, wie er auf ihre Frage antwortete.

»Ich werde euch zum Ort der Stille führen«, sagte sie nach einer Weile. »Ihr werdet keine weiteren Fragen stellen. Wenn ich euch anlüge, was ich nicht tun werde, könnt ihr mich töten. Tötet mich oder tötet mich nicht, mir ist es inzwischen gleichgültig geworden. Es interessiert mich nicht mehr. Weil ich allmählich verstehe, wie bedeutungslos all diese Dinge sind.« Geistesabwesend zupfte sie an der geröteten Haut ihres Unterarms.

»Der Ort der Stille«, sagte Krul begierig. »Werden wir dort die Unsterblichkeit finden? Reichtümer? Man munkelt von so vielen Dingen, die es dort geben soll.«

»Ihr werdet dort all das und noch viel mehr finden«, sagte sie. »Ihr werdet einen Ort der Freude finden. Ihr werdet Reichtümer finden, die jeden Traum der Habgier übersteigen. Ihr werdet dem Himmel so nahe sein, wie es auf dieser Seite des großen Vorhangs der Endgültigkeit möglich ist. Ihr werdet all das und noch viel mehr bekommen.«

Die Hunde blickten sich an. Riers Nüstern blähten sich, aber er konnte

kein Anzeichen der Lüge entdecken. Entweder sagte sie die absolute Wahrheit oder sie glaubte ohne jeden Zweifel, die Wahrheit zu sagen, was letztlich auf das Gleiche hinauslief.

»Für jemanden, der kein Hund ist«, sagte er, »bist du eine faszinierende Persönlichkeit. Ich mag dich.« Dabei fletschte er die Lippen, um seine Eckzähne zu entblößen.

»Du meine Güte!«, tönte sie. »Was für große Zähne du hast!«

»Damit ich meiner zitternden Beute besser das Fleisch von den Knochen reißen kann.«

»Ich habe schreckliche Angst«, sagte sie in gleichgültigem Tonfall.

Natürlich hatte sie gar keine Angst. Daran gab es für ihn keinen Zweifel. Er war noch nie jemandem begegnet, der so gelassen in sich ruhte. In Wirklichkeit ärgerte er sich ein wenig darüber, vielleicht machte es ihm sogar etwas Angst. Obwohl es überhaupt keinen Grund dafür gab. Sie befand sich uneingeschränkt in seiner Gewalt und er war Rier, der Anführer der Hunde des Krieges. Sie stellte nicht die geringste Gefahr für ihn dar. Er, Rier, war der Herr der Lage.

»Das will ich dir auch geraten haben«, sagte er zu ihr. Er bemühte sich, die Autorität in seiner Stimme aufrechtzuerhalten, doch es gelang ihm nicht ganz. Er räusperte sich und fragte: »Wo befindet sich der Ort der Stille?«

»Setzt Kurs auf den Stern mit der Bezeichnung 7734.«

»Was? Da ist überhaupt nichts!«, knurrte Krul. »Rier, sie will uns reinlegen. Wir vergeuden unsere Zeit mit ihr!« Er wandte sich wieder Riella zu. »Ich weiß nicht, was du mit diesem Spiel erreichen willst, aber ...«

»Rier, schaff mir dieses Untier aus den Augen«, sagte Riella völlig ruhig. »An diesem entscheidenden Punkt deines Lebens brauchst du mich mehr als diesen rädigen Hund.«

»Du musst seine Feindseligkeit entschuldigen«, sagte Rier. »Sein Bruder wurde vor kurzem getötet, und zwar durch deinen Begleiter. Er schreit nach Rache. Er will Blut sehen.«

»Da ist er nicht der Einzige«, erwiderte Riella.

Rier lief es eiskalt über den Rücken, obwohl er gar nicht wusste, warum.

»Es ist einfach so«, fuhr Riella fort, »dass mir gar keine andere Wahl mehr bleibt. Ich muss den Ort der Stille aufsuchen. Inzwischen geht die Angelegenheit weit über bloße Träume hinaus. Es ist ein Zwang, der mich zu vernichten droht, wenn ich ihm nicht folge. Wenn ich ihm Widerstand leiste ...« Sie seufzte. »... würde ich sterben. Mehr kann ich dazu nicht sagen. Ich würde sterben. Ihr haltet mich für eure Gefangene, aber das bin ich nicht. Ihr seid nicht mehr als ... ein Mittel zum Zweck.«

Ihre Worte schienen im folgenden Schweigen nachzuhallen, dann wandte sich Rier seinen Gefährten zu und sagte: »Wir setzen Kurs auf

Stern 7734.«

»Da ... gibt ... es ... nichts!«, sagte Krul und betonte jedes einzelne Wort.

»Wenn da wirklich nichts ist, fällt dir die Ehre zu, sie für ihre Unaufrichtigkeit zu bestrafen«, versprach Rier.

Krul blickte sie mit böartig funkelnden Augen an. »Ich freue mich schon darauf«, knurrte er.

»Genauso wie ich«, sagte Riella unvermittelt. Sie erwiderte seinen Blick ohne Furcht, vielleicht sogar mit einer gewissen Belustigung. »Ich hoffe, dass wir alle das bekommen, was uns zusteht.«

Die Hunde verließen den Arrestbereich. Rier hätte eigentlich triumphieren müssen, da die Befragung erfolgreicher verlaufen war, als er zu hoffen gewagt hatte. Auf der anderen Seite konnte er sich nicht erklären, warum sich ihm das Nackenfell sträubte.

XII.

Die Welt drehte sich um Xyon. Er verlor jegliche Orientierung. Eine Zeitlang war er überzeugt, dass Riella direkt neben ihm saß. Sie blickte ihn mit vorwurfsvoller Miene an, worauf er verärgert erwiderte: »Was willst du eigentlich von mir? Hmm? Ich habe mein Bestes gegeben. Aber mein Bestes war dir wohl nicht gut genug, wie? Ich hab mir den Arsch aufgerissen, um dich aus allen möglichen Schwierigkeiten herauszuhauen, und wofür? Warum hätte ich das tun sollen? So attraktiv bist du auch wieder nicht. Deine Haut scheint sich nicht einmal entscheiden zu können, welche Farbe sie haben möchte. Verdammt, dein ganzer Körper scheint nicht zu wissen, zu welcher Spezies er eigentlich gehört! Und es ist ja nicht so, dass du eine ausgesprochen nette Persönlichkeit hättest. Du beklagst dich über Dinge, die wirklich nicht meine Schuld sind. Einerseits jammerst du herum, dass ich dich retten soll, andererseits scheinst du es überhaupt nicht zu würdigen, wenn ich es wieder einmal tue. Du bist kein Juwel, Riella! Was sagst du dazu?«

Sie sagte nichts. Sie saß einfach nur da.

Er brummte ungeduldig und wandte sich von ihr ab. Aber sie verschwand nicht. Das war immer wieder das Problem mit ihr. Sie ließ ihn einfach nicht in Ruhe.

»Xyon.«

»Ich will nicht mit dir reden, Riella!«

»Xyon!« Diesmal klang die Stimme etwas eindringlicher, die er nun als Lylas erkannte. »Jemand antwortet auf deinen Notruf.«

Es dauerte eine Weile, bis sein verwirrter Geist ihre Worte verarbeitet hatte. Er zwang sich zu vollständiger Wachheit und Aufmerksamkeit, war sich jedoch nicht sicher, zu welchen Anteilen seine Halluzinationen auf die zunehmend abgestandene Luft und seine Erschöpfung zurückzuführen waren. »Jemand?«

»Ja.«

Er war sofort auf den Beinen. Eigentlich bestand gar kein zwingender Grund aufzustehen, da niemand vorhanden war, der gesteigerten Wert auf korrekte Umgangsformen legte - die in dieser Situation ohnehin niemand erwarten würde. »Hast du eine Ahnung, wer es ist? Sind es die Hunde oder die Erlöser? Oder jemand, der vielleicht gar nicht daran interessiert ist, mich umzubringen - so unglaublich das klingen mag?«

»Ich glaube, sie fallen in die dritte Kategorie. Sie haben sich als Vertreter von Starfleet identifiziert.«

Xyon stöhnte gequält auf.

»Hast du ein Problem mit Starfleet, Xyon?«

»Nein«, sagte er missgelaunt und lehnte sich gegen die Steuerbordwand.

»Warum sagst du so etwas, Xyon?«

»Warum soll ich was sagen?«

»Obwohl deine Worte implizieren, alles sei in Ordnung, deuten dein Tonfall und dein Verhalten darauf hin, dass dir die Situation unangenehm ist. Du sagst nicht das, was du wirklich denkst.«

»Intelligenzwesen sagen häufig nicht das, was sie denken. Damit lässt sich das öfteren vermeiden, dass wir uns gegenseitig umbringen.«

»Also führt Ehrlichkeit unweigerlich zu Mord und Totschlag?«

Er dachte kurz über diesen Punkt nach. »Das ist häufiger der Fall, als du denkst«, räumte er ein. »Was für ein Starfleet-Schiff ist es?«

»Es hat sich als Runabout identifiziert, der sich auf

dem Rückweg zum Mutterschiff befindet. Man bietet uns Hilfe an.«

»Wie es aussieht, können wir nicht allzu wählerisch sein, von wem wir gerettet werden möchten«, sagte Xyon und rieb sich den Schlaf aus den Augen. »Lyla ... es besteht die Möglichkeit, dass wir dich hier zurücklassen müssen.«

»Warum, Xyon?«

»Weil...« Er blickte auf den leeren Stuhl, in dem noch vor kurzem die halluzinierte Gestalt Riellas gesessen hatte. »... weil wir nach Riella suchen müssen und der Flitzer wahrscheinlich nicht in der Lage ist, dich in Schlepptau zu nehmen. Und wahrscheinlich spielt der Zeitfaktor eine entscheidende Rolle. Kommst du hier draußen allein zurecht?«

»Ich bin ein Raumschiff, Xyon. Im Weltall fühle ich mich zu Hause.«

»Du bist mehr als nur ein Raumschiff, Lyla.« Zärtlich tätschelte er die Hauptkonsole. »Das wissen wir beide. Manchmal glaube ich, dass du die einzige Person bist, die mich vor dem Wahnsinn bewahrt.«

»Xyon ... du machst dich bereit, mich zurückzulassen, um an Bord eines Schiffs zu gehen, dessen Besatzung aus Fremden besteht, die einer Organisation angehören, gegen die du offenbar eine gewisse Antipathie hegst, und all das, um eine junge Frau zu retten, die dir gar nicht besonders sympathisch ist.«

»Worauf willst du hinaus?«

»Ich frage mich, inwiefern ich dich vor dem Wahnsinn bewahrt haben soll.«

Xyon dachte einen Moment darüber nach ... dann lachte er aus vollem Hals.

»War das witzig, Xyon?«

»Weißt du was, Lyla?«, sagte er, als er sich einigermaßen beruhigt hatte. »Ob du es glaubst oder nicht, aber meiner Meinung nach war das sehr witzig.«

»Xyon?«

»Ja, Lyla.«

»Lass mich nicht allein.«

Etwas in Lylas Stimme veranlasste ihn dazu, sich aufrecht hinzusetzen und den Kopf zu neigen, als könnte er nicht glauben, was er gehört hatte.

»Was?«

»Lass mich nicht allein.« Dieses Mal fügte sie hinzu: »Bitte.«

»Du meinst, hier im Weltraum?«

»Ja. Wenn es wirklich ein Starfleet-Schiff ist, hat es höchstwahrscheinlich die Ersatzteile an Bord, die ich benötige, um mich zu reparieren. Dann kann ich dir folgen. Es wird natürlich ein Weilchen dauern, bis ich wieder in Ordnung bin. Vielleicht könnt ihr mich während dieser Zeit in Schlepptau nehmen. Ich weiß, dass ihr dann nicht mit Höchstgeschwindigkeit fliegen könnt, aber ...«

»Lyla...«

»Bitte!« Jetzt klang das Wort noch eindringlicher als zuvor. Es klang ... als hätte sie Angst? War es möglich, dass Lyla eine so tiefe Besorgnis empfand? Er wusste, dass der Kern ihrer Persönlichkeit organisch war, aber sie hatte noch nie zuvor ...

»Okay«, sagte er zögernd. »Okay, Lyla. Ich werde dich nicht allein lassen.«

»Versprich es mir.«

»Ich verspreche es dir.«

Sie stieß tatsächlich einen erleichterten Seufzer aus. »Vielen Dank, Xyon.«

»Keine Ursache.«

Zak Kebron hatte nicht gewusst, was ihn erwarten würde, als er sich zum havarierten Schiff hinüberbeamen ließ. Natürlich hatte er sich gefragt, ob es sich vielleicht um eine ausgefeilte Hinterlist oder eine Falle handelte.

Doch als er einen Blick auf den mitgenommenen jungen Mann warf, wusste er, dass die Beschreibung der Situation im Notruf voll und ganz den Tatsachen entsprach - dass er es hier mit einem Raumfahrer in Schwierigkeiten zu tun hatte. Außerdem erkannte Kebron sofort, dass der junge Mann noch nie zuvor einen Brikar gesehen hatte. Der typische erstaunte Blick, mit dem er bei jeder ersten Begegnung bedacht wurde, ließ daran keinen Zweifel. Manchmal wünschte er sich, er könnte sich einmal von seinem Körper lösen, um sich so zu sehen, wie andere ihn sahen ... und den überwältigenden Eindruck nachzuempfinden.

»Lieutenant Zak Kebron vom Raumschiff *Excalibur*. Und Sie sind ...?«

»Xyon. Captain ... und Besatzung ... und dies und das ... vom guten Schiff *Lyla*.«

Kebron sah sich mit kritischem Blick um. »Unsere Instrumente deuten darauf hin, dass Ihre Maschinen zum Teil ausgefallen sind. Ihre Impulstriebwerke funktionieren, aber Sie können nicht mehr auf Warpgeschwindigkeit gehen.«

»Das ist in etwa richtig.«

»Wir könnten Sie an Bord unseres Schiffs nehmen und Sie zur *Excalibur* bringen. Danach müssten wir ...«

»Ich würde mein Schiff lieber nicht verlassen, wenn es Ihnen nichts ausmacht.«

»Ich habe Verständnis für Ihren Wunsch, Ihr Eigentum nicht zu gefährden, indem Sie es unbewacht zurücklassen, aber wenn wir Ihr Schiff in Schlepptau nehmen, würde das unseren Flug erheblich verlangsamen.«

»Wenn Sie mir mit ein paar Ersatzteilen aushelfen, könnten wir mein Schiff vielleicht wieder auf Vordermann bringen«, sagte Xyon mit leichter Ungeduld.

»Das mag durchaus sein. Aber wenn wir das Rendezvous mit der *Excalibur* verpassen ...«

»Und da wäre noch etwas.«

Kebron warf ihm einen misstrauischen Blick zu. »Noch etwas?«

»Es handelt sich um ein Mädchen, das von den Hunden des Krieges entführt wurde. Haben Sie von ihnen gehört?«

»Sie sind mir nicht ganz unbekannt«, erwiderte Kebron trocken.

»Nun, sie braucht unsere Hilfe ... meine Hilfe ... das heißt, Ihre Hilfe wäre natürlich genauso willkommen. Angesichts der Umstände wäre ich Ihnen sehr dankbar, wenn...«

»Einen Moment. Ich verstehe natürlich, dass Sie sich Sorgen um Ihre Lebensgefährtin machen ...«

»Sie ist nicht meine Lebensgefährtin. Sie ist eine Frau, die Hilfe braucht, das ist alles.«

»Altruismus im Weltraum. Eine wenig verbreitete Eigenschaft. Manchmal wünsche ich mir, ich hätte sie auch.«

»Man wird sie vielleicht töten!«

»Xyon«, sagte Kebron, dessen Geduld sich allmählich erschöpfte, »wir sind mit einem Flitzer hier. Mehr haben wir nicht. Unser Schiff besitzt nicht die nötige Feuerkraft, um einen Vorstoß zum Heimatplaneten der Hunde des Krieges zu wagen und ...«

»Nein, sie sind zum sogenannten Ort der Stille unterwegs.«

»Da mag ja sein, aber ...« Dann stutzte Kebron und starrte Xyon ungläubig an. Sein Blick war von solcher Intensität, dass Xyon unwillkürlich einen Schritt zurückwich.

»Was ist los?«, fragte Xyon.

»Der Ort der Stille?«

»Ja, völlig richtig. Was ist damit? Haben Sie auch schon davon gehört?«

»Das Mädchen. Wie lautet ihr Name?«

»Riella. Warum? Hat ihr Name eine tiefere Bedeutung?«

Kebron schüttelte langsam den Kopf, was in seinem Fall bedeutete, dass er den gesamten Oberkörper hin und her drehte. »Xyon... glauben Sie daran, dass es einen großen Plan im Universum gibt, der dafür sorgt, dass bestimmte Personen sich auf unerwartete, aber schicksalhafte Weise begegnen?«

»Nein.«

»Gut. Ich nämlich auch nicht. Also schreiben wir das Ganze einem ungewöhnlichen Zufall zu. Lassen Sie sich mit mir in den Flitzer beamen und erzählen Sie meinen Begleitern das, was Sie mir erzählt haben. Und dabei sollten Sie unbedingt das Gesicht des rothäutigen Mannes beobachten. Es dürfte höchst interessant werden.«

Si Cwan wurde sich bewusst, dass sein Mund offenstand. Er schloss ihn. »Sind Sie sich völlig sicher?«, fragte er.

Xyon betrachtete die drei Personen, die ihn umringten, und sagte ruhig: »Ja, natürlich bin ich mir sicher. Ich weiß den Namen des Mädchens und wie ihr Ziel lautet. Eine Menge von Leuten führen derzeit den Namen dieses Ortes im Munde. Wenn man bedenkt, dass ich noch nie zuvor davon gehört hatte, scheinen sich ungewöhnlich viele Leute dafür zu interessieren. Kann irgendwer von Ihnen mir verraten, was es mit dem Geheimnis dieses Ortes auf sich hat?«

Si Cwan spürte die fragenden Blicke Kebrons und Soletas. Allerdings ließ er sich dadurch - zumindest äußerlich - nicht aus der Fassung bringen. Stattdessen ging er langsam und nachdenklich im Passagierraum des Runabouts auf und ab.

»Dient diese Pause der dramatischen Steigerung?«, fragte Kebron. »Oder versuchen Sie sich eine Geschichte auszudenken, die einigermaßen plausibel klingt?«

»Ich verbitte mir derartige Unterstellungen, Kebron«, gab Cwan zurück. »Ich mag viele Fehler haben, aber ich bin kein Lügner. Das Problem ist, dass der Ort der Stille einen recht privaten Aspekt der thallonianischen Tradition darstellt.«

»Die Erlöser, die Hunde des Krieges und eine Frau vom Planeten Montos wissen davon«, gab Xyon zu bedenken. »Unter diesen Umständen kann man kaum noch von einer privaten Angelegenheit sprechen, würde ich meinen.«

»Die Tatsache, dass so viele davon wissen, ist ein weiteres Zeichen für die Tragödie, die den Thallonianern widerfahren ist. Wir haben unsere Heimatwelt verloren ... unsere Privatsphäre ... unsere Würde ...«

»Kommen Sie zur Sache«, sagte Kebron.

Si Cwan warf ihm einen vernichtenden Blick zu.

»Um die Wahrheit zu sagen ...«

»Endlich!«

Er ignorierte Kebrons Kommentar. »Die Wahrheit, lautet, dass selbst die Wahrheit über den Ort der Stille etwas ... aberwitzig klingen mag. Der Ort der Stille ist der Himmel. Oder die Hölle. Oder etwas von beidem. Zumindest glauben verschiedene Mitgliedsvölker des ehemaligen Thallonianischen Imperiums daran. Es ist ein geheimnisvoller Ort, von dem kaum jemand weiß, wo er sich befindet. Manche behaupten, tatsächlich dort gewesen zu sein, obwohl diese Berichte niemals bestätigt werden konnten. Doch jeder, der an diesem Ort war, sei es beabsichtigt oder zufällig, beteuert, auf irgendeine Weise transformiert worden zu sein, auch wenn nicht immer auf den ersten Blick ersichtlich ist, ob zum Guten oder zum Schlechten. Manche behaupten, die Toten gesehen zu haben oder einen Blick in die Zukunft geworfen zu haben. Oder sie wollen obskures Wissen erworben haben, das ihnen zuvor völlig unbekannt war. Manche sagen ...« Er zögerte, als wäre ihm bewusst, dass er nun endgültig die Grenzen der Glaubwürdigkeit überschreiten würde. Andererseits hatte er an diesem Punkt kaum noch etwas zu verlieren. »Manche sagen, sie hätten in das Angesicht ihres Gottes oder ihrer Götter geschaut. Andere kehrten als ausgelaugte oder zerstörte Persönlichkeiten zurück, die nur noch Schatten ihrer selbst waren und kaum zwei zusammenhängende Sätze herausbrachten. Außerdem gibt es Gerüchte, dass ein geheimnisvolles Volk unter der Oberfläche des Ortes der Stille leben soll, auch wenn das sehr unwahrscheinlich klingt.«

»Nach allem, was Sie uns bis jetzt an phantastischen Dingen aufgetischt haben, klingt dieser Aspekt noch am glaubwürdigsten«, sagte Kebron.

»Wo ist dieser Ort der Stille?«, fragte Soleta. »Ich kann mich nicht erinnern, in irgendeinem wissenschaftlichen Text davon gelesen zu haben.«

»Das hätte mich auch gewundert. Es gibt keinen wissenschaftlichen Beweis seiner Existenz. Der Ort der Stille lässt sich nicht lokalisieren. Man muss den Ruf empfangen.«

»Also ist es genauso wie mit jedem Glauben, der auf blindem Vertrauen basiert«, sagte Kebron skeptisch. »Sobald auch nur die Andeutung eines handfesten Beweises vorgebracht wird, zieht man sich auf vage Andeutungen zurück.«

»Gibt es denn gar nichts, an das Sie glauben, Kebron?«, erkundigte sich Cwan mit beinahe traurigem Unterton,

»Ich glaube an mich. Mehr habe ich nie gebraucht.«

Soleta konnte ihre Zweifel nicht verhehlen. »Und wer empfängt diesen

... Ruf?«

»Ich kann nicht für andere sprechen«, sagte Si Cwan, »aber in der Herrscherfamilie von Thallon hat alle drei oder vier Generationen eine Prinzessin in einem bestimmten Alter den Ruf gehört. Er kündigt sich nicht vorher an. Eines Nachts verschwindet sie einfach. Manchmal kehrt sie zurück, manchmal ward sie nie wieder gesehen.

Wenn die Prinzessin zurückkehrte, sprach sie niemals von ihren Erfahrungen, höchstens in äußerst unklaren Andeutungen. Doch es genügte uns, dass wir aus der Überlieferung um ähnliche Ereignisse wussten.«

»Eine sehr praktische Tradition«, sagte Kebron. »Wenn eine Prinzessin also einfach nur das Bedürfnis hatte, sich für ein Wochenende mit ihrem Liebhaber zurückzuziehen, kehrte sie anschließend mit erschrocken aufgerissenen Augen und verwirrter Miene zurück. Und alle gingen automatisch davon aus, dass sie dem Ort der Stille einen Besuch abgestattet hat.«

»Kebron«, sagte Cwan langsam, »auch ich würde Ihren Überzeugungen Respekt entgegenbringen, wenn Sie an irgendetwas glauben würden. Bitte erweisen Sie mir die gleiche Freundlichkeit. Die Umstände des Rufes sind einer der Gründe, einer der vielen Gründe, warum ich so verzweifelt nach meiner Schwester Kallinda gesucht habe. Sie hatte fast das entsprechende Alter erreicht, als das Thallonianische Imperium zusammenbrach. Es ist gut möglich, dass sie den Ruf empfangen hat...«

Plötzlich zuckte Xyon zusammen, als hätte er einen Stromschlag erhalten. »Ihre Schwester ... müsste genauso rote Haut haben wie Sie, nicht wahr?«

»Natürlich. Warum?«

»Ich brauche sofort eine Kommunikationsverbindung zu meinem Schiff!«

Sie verstanden nicht, was auf einmal in ihn gefahren war, aber es gab keinen Grund, ihm diese Bitte zu verweigern. Wenig später stand die Verbindung.

»Lyla«, sagte er. »Ich brauche einen Zugang zum visuellen Logbuch. Ich zeichne alles auf, was sich an Bord meines Schiffes ereignet«, erklärte er den anderen beiläufig.

»Das ist bei Starfleet die vorschriftsmäßige Standardprozedur«, sagte Soleta. »Vielleicht sollten Sie eine Flottenkarriere in Erwägung ziehen.«

»Darüber sollten Sie keine Scherze machen!«, erwiderte er mit überraschender Heftigkeit. »Hast du es, Lyla?«

»Natürlich, Xyon«, antwortete die Stimme seines Schiffs.

»Würdest du uns bitte ein Bild von Riella übermitteln?«

»Kommt sofort, Xyon.«

Der Bildschirm des Runabouts flackerte kurz, dann war das Bild eines jungen Mädchens zu sehen. Ihre Haut war etwas blass und sie hatte seltsame Beulen auf der Stirn, als hätte sich dort etwas befunden, das jetzt nicht mehr vorhanden war.

Si Cwan näherte sich langsam dem Bildschirm. Sein Gesicht war ausdruckslos, aber den anderen war klar, dass er sich dazu zwingen musste, äußerlich unbeeindruckt zu bleiben, insbesondere als er eine Hand nach dem Bildschirm ausstreckte. Er zitterte leicht und verriet damit die heftigen Gefühle, die in ihm tobten. Dann berührte er beinahe zärtlich die Mattscheibe, als würde er befürchten, dass sich das Bild auflösen könnte, wenn er nicht vorsichtig genug war.

»Kally«, flüsterte er.

»Wer?«

Er wandte sich an Xyon. »Wie haben Sie sie genannt?«

»Äh ... Riella«, sagte Xyon mit offensichtlicher Verwirrung.

Si Cwan schüttelte den Kopf. »Nein. Nein, ihr Name ist Kallinda. Oder Kally, wie wir ... wie ich sie nenne. Sie ist meine Schwester.«

»Ihre Schwester? Aber sie sieht überhaupt nicht wie ... Nein. Natürlich nicht!« Für Xyon schienen die Merkwürdigkeiten plötzlich Sinn zu ergeben. »Sie wurde einer besonderen Behandlung unterzogen, einer Art Konditionierung. Ihr Aussehen wurde verändert. Das ist doch möglich, nicht wahr?« Er wandte sich an Soleta, da sie diese Frage vermutlich am besten beantworten konnte.

Sie nickte langsam. »Ja, das ist möglich. Aber die ... >Illusion< wäre nicht zwangsläufig von Dauer, je nach dem, auf welche Weise sie bewerkstelligt wurde. Vielleicht muss sie von Zeit zu Zeit erneuert werden.«

»Was für eine Behandlung könnte das sein?«

»Schwer zu sagen. Vielleicht durch eine bestimmte Strahlung. Falls eine zelluläre Transformation eingesetzt wurde, ließe sie sich durch die tägliche Einnahme bestimmter Substanzen aufrechterhalten. Wenn sie abgesetzt werden, müsste die eigene DNS wenig später wieder die Oberhand gewinnen und die Fassade würde sich allmählich auflösen.«

»Wenn ihre Mutter ihr also regelmäßig ...«

»Ihre Mutter?« Si Cwan schüttelte den Kopf. »Ihre Mutter - unsere Mutter - ist tot. Ich habe sie in den Armen gehalten, als sie starb.«

»Es wird immer offensichtlicher, dass wir erst dann weitere Antworten erhalten, wenn wir das Mädchen gefunden haben. Wo ist sie?«, fragte Soleta.

»Ich werde es Ihnen sagen, sobald Sie mein Schiff repariert haben.«

Si Cwan bewegte sich so schnell, dass Xyon keine Gelegenheit erhielt, auf ihn zu reagieren. Eben noch stand Xyon ahnungslos da und im nächsten Moment hatte Si Cwan ihn mit beiden Händen gepackt und

gegen die nächste Wand gedrückt. »Stellen Sie keine Forderungen, wenn Sie weiterhin ungehindert Luft bekommen wollen«, knurrte er. Jetzt gab er sich keine Mühe mehr, den äußerlichen Eindruck der Gefasstheit zu erwecken. »Wo ist sie? *Wo ist sie?*« Um seiner Frage Nachdruck zu verleihen, presste er ihn noch etwas fester gegen die Wand.

Aber Xyon ließ sich nicht einschüchtern. »Sie wollen zu ihr? Dann helfen Sie mir, mein Schiff zu reparieren. Je schneller Sie fertig werden, desto früher werden wir sie finden.«

»Wir können es in Schlepptau nehmen und unterwegs reparieren«, sagte Soleta. Es war der einfachste Kompromiss, der weitere Gewalttätigkeiten unterbinden würde. »Könnten Sie sich damit anfreunden?«

»Woher weiß ich, dass Sie mich und mein Schiff nicht einfach zurücklassen, wenn ich Ihnen die Koordinaten verraten habe?«

»Ich gebe Ihnen mein Wort«, sagte Soleta, »als hinreichend autorisierte Repräsentantin von ...«

»Ich will *sein* Wort«, sagte Xyon und deutete mit dem Kopf in Si Cwans Richtung.

Si Cwan stieß ein tiefes Knurren aus, dann ließ er Xyon los. Der junge Mann hatte sich sofort wieder gefangen. Er ordnete seine Kleidung und sah Cwan abwartend und streng an.

»Ich gebe Ihnen mein Wort«, sagte Cwan, »da mir offensichtlich keine andere Wahl bleibt.«

»Ich kann mich nicht erinnern, dass Sie mir eine faire Alternative angeboten haben, als sie plötzlich anfangen, mich durch die Gegend zu schleudern«, gab Xyon zu bedenken und klatschte in die Hände. »Also gut. Setzen Sie Kurs auf den Stern mit der Nummer 7734 und dann beginnen wir mit der Arbeit an meinem Schiff.«

»Stern 7734?«, sagte Soleta mit leichter Verwunderung. »Aber da ...«

»Da ist überhaupt nichts. Ja, ich weiß. Aber dorthin ist sie nun einmal unterwegs, weil sie fest davon überzeugt ist, dass sich dort der Ort der Stille befindet. Wenn Sie die junge Dame finden möchten, sollten Sie sich dorthin auf den Weg machen.«

»Falls Sie uns anlügen ...«, sagte Si Cwan warnend.

Xyon drehte sich zu ihm um und erwiderte ungeduldig: »Ist Ihnen schon einmal in den Sinn gekommen, dass auch mir etwas daran liegen könnte, sie wiederzufinden? Ob sie es glauben oder nicht, aber ich hatte ihretwegen schon ein paarmal den Hals in der Schlinge. Nur zu Ihrer Information: Ich war bereit, mein Leben zu opfern, um sie zu retten. Und ich habe sie aus den Klauen der Hunde des Krieges befreit.«

»Ich verstehe.« Si Cwan musterte ihn skeptisch. »Aber da Sie hier und jetzt vor mir stehen, haben Sie Ihr Leben offensichtlich doch nicht geopfert. Wer hat Kally jetzt in seiner Gewalt?«

»Die Hunde des Krieges«, gab Xyon zu.

»Das macht auf mich eher den Eindruck, als hätten sie keine ausgesprochen gute Arbeit geleistet.«

»Ich hoffe, dass ich schlussendlich Ihren hohen Ansprüchen doch noch gerecht werden kann«, sagte Xyon.

Si Cwan ging nicht auf seinen Sarkasmus ein, sondern sagte: »Darauf würde ich nicht wetten.«

Unterdessen...

... an einem ganz anderen Ort...

In seinem kleinen Schiff - das er aus seinen Tagen als thallonianischer Adliger hatte herüberretten können - saß Zoran vor den Kontrollen und starrte gebannt auf das Signal, das seine Sensoren auffingen.

Es sprach für Zorans Geschick als Pilot und die Qualität seiner Ausrüstung, dass er einen so großen Abstand zu den Hunden des Krieges gehalten hatte, dass sie bislang nichts von seiner Anwesenheit bemerkt hatten. Der Sender, der unter Kallindas Haut eingepflanzt war, gab zum Glück immer noch ein kontinuierliches Signal ab, obwohl die Fühler inzwischen abgefallen waren. Nur noch die Beule, in der sich das Implantat befand, war übrig geblieben.

Das Montos-Experiment hatte sich zu einer Katastrophe entwickelt. Er hatte sich die allergrößte Mühe gegeben, die Prinzessin mit aller gebotenen Vorsicht zu behandeln. Er war überzeugt gewesen, dass sie früher oder später den Ruf empfangen würde. Und genauso wie viele andere hatte er nach der Macht und den Geheimnissen gestrebt, die gemäß den Legenden mit dem Ort der Stille verbunden waren. Doch da Kallinda schon immer ein hartnäckiges kleines Biest gewesen war, hatte er damit gerechnet, dass sie seine Pläne niemals freiwillig unterstützen würde. Es war durchaus denkbar, dass sie sich dem Ruf verweigert hätte, wenn ihr bewusst gewesen wäre, dass sie damit auch Zoran an diesen Ort führte. Doch wer dem Ruf zu lange Widerstand leistete, konnte den Verstand verlieren und das weitere Leben als geistiges Wrack verbringen.

Trotzdem war Zoran bereit gewesen, dieses Risiko einzugehen.

Er hatte die Dienste eines Psi-Chirurgen in Anspruch genommen und Kallinda eine künstliche Erinnerung einpflanzen lassen. Ihre gesamte Vergangenheit auf Montos - ihre Kindheit, ihre liebevolle Mutter und alles andere - war reine Fiktion. Der Genetik-Experte war für den Rest der Maskerade verantwortlich gewesen und hatte sie in eine glaubwürdige Montosianerin verwandelt, während Malias tägliche Gabe des Tonikums dafür sorgte, dass das Ergebnis der Prozedur stabil blieb. Mit diesem Plan verfolgte Zoran zwei Ziele. Erstens konnte Kallinda auf diese Weise niemals von ihrem lästigen Bruder gefunden werden. Und zweitens führte sie ein leicht zu beobachtendes Leben, so dass Zoran mit Malias Hilfe

darauf warten konnte, dass sich der Ruf manifestiert hatte.

Was geschehen war. Und zwar urplötzlich.

Auf einmal war die Sache außer Kontrolle geraten. Obwohl ihre falsche Identität als Riella gefestigt war, hatte sich erwiesen, dass Kallinda zu unberechenbar war. Sie hatte der Frau, die sie für ihre Mutter halten sollte, niemals vollständig vertraut. Und mit dem Eingreifen der Hunde des Krieges war der gesamte Plan zunichte gemacht worden.

Sumavar. Wer hätte gedacht, dass Sumavar, der zähe alte Krieger, der Zoran gemeinsam mit dem Genetiker wieder zusammengeflickt hatte ... wer hätte gedacht, dass Sumavar das schwache Glied in der Kette sein würde?

Zoran hatte Sumavar nicht getötet, nachdem er die Unterstützung des Kriegers nicht mehr benötigte - im Gegensatz zu dem Genetiker und dem Psi-Chirurgen. Er hatte ihn aus einem Gefühl der Loyalität und des offensichtlich unbegründeten Vertrauens am Leben gelassen. Dieses Debakel war eine weitere Lektion über die Sinnlosigkeit nachsichtiger und schwacher Gefühle. Zoran würde sie nie vergessen.

Zum Glück war ihm der Sender als letztes Mittel geblieben. Wohin Kallinda auch immer gebracht wurde, Zoran würde sie in jedem Fall finden.

Und schon bald würden ihm die Geheimnisse des Ortes der Stille gehören. Ihm - nur ihm allein!

XIII.

»Hier gibt es nichts. Kann ich sie jetzt töten?«

Krals Verärgerung schien in der Tat wohlbegründet, da sich in der Nähe des Sternes 7734 nichts befand, was auch nur ansatzweise von Interesse war. Es war ein recht heller Stern, der nie ein Planetensystem ausgebildet hatte. Und auch sonst war nichts vorhanden, das auf den Ort der Stille hinweisen mochte.

Sie standen auf der Brücke von Riers Kreuzer. Nachdem dessen Vorgänger auf Barspens zerstört worden war, hatte er das Schwesterschiff mit der siebzigköpfigen Besatzung aus der Reserve geholt. Eigentlich hatte er es weiterhin in Reserve halten wollen, aber er sagte sich immer wieder, dass eine Reserve genau für einen solchen Fall gedacht war. Auf dem Bildschirm strahlte der Stern 7734 im Weltraum und war kein Stück interessanter als bei ihrer Ankunft geworden.

»Bringt die junge Dame auf die Brücke«, sagte Rier gelassen.

Wenig später stand Riella vor Rier. Sie schenkte ihm keine besondere Beachtung, sondern konzentrierte sich ganz auf den langweiligen Stern.

»Bis jetzt bin ich alles andere als beeindruckt«, sagte er. »Es wäre besser für dich, wenn du bald etwas daran änderst.«

Er war sich nicht sicher, ob sie seine Worte verstanden hatte. Er wollte sich bereits wiederholen, was durchaus nicht zu seinen Gewohnheiten gehörte, als sie plötzlich nach rechts zeigte. »Dahin«, sagte sie.

Die Hunde blickten sich verunsichert an. »Im Weltraum sind normalerweise etwas spezifischere Angaben nötig, um ein Ziel zu erreichen. Wer mit dem Finger zeigt und >dahin< sagt, kommt meist nicht weit«, teilte Rier ihr mit.

»Wenn ihr mir ein kleineres Schiff geben wollt, um mir zu folgen, während ich mir selbst den Weg suche, bitte.«

»Damit du versuchen kannst, uns zu entkommen? Das ist keine gute Idee.«

»Wenn ihr so dumm seid und mir zutraut, ich könnte versuchen, euch davonzufliegen ...«

Rier baute sich vor ihr auf und der Blick seiner schwarzen Augen bohrte sich ohne einen Hauch von Mitgefühl in ihre. »Vielleicht hast du meine Höflichkeit und Geduld mit Schwäche verwechselt«, sagte er drohend. »Aber du sollst dich keinen Illusionen hingeben. Es würde mir keine Mühe bereiten, dich auf der Stelle zu zerfleischen. Du kannst dich ohne Furcht an Bord meines Schiffes bewegen, aber nur, weil ich dir dieses Privileg gewähre. Ich kann jederzeit dafür sorgen, dass du sehr große und

schreckliche Angst empfindest. Habe ich mich deutlich genug ausgedrückt?»

Er wartete darauf, dass sie ihm widersprach. Wenn sie auch nur das leiseste falsche Wort von sich gab, würde er ihr ein Stück aus dem Gesicht reißen, aus purem Vergnügen. Aber diesen Gefallen tat sie ihm nicht. Sie protestierte nicht, sie äußerte kein sarkastisches oder trotziges Wort. »Ja«, sagte sie stattdessen, in so neutralem Tonfall, dass er es unmöglich anders als eine völlig neutrale Zustimmung auffassen konnte - obwohl er den starken Verdacht hatte, dass es in Wirklichkeit doch anders gemeint war.

Er dachte eine Weile über die Situation nach, dann sagte er: »Wenn ich dich an die Navigation setze, glaubst du, dass du uns an den Ort dirigieren kannst, der dir vorschwebt?«

»Damit habe ich keine Erfahrung.«

»Dann wirst du jetzt deine ersten Erfahrungen sammeln. Omon«, wandte er sich an den Hund, der die Navigationsstation besetzte. »Arbeite mit unserem Passagier zusammen, so gut es geht. Versuche dich mit ihr über den einzuschlagenden Kurs einig zu werden ... bevor ich die Geduld mit ihr verliere.«

Falls sie von seiner kaum verhohlenen Drohung eingeschüchtert war, ließ sie sich nichts anmerken. Sie ging ohne ein weiteres Wort zur Navigation hinüber, wo Omon sie in den nächsten Minuten mit den Grundlagen vertraut machte. Es war zwar nur ein oberflächlicher Crashkurs, aber sie nickte kontinuierlich, als hätte sie alles verstanden. »Hast du das alles wirklich begriffen?«, fragte Omon irgendwann. »Du hast doch behauptet, du hättest noch nie zuvor damit zu tun gehabt.«

»Ich weiß. Aber trotzdem kommt es mir irgendwie ... vertraut vor. Ich weiß nicht, warum es so ist, aber so ist es.« Sie hielt kurz inne, dann zeigte sie auf einen Bildschirm und sagte: »Hier. Kurs 418 Komma 3. Flieg langsam los. Sehr langsam. Ich möchte vermeiden, dass wir überstürzt in irgendetwas hineingeraten.«

»Sehr rücksichtsvoll«, sagte Rier. »Omon, gibt es in der Richtung irgendetwas?«

»Nichts Besonderes. Nur eine Staubwolke.«

»Was sagen die Sensoren dazu?«

»Dass sie aus ganz normalem kosmischem Staub besteht.«

Rier nickte. Er wusste, dass er keine andere Antwort hätte erwarten dürfen. Trotzdem hatte er den Wunsch verspürt, noch einmal nachzufragen.

Als sich das Schiff langsam näherte, studierte Rier das Gebilde auf dem Bildschirm. Es hatte nichts Ungewöhnliches. Es war ein ganz normaler Nebel aus Staub und Gas, soweit er erkennen konnte.

»Sämtliche Sensoren einsetzen. Ich will alles über diese Wolke

wissen«, sagte Rier. Er trat einen Schritt näher an den Bildschirm heran, als könnte er auf diese Weise dem Rätsel näher kommen.

Atik studierte die Sensoranzeigen. »Immer noch nichts. Ich erhalte keine ...«

Als er sich unvermittelt unterbrach, hatte er sofort Riers volle Aufmerksamkeit. »Was ist?«

»Da ist etwas am äußeren Rand des Nebels ... direkt voraus. Nur dass ...« Er schüttelte den Kopf. »Das ist unmöglich.«

»Was ist unmöglich?«

»Jetzt behaupten die Sensoren, dass es nicht mehr da ist.«

»Das kann nicht sein. Entweder ist da etwas oder nicht. Es kann doch nicht gleichzeitig da und nicht da sein.«

»Doch, das wäre in der Tat möglich«, widersprach Atik. »Wenn es sich um eine spezielle Art von Feldturbulenz handelt, könnte es dort einen Planeten geben, der sich im Zustand der Quantenfluktuation befindet. Oder vielleicht ist es auch nur eine Eigenschaft des Nebels. Die Wolke könnte unsere Tastersignale phasenversetzt reflektieren, so dass der Eindruck eines ... eines Phantomplaneten entsteht.«

»Und bisher hat noch niemand diesen >Phantomplaneten< entdeckt?«

Atik schüttelte den Kopf. »Bei einer Standard-Kartographierung der Region würde man ihn wahrscheinlich nie bemerken. Der Nebel ist mehrere Millionen Kilometer groß. Man müsste schon genau wissen, wo man zu suchen hat, und selbst dann ...«

»Also gut«, schnitt Rier ihm ungeduldig das Wort ab und wandte sich an Riella. »Ist es hier? Ist das der Ort der Stille?«

Er hatte mit einer unklaren oder vagen Antwort gerechnet, aber sie nickte nur.

»Er ist es?«

»Ja.«

»Alle Sensoren auf diesen Bereich konzentrieren!«, befahl Rier. »Wenn es dort irgendeine Tarnung gibt, wenn irgendetwas unsere Ortung behindert, werden wir es durchdringen!«

Je näher sie kamen, desto kontrastreicher wurde der Nebel auf dem Bildschirm, und Rier glaubte sogar, die Umrisse eines Planeten erkennen zu können. Dann wurde das Bild verschwommen und Atik nahm einige Einstellungen vor, worauf es wieder klarer wurde.

Mehr konnte Atik jedoch nicht bewirken. Er schüttelte frustriert den Kopf. »Jetzt bekomme ich überhaupt keine Daten mehr herein. Laut Sensoren könnte sich dort auch ein Schwarzes Loch befinden. Ich empfangenichts von dort; es wird auch keine Strahlung reflektiert.«

»Stellt ein Team zusammen«, sagte Rier. »Es soll sich hinunterbeamen lassen und nachsehen, was sich dort befindet.«

Omon drehte sich zu Rier um. »Ob das wirklich die klügste

Vorgehensweise ist?»

Sofort herrschte Totenstille auf der Brücke. Ein Dutzend Augen wandte sich Rier zu, als er sehr ruhig und sehr gefährlich zurückfragte: »Willst du meine Entscheidung kritisieren, Omon?»

»Nein«, antwortete Omon ohne Zögern.

Rier nickte langsam. »Gut. Denn das wäre äußerst bedauerlich gewesen.«

»Ich weiß.«

Schnell wurde ein Team aus drei Hunden zusammengestellt, die sich in den Transporterraum begaben. Sie trugen Schutzanzüge, als sie auf die Plattform traten, da niemand sagen konnte, ob auf dem Planeten Leben existieren konnte, obwohl die Verhältnisse in der Umgebung eher auf das Gegenteil hindeuteten.

»Haltet ständigen Kontakt«, sagte Rier und ging langsam auf und ab. Riella stand etwas abseits und sagte nichts, während er fortfuhr: »Sobald das kleinste Problem auftritt, holen wir euch wieder an Bord. Aber auch wenn wir nichts von euch hören, holen wir euch zurück.«

»Wird der Transporter uns erfassen können, wenn wir nicht einmal mit den Sensoren durchkommen?«, fragte einer der Hunde. Er wollte keine Befehle in Frage stellen, sondern war lediglich besorgt, was man ihm nicht verübeln konnte.

Rier blickte sich zum Transporterchef um, der stumm nickte. »Wie ich höre, wird es klappen«, sagte Rier zuversichtlich. »Gute Jagd.«

Die drei salutierten und kurz darauf setzte das Flimmern der Transporterstrahlen ein. Die Hunde lösten sich in einen Strom aus Molekülen auf ...

... der im nächsten Moment zurückgeworfen wurde.

Es geschah ohne Vorwarnung. Der Transporterchef rief: »Es gibt ein Problem! Sie kommen zurück! Aber ihre Muster wurden durcheinandergewirbelt! Ich kann sie nicht mehr eindeutig erfassen! Ich ...«

Was dann auf der Transporterplattform erschien, hatte kaum noch Ähnlichkeit mit den drei Hunden, die vor wenigen Augenblicken dort gestanden hatte. Es waren alle drei, doch sie sahen aus, als wären sie von einem wahnsinnigen Kind auseinander genommen und neu zusammengesetzt worden. Von irgendwo kam ein Laut, der wie ein Geheul klang, hier bewegte sich ein Arm, dort ein Bein und anderswo ragte ein Finger aus einem Auge hervor. Es war eine große pulsierende Masse aus Fell, Fleisch und Knochen, in der erstaunlicherweise noch Leben steckte.

»Schafft das fort!«, schrie Rier. »Beamt es in den Weltraum! Irgendwohin! Schafft es aus dem Schiff!«

Das Gebilde, das einmal aus drei individuellen Hunden bestanden

hatte, verschwand wieder, bevor es vollständig rematerialisieren konnte. Rier keuchte vor Abscheu über das, was er gesehen hatte, dann wandte er sich an Riella und knurrte: »Hast du gewusst, dass so etwas geschehen würde?«

»Nein.«

»Hast du es für möglich gehalten?«

»Ja, ich hätte es nicht ausgeschlossen.«

Er wedelte wütend mit den Pfoten. »Warum hast du dann nichts gesagt?«

»Du hast nicht danach gefragt.«

Er bemühte sich, über ihre Gelassenheit nicht noch wütender zu werden, was ihm jedoch nicht gelang. Statt dessen holte er aus und versetzte ihr einen Schlag mit dem Arm, der sie zu Boden warf. Sie prallte gegen eine Wand, gab aber keinen Laut von sich. Sie blickte nur zu ihm auf, als wollte sie ihn herausfordern, noch einmal zuzuschlagen ... oder als wäre es ihr völlig gleichgültig, ob er es noch einmal tat oder nicht.

Rier brauchte einige Zeit, um sich wieder zu fassen. Als es ihm endlich gelungen war, fragte er in ruhigem Tonfall: »Welche Vorgehensweise würdest du empfehlen?«

»Schickt einen Shuttle zur Oberfläche. Lasst mich mit dem Shuttle hinfliegen. Schließlich bin ich dazu bestimmt, hier zu sein. Also wird mir nichts geschehen.«

»Deine Zuversicht und dein Selbstbewusstsein sind wirklich reizend. Ist dir unser Wohlergehen völlig gleichgültig?«

»Nein. Aber ich wusste nicht, dass die Hunde des Krieges nur das tun, was absolut sicher ist.«

In ihrer Stimme lag keine Spur von Spott oder Verachtung. Sie hatte eine simple Feststellung getroffen, vielleicht mit einem Hauch von Neugier, als würde sie sich bemühen zu verstehen, was für die Hunde akzeptabel war und was nicht. Trotzdem hatte ihre Haltung etwas, das Rier ganz und gar nicht passte. Andererseits hatte er das Gefühl, dass er vermutlich überreagierte, wenn er sie nur wegen einer beiläufigen Bemerkung angriff.

»Also gut«, sagte Rier. »Wir werden diese Welt vom Shuttle aus erkunden. Um zu sehen, ob sie bewohnbar oder überhaupt beobachtbar ist. Die Hunde des Krieges sind durchaus auf ihre Sicherheit bedacht. Wir haben auch deshalb so lange überlebt, weil wir uns nicht gerade den Ruf der Tollkühnheit erworben haben.«

Sie nahm seine Worte mit einer leichten Verneigung zur Kenntnis. Er war sich immer noch nicht sicher, ob ihre Fügsamkeit nur gespielt war oder ob sie einen subtilen Sarkasmus an den Tag legte. Doch wenn sie darin so subtil war, dass es niemand bemerkte, dann spielte es auch keine besondere Rolle, entschied er.

Kurz darauf war Rier wieder auf der Brücke und informierte seine Besatzung über die neuen Pläne. Die Hunde reagierten jedoch nicht besonders begeistert.

»Es ist ein Trick! Sie will uns irgendwie reinlegen! Es kann gar nicht anders sein!«, sagte Krul.

Omon zeigte auf den Schirm, der immer noch kein klares Bild lieferte. Es war kein Wunder, dass die Sensoren versagten, wenn es bereits schwierig genug war, brauchbare visuelle Daten des Nebels hereinzubekommen. Falls sie tatsächlich in den Nebel eindringen mussten, um Genaueres herauszufinden, würden sie möglicherweise auch nicht mehr erkennen. Wahrscheinlich würden sie bestenfalls einen großen verwaschenen Fleck sehen, der vielleicht ein Planet war. »Ich muss sagen, dass ich nicht so etwas wie das hier erwartet habe, als ich zum ersten Mal vom Ort der Stille hörte. Er scheint ja nicht einmal richtig zu existieren.«

»Und was hast du erwartet?«, fragte Rier. »Einen Hort des Reichtums und der Unsterblichkeit, an einer großen Kreuzung mit viel Verkehr, von riesigen Lichterketten bestrahlt und mit dem gigantischen Schriftzug im Orbit: >Willkommen am Ort der Stille<?« Erzürnt stapfte Rier über die Brücke und bellte: »Schaut euch nur an, ihr zitternden Welpen! Seid ihr Hunde? Oder seid ihr *Menschen*?«

Sofort war Atik auf den Beinen. »Ich stehe auf deiner Seite, Rier.«

Im nächsten Moment lenkte auch Omon ein. »Wenn ich meine Meinung sage, heißt das nicht, dass ich feige bin. Meine Reißzähne und Krallen gehören dir, Rier, wie immer.«

Von überall kamen ähnliche Bestätigungen. Rier nickte zufrieden.

»Omon und Krul, ihr begleitet mich. Krul, du gehst runter und weckst Vacu, falls wir rohe Muskelkraft benötigen. Atik, du bist für das Schiff verantwortlich, bis ich zurückgekehrt bin.«

Atik nickte und salutierte. »Und was ist mit dem Mädchen?«

»Riella wird uns begleiten. Sie wird uns zum Ort der Stille führen, wie sie versprochen hat.«

»Und wenn sie es nicht tut?«, fragte Omon.

»Dann wird sie sterben.«

»Und wenn sie es tut?«

»Dann wird sie ebenfalls sterben.«

»Ein einfacher und eleganter Plan«, sagte Omon.

Rier lächelte, soweit ihm seine Schnauze diesen Gesichtsausdruck ermöglichte. »Ich bin erleichtert, dass er deine Zustimmung findet.«

Als sich der Shuttle dem Planeten näherte, wurde die Oberfläche ständig von den Sensoren abgetastet. Rier studierte nachdenklich die Daten und warf Riella einen Blick aus seinen schwarzen Augen zu. Nun

wirkte sie nicht mehr so desinteressiert wie zuvor. Sie schien den Flug mit großer Aufmerksamkeit zu verfolgen und war vielleicht sogar ein wenig aufgeregt. »Für dich ist es ein Gefühl, als würdest du heimkehren, nicht wahr?«, fragte er.

Sie nickte nur und sagte nichts.

Rier drehte sich mit dem Sitz zu Omon herum. »Was konntest du bis jetzt feststellen?«

Omon schüttelte den Kopf. »Es ist gut, dass wir die Schutzanzüge mitgenommen haben. Von hier sieht es so aus, als ob die Oberfläche absolut lebensfeindlich wäre. Offen gesagt habe ich sogar meine Zweifel, ob die Anzüge uns etwas nützen würden. Die Oberfläche besteht zu großen Teilen aus reiner Lava und ...«

Plötzlich keuchte Riella auf und legte sich eine Hand auf die Brust. »Was ist los mit dir?«, wollte Rier wissen, aber sie sagte immer noch kein Wort. Sie schüttelte nur langsam den Kopf, wie in Trance.

»Rier...«

Er blickte sich wieder zu Omon um, der völlig verwirrt schien. »Was ist?«

»Moment ... das muss ich noch mal überprüfen.« Omon schien seinen eigenen Instrumenten nicht mehr zu trauen. »Ich habe keine Ahnung, wie es plötzlich auftauchen konnte ... bei meinen ersten Untersuchungen habe ich nichts davon bemerkt...«

»Was ist aufgetaucht? Wovon redest du?«

»Ein kleiner Teil des Planeten. Sehr klein, höchstens ein oder zwei Kilometer im Durchmesser. Eine Art Anomalie ... wie eine atmosphärische Oase.«

»Was soll das sein?«

»Ich weiß nicht, wie ich es anders beschreiben soll«, sagte Omon.

Krul knurrte leise. Offensichtlich war er überhaupt nicht von der ganzen Aktion angetan, aber er war klug genug, nichts zu sagen, damit seine Skepsis nicht als Feigheit missverstanden wurde. Vacu saß in einer Ecke und schnarchte. Anscheinend wartete er darauf, dass er irgendwann geweckt wurde und man ihm sagte, was er angreifen oder kaputthauen sollte.

»Ich verstehe es nicht«, gab Omon zu. »Es ist durchaus möglich, dass ich es bei der ersten Untersuchung übersehen habe, da es sehr klein ist. Vielleicht ist es aber auch erst jetzt... erschienen.«

»Sehr mysteriös«, sagte Rier und blickte Riella an. »Ist das vielleicht unser Ziel? Zumindest sieht es ganz nach einer Einladung aus.«

Sie sagte immer noch nichts. Allmählich verlor Rier die Geduld mit ihr. Er ging zu ihr, packte sie an den Schultern und zerrte sie halb aus ihrem Sitz. »Ich habe dich etwas gefragt! Ist das unser Ziel? Sollen wir diese Stelle anfliegen?«

Dann sah sie ihn an und Rier hatte das Gefühl, als würde sich ihr Blick bis in seinen Hinterkopf bohren. Er ließ sie los, ohne zu wissen, was er tat, worauf sie lautlos in ihren Sessel zurückglitt.

Plötzlich kam ein lautes Knistern aus der Kommunikationskonsole. Atiks Stimme war zu hören, aber es war schwierig, ihn zu verstehen, da der Nebel die Verbindung zu stören schien. Rier musste den Inhalt der Nachricht aus einzelnen Bruchstücken rekonstruieren.

»... Begegnung ... Widerstand ... zwei Schiffe ...«

»Zwei Schiffe, ja, das habe ich verstanden«, sagte Rier schnell, da er so viel wie möglich mitbekommen wollte, falls der Kontakt völlig abreißen sollte.

»... kleines thallonianisches Schiff ... ein Shuttle der Föderation ...«

Schon wieder die Föderation! Er hatte Zahnschmerzen, so sehr wünschte er sich, irgendjemanden von der Föderation zu zerfleischen, weil sie ihm ständig das Leben erschwerte. »Und was ist geschehen?«

»Wir haben keine Verluste erlitten. Das thallonianische Schiff ist beschädigt...«

»Und was ist mit dem Föderationsschiff? Dem Shuttle?«

In der folgenden Pause war nur Knistern zu hören.

»Bitte wiederholen!«

»... Shuttle ist zerstört.«

Rier nickte zufrieden. »Gut gemacht. Wenn das thallonianische Schiff noch funktionstüchtig ist, werden wir es schon irgendwie ausschalten. Und was den Shuttle betrifft - je weniger von diesen winselnden Kretins herumlaufen, desto besser.« Er lachte leise über seinen kleinen Scherz.

»Tolle Leistung, Kebron!«

»Es liegt am Namen«, sagte Zak Kebron.

»Wieso am Namen?«

»Es hieß *Marquand*. Es ist schon der zweite Shuttle mit diesem Namen, den wir verloren haben. Der Name ist verflucht.«

»Ich glaube nicht an Flüche.«

»Ich schon«, sagte Xyon, der an der Konsole der *Ly/a* saß.

»Reden Sie keinen Unsinn.«

»Unsinn? Verzeihen Sie bitte, Si Cwan, aber muss ich Sie darauf hinweisen, dass Sie sich an Bord meines Schiffes befinden? Dass Sie und Ihre Leute sich herübergebeamt haben, als die Vernichtung Ihres Shuttles kurz bevorstand?«

»Während Sie Ihr Schiff im Schutz der Tarnvorrichtung versteckt haben«, sagte Cwan verächtlich.

»Richtig. Deshalb verstehe ich nicht, dass Sie Ihre Föderationsschiffe immer noch nicht mit ähnlichen Systemen ausgerüstet haben.«

»Die Föderation vertritt die Politik der offenen und unverdeckten

Kontaktaufnahme«, erklärte Soleta. »Die Technik der Tarnvorrichtung steht im Widerspruch zu dieser Politik. Wir bieten eine Alternative zu ruchlosen Völkern wie den Romulanern.«

»Richtig, eine Alternative. Sie machen sich zur Zielscheibe, die Romulaner nicht.«

»Können wir jetzt wieder zur Sache kommen?«, fragte Si Cwan. »Wenn wir uns ständig streiten, werden wir Kallinda niemals finden.« Er trat neben Xyon an die Navigationskonsole. »Können Sie den Shuttle verfolgen, der den Kreuzer der Hunde verlassen hat?«

»Es wird schwierig«, sagte Xyon widerstrebend. »Die Sensoren liefern bestenfalls vage Daten. Ich müsste hauptsächlich nach Sicht und Instinkt navigieren.«

»Großartig!«, sagte Kebron.

»Sie sollten nicht zu abfällig über Instinkte urteilen, Zak«, sagte Soleta. »McHenry steuert die *Excalibur* mit ungefähr derselben Methode.«

»Erinnern Sie mich bloß nicht daran!«

»In die Auseinandersetzung mit den Hunden war noch ein weiteres Schiff verwickelt«, sagte Soleta. »Kebron, Cwan, haben Sie eine Idee, worum es sich gehandelt haben könnte?«

»Zoran«, sagte Cwan, bevor Kebron die Gelegenheit zum Luftholen erhielt. »Es kann nur Zoran sein. Ich werde ihn aufspüren und töten.«

»Wenn wir ihn stellen sollten, können wir ihn gefangen nehmen. So und nicht anders werden wir vorgehen. Sie können ihn nicht einfach kaltblütig umbringen«, sagte Soleta.

»Er ist mein ältester Freund. Ich habe mir dieses Privileg redlich verdient.«

Kebron warf Soleta einen vielsagenden Blick zu. »Jetzt verstehen Sie vielleicht, warum ich nicht daran interessiert bin, Freundschaft mit ihm zu schließen.«

»Der Shuttle fliegt den Planeten an«, sagte Xyon unvermittelt. »Lyla, berechne ihren Kurs. Haben sie ein bestimmtes Ziel ins Auge gefasst?«

»Auf der Planetenoberfläche gibt es einen kleinen Bereich, der eine atembare Atmosphäre zu enthalten scheint«, antwortete Lyla. »Wenn sie dort landen wollen, müssten sie nur ihren gegenwärtigen Kurs beibehalten.«

»Wie kann so etwas entstanden sein?«, fragte Xyon.

»Eine Oase, in der Leben existiert, während der Rest der Oberfläche völlig unbewohnbar ist?«

»Eine atmosphärische Anomalie«, schlug Soleta vor. »Oder ein Terraforming-Experiment, das vor langer Zeit von einem mittlerweile ausgestorbenen Volk eingeleitet wurde.«

»Oder einem Volk, das sich immer noch hier aufhält«, warnte Kebron.

»Der Ort der Stille - hier muss er sein«, sagte Si Cwan mit

unverkennbarer Ehrfurcht. »Der Ort der Stille. Ich kann es noch gar nicht glauben ... ich hätte niemals gedacht, dass ich ihn eines Tages mit eigenen Augen sehen würde ...«

»Was glauben Sie, Cwan, was sie dort sehen werden? Das Angesicht Gottes?« Kebron schnaufte. »Absurd. Stimmen Sie mir zu, Soleta?«

»Nicht unbedingt. Ich bin Wissenschaftlerin. Ich versuche, gegenüber allen Möglichkeiten offen zu bleiben.«

»Sie, Soleta?« Es geschah nur selten, dass Kebron offene Überraschung zeigte. »Ihr Fachgebiet ist die Antithese zur Religion.«

»Das würde ich nicht behaupten. Zum Beispiel heißt es in der jüdisch-christlichen Bibel, dass Adam - die Metapher für den Beginn der Menschheit - von Gott den Auftrag erhielt, sämtliche Dinge der Schöpfung zu benennen.«

»Und?«

»Und das ist im Prinzip genau das, was ich tue. Ich forsche, ich studiere, ich versuche, Dinge mit Namen zu versehen. Es sind wissenschaftliche Bezeichnungen, aber nichtsdestotrotz Namen. Ich definiere Dinge, die es bereits gibt. Man könnte also sagen, dass ich einen göttlichen Auftrag erfülle.«

Kebron verdrehte die Augen. »Religiöser Unsinn! Es gefällt mir überhaupt nicht, wenn Sie sich so verhalten, Soleta.«

»Wie?«

»Wenn Sie die Rolle des *advocatus diaboli* spielen.«

»Welche Rolle?«, fragte sie mit mephistophelisch erhobener Augenbraue.

»Den Advokaten des Teufels, den ...« Er schnaufte erneut und verzichtete auf eine genauere Erklärung.

Soleta trat ans Sichtfenster und musterte den Planeten, der direkt voraus lag. »Ich habe ein merkwürdiges Gefühl, was diese Welt betrifft. Mehr kann ich dazu nicht sagen.«

»Was für ein Gefühl?«, fragte Cwan.

»Das Gefühl ... dass wir es demnächst mit einem äußerst unwissenschaftlichen Phänomen zu tun bekommen.«

XIV.

Die Schreie setzten nicht sofort ein, und als sie einsetzten, waren sie anfangs noch leise...

Riella hatte das Gefühl, als würde sich der Nebel, in dem sie seit so vielen Jahren gelebt hatte, langsam lichten - in dem Augenblick, als sie den Planeten betrat. Der Boden fühlte sich überraschend weich unter ihren Füßen an, beinahe wie ein Schwamm.

»Ich bin heimgekehrt«, flüsterte sie.

Rier war deutlich weniger begeistert von dem, was er sah, denn größtenteils sah er gar nichts.

Er konnte sich nicht erinnern, jemals eine ödere und uninteressantere Landschaft betreten zu haben. Er konnte nicht glauben, dass es hier irgendwelche Reichtümer, irgendwelche Schätze oder irgendein Geheimnis der Unsterblichkeit gab. Hier gab es nichts.

Gar nichts. Überhaupt nichts.

Der Bereich war absolut uninteressant. Ein paar Anhöhen, ein paar Vertiefungen, mehr nicht. Kein Strauch, kein Grashalm. Nicht das winzigste Tier kroch über den gummiartigen Boden.

Das einzig Faszinierende war der Himmel. In großer Höhe schienen sich Wolken in einem langsamen, aber stetigen Wirbel zu drehen. Sie waren dunkel und gelegentlich blitzte es darin. Wie ein Sturm, der auf ewig kurz vor dem Ausbruch stand, ohne jemals seine volle Gewalt zu entfalten.

Und das alles geschah völlig lautlos.

Rier strengte sein feines Gehör an, aber er konnte kein Geräusch wahrnehmen. Etwas bewegte die Wolken, aber hier gab es keinen Wind. Blitze zuckten über den Himmel, aber es gab keinen Donner. Es herrschte absolute Stille.

»Was ist das für ein Ort?«, fragte Omon, der sich bemühte, das Ausmaß seines Unbehagens nicht zu zeigen.

»Ich habe keine Ahnung. Aber ich werde es herausfinden.« Er ging zu Riella hinüber. »So, Mädchen«, sagte er. »Jetzt sind wir hier. Du hast uns hierher geführt. Ist es der Ort der Stille - oder nur ein Ort der Seltsamkeiten?«

»Du wusstest die Antwort auf diese Frage schon, bevor du sie gestellt hast«, erwiderte sie.

Er musterte sie verwundert. Irgendwie kam sie ihm plötzlich größer vor.

»Wo sind dann die Reichtümer? Wo ist die Unsterblichkeit?«

»Überall. Spürst du es nicht? Siehst du es nicht? Ich verstehe nicht, wie jemand, der sich so viel auf seine feinen Sinne einbildet, so blind sein kann.«

»Wenn du so weitermachst, Mädchen, wirst du bald die Blinde sein!«, entgegnete Rier streng. »Weil ich dir zur Strafe dafür, dass du uns an der Nase herumgeführt hast, die Augen ausreißen werde.«

Sie richtete sich auf und sah ihn voller Stolz und Verachtung an.

»Selbst ohne Augen sehe ich immer noch klarer und deutlicher als du.«

Sie verhielt sich überhaupt nicht mehr wie eine gefangene Jagdbeute. Ihr Benehmen entsprach nicht dem einer Person, deren Leben am seidenen Faden hing. Es wurde Zeit, dass Rier ihr klarmachte, wie prekär ihre derzeitige Situation war. Er trat einen Schritt vor und packte ihren Arm mit solcher Heftigkeit, dass er ihn ihr beinahe abgerissen hätte. »Du wirst mir jetzt sagen, was ich wissen will! Oder du wirst sterben! Hier und jetzt! Genau dort, wo sich der Ort der Stille befinden soll, zu dem du uns geführt hast! Du ...«

»Lass sie los!«

Rier, Vacu, Omon und Krul zuckten überrascht zusammen, als sie die Stimme hörten. Rier stieß ein wütendes Knurren aus.

Nicht weit entfernt war ein Schiff gelandet, das erst in diesem Moment sichtbar wurde. Eine Luke hatte sich geöffnet, vor der mehrere Personen standen, die ihre Waffen auf die Hunde gerichtet hatten. Es waren zwei Leute in Starfleet-Uniformen, ein Thallonianer und eine vierte Person, die Rier nicht kannte.

Im Gegensatz zu Krul. »Das ist er!«, rief er bestürzt. »Rier ... das ist der Kerl, der mich angegriffen hat. Der mit den langen Haaren! Und er war es auch, der meinen Bruder auf dem Gewissen hat! Er ist genauso, wie Atik ihn beschrieben hat!«

»Und er war im Erlöserschiff!«, meldete sich Vacu zu Wort. »Er hat gegen Atik gekämpft, als ich das Mädchen mitnahm!«

»Soso«, sagte Rier. »Dann bist du also der nahezu legendäre Xyon. Du hast uns eine Menge Schwierigkeiten bereitet.«

»Wir wollen das Mädchen«, sagte der Thallonianer. »Ob ihr es glaubt oder nicht, aber das ist alles, was wir von euch wollen. Diesen Ort hier könnt ihr ganz für euch allein haben, wenn ihr wollt. Meinetwegen könnt ihr hier verrecken. Lasst sie frei. Sonst...« Er richtete seinen Phaser genau auf Rier.

»Sonst... was?«

Es war eine neue Stimme, die aus einer anderen Richtung kam. Nach der Reaktion der Föderationsvertreter zu urteilen, hatten sie nicht erwartet, die Person, der diese Stimme gehörte, hier zu sehen. Es war ein weiterer Thallonianer und er hatte einen Disruptor genau auf den ersten

Thallonianer gerichtet, der mit seiner Waffe immer noch auf Rier zielte. Der Neuankömmling jedoch war Rier bereits bekannt. Sie waren ihm auf Montos begegnet. Sie hatten versucht, Informationen von ihm zu bekommen, und er hatte ihnen Widerstand geleistet, bis der unerwartete Gegenangriff der Einheimischen die Hunde zurückgetrieben hatte. Er hatte ihnen nicht einmal seinen Namen verraten.

»Zoran«, sagte der erste Thallonianer mit tiefer Verachtung in der Stimme.

»Si Cwan ... Euer Lordschaft«, erwiderte Zoran voller Sarkasmus. Er warf einen Blick zu den Hunden. »Euer Kampfkreuzer hat mein Schiff schwer beschädigt. Ich hatte Mühe, es in einem Stück hierher zu bringen. Ihr habt mir große Unannehmlichkeiten bereitet und ich würde die Gelegenheit gerne nutzen, euch dafür bezahlen zu lassen. Und du, Si Cwan ... du hast meine Frage noch nicht beantwortet. Sonst ... was?« Sein Disruptor blieb die ganze Zeit auf Si Cwan gerichtet.

»Sonst werde ich ihn töten. Und dich auch, wenn es nötig ist«, sagte Si Cwan.

»Aber nicht damit.« Riella hatte gesprochen. Sie schien gar nicht zu bemerken, dass Rier sie am Arm festhielt. Überhaupt schien sie nur sehr wenig von ihrer Umwelt wahrzunehmen. Es war, als hätte sie sich vollständig in sich selbst zurückgezogen. »Diese Waffe funktioniert hier nicht.«

»Tatsächlich?«, sagte Zoran.

»Kally«, sprach Si Cwan das Mädchen an. »Kally ... ich bin's. Si Cwan. Erkennst du mich wieder, Kally?«

»Diese Waffe wird hier auch nicht funktionieren«, fuhr sie fort, als hätte sie ihn nicht gehört. »Dies ist der Ort der Stille. Hier können keine Waffen eingesetzt werden.«

»Dann wollen wir doch mal sehen, was geschieht!«, sagte Zoran und drückte auf den Auslöser des Disruptors, mit der er auf Si Cwan zielte.

Nichts geschah.

Riella schloss die Augen, sie kniff die Lider ganz fest zusammen. Die Schreie hatten eingesetzt. Aber sie war die Einzige, die sie hören konnte. Doch das würde sich sehr bald ändern.

Soleta sah, wie Zoran schießen wollte, es ihm aber nicht gelang. Sie betrachtete ihren eigenen Phaser und stellte fest, dass die Energieanzeige auf Maximum stand. Sie gab probeweise einen Schuss auf den Boden ab. Und wieder geschah nichts. Sie warf Kebron einen verwirrten Blick zu. Obwohl seine Miene meistens völlig undurchschaubar war, ließ sich nicht übersehen, dass er zutiefst irritiert war, da auch sein Phaser nicht funktionierte.

»Kallinda!«, rief Si Cwan und ging einen Schritt auf sie zu.

Der größte der Hunde trat zwischen Si Cwan und Rier und stieß ein warnendes Knurren aus. Er war einen Kopf größer und um einiges kräftiger gebaut als Si Cwan und offensichtlich ein nicht zu unterschätzender Gegner.

»Halt ihn in Schach, Vacu«, sagte Rier zufrieden und zog Kallinda näher an sich heran. Seine Krallen lagen an ihrer Kehle. »Auch wenn all eure Phaser und Disruptoren außer Betrieb sind, kann ich euch versichern, dass meine Krallen noch ausgezeichnet funktionieren. Also bleibt jeder, wo er ist, bevor es ...«

»Zu spät ist«, sagte Kallinda. Ihre Stimme klang hohl und sie hatte immer noch die Augen fest geschlossen. Soleta hätte schwören können, dass sich der Wolkenwirbel am Himmel nun etwas schneller drehte.

»Völlig richtig. Bevor es für dieses kostbare Mädchen hier zu spät ist.«

»Nicht für mich«, sagte Kallinda zum Hund, ohne die Augen zu öffnen. »Für euch. Es ist zu spät ... für euch. Sie sind gekommen. Sie sind hier. Sie kennen euch ... euch alle. Und sie sind sehr ... sehr ... still.«

»Wovon faselt die Kleine?«, fragte Zoran.

Unvermittelt öffnete Kallinda die Augen.

Ihre Pupillen waren verschwunden. Stattdessen wirbelte im Weiß ihrer Augen ein Ebenbild der rasenden Sturmwolken am Himmel.

Als Rier diesen bizarren Blick bemerkte, ließ er sie instinktiv los und wich verdutzt einen Schritt zurück.

»Ihr habt mich getötet«, flüsterte Kallinda. Ihre Stimme erzeugte einen seltsamen Hall, als würde sie mit vielen Stimmen gleichzeitig sprechen.

»Nein!«, protestierte Rier. »Du lebst. Ich habe dich nicht getötet. Du bist ... du bist doch hier! Wie kannst du...?«

»Ihr habt uns getötet... und uns ... und uns getötet.« Kallindas Stimme erzeugte eine vielfache Resonanz. Es klang, als würde eine große Menschenmenge aus ihrem Mund sprechen. »Ihr alle ...«

»Kally!«, rief Si Cwan.

Kallinda erzitterte und breitete die Arme aus. Ihre Augen waren erschreckend. Nun sprach sie mit ohrenbetäubender Lautstärke. *»Wir starben schreiend. Wir starben schluchzend. Wir starben flehend. Wir alle starben so laut wir konnten. Und dann kamen wir von überall hierher, an diesen Ort der Ruhe, um im Tod die Stille zu finden, die uns am Ende unseres Lebens verwehrt blieb. Und ihr ... ihr alle ... seid verantwortlich, dass wir hierher gelangten. Ihr hattet eure Gründe. Ihr habt sie für gute Gründe gehalten. Ihr habt getötet oder anderen geholfen zu töten oder denen gedient, die uns sterben ließen. Wir heißen euch hier willkommen. Ihr werdet für immer bei uns bleiben und auf diese Weise die Unsterblichkeit erlangen, die ihr euch verdient habt. Denn ihr habt uns das Leben genommen und damit habt ihr uns all unsere Hoffnung, all unsere Liebe und all unseren Hass genommen. Wir werden nie wieder lieben, nie wieder empfinden, und das haben wir euch zu verdanken. Willkommen*

am Ort der Stille. Kommt... und bleibt für immer ...«

XV.

Manchmal kann man sie sehen.

Man sieht sie aus dem Augenwinkel, wenn man nicht damit rechnet. Und wenn man die Augen ganz fest schließt und sie plötzlich wieder öffnet, sieht man sie manchmal ganz kurz hinter den Lidern aufblitzen, bevor sie sich verflüchtigen.

Sie sind die Echos des Déjà vu, sie sind das flüchtige Bedauern, sie sind das, wovon man nie wusste, dass es einem entgangen war...

Sie sind überall und nirgendwo und sie sind zum Ort der Stille gekommen, wo sie nicht mehr still sind ...

»Atik! Die Sensoren verlieren den Planeten!«

Atik beugte sich besorgt vor. »Wie ist das denn möglich?«

»Der Nebel zieht sich um die Welt zusammen. Dadurch lässt sie sich nicht mehr beobachten.«

»Versucht Rier zu rufen. Sagt ihm ... was geschieht... und dass wir das Schiff auf sichere Distanz bringen. Wenn etwas schief geht, möchte ich nicht mitten in den Schwierigkeiten stecken.«

Rier wusste nicht, wohin er zuerst schauen sollte.

Sie kamen von überall, aus allen Richtungen, und sie schrien seinen Namen und ihren Zorn. Die Hunde zogen sich zu einer verwirrten und verängstigten Gruppe zusammen.

Von allen Seiten griffen sie an. Sie hatten keine Augen, ihre Arme waren ausgerissen, ihre Eingeweide hingen aus den Rümpfen und Blut sprudelte aus hundert Wunden. Alle, die jemals von den Hunden angegriffen und gefoltert worden waren, all ihre Opfer, jeder, der durch ihre Krallen gelitten hatte - alle schrien sie an, brüllten vor Wut und beklagten ihr Schicksal. Sie strömten aus dem Mädchen, sie erhoben sich in den Himmel und stürzten sich auf die Hunde. Sie zerrten an ihrem Fell, sie schrien sie an und in der Luft hing der schwere Gestank nach Blut und Angst... Und die Hunde schrien ...

Xyon wusste nicht, wohin er zuerst schauen sollte.

Da war der Hund des Krieges, den er getötet hatte. Er stürmte direkt auf ihn zu, nur dass er jetzt ganz anders aussah. Seine Gestalt war verzerrt und nur noch ein Schatten seiner selbst, aber er war es. Und da war Foutz, den er mit bloßen Händen getötet hatte, und viele, viele andere. Er wollte alles erklären, dass er nur versucht hatte, anderen zu

helfen oder sein eigenes Leben zu retten, dass er niemals Freude am Töten empfunden hatte, sondern dass es notwendig gewesen war. Sie sollten seine Seele in Frieden lassen, bitte, sie sollten nicht ihn bestrafen, sie sollten ihn verschonen und sich lieber an die anderen halten, die Leute von der Föderation oder das Mädchen. Hauptsache, sie ließen ihn in Frieden ...

Und Xyon schrie...

Zoran und Si Cwan wussten nicht, wohin sie zuerst schauen sollten...

All die Opfer des Thallonianischen Imperiums rasten auf sie zu, durchdrangen sie; und sie waren wie Eis auf ihren Knochen, sie erdrückten sie, ließen ihre Muskeln zerfließen und verwandelten ihre Seelen in kleine Rußflocken, die auf ewig am Ort der Stille bleiben würden, um sich zu den anderen gepeinigten Wesen zu gesellen, die bis in alle Ewigkeit lautlos schrien...

Das Thallonianische Imperium, das so viele Lebewesen vernichtet hatte, um seine Macht zu erhalten, das durch Unterdrückung regiert hatte ... nun erfolgte die qualvolle Bestrafung, die eine Ewigkeit dauern sollte ... Und Zoran und Si Cwan schrien ...

Zak Kebron wusste genau, wohin er zuerst schauen sollte ...

Er sah, wie die Schatten auf ihn zukamen, die heulenden Seelen aller, die er getötet hatte. Denen er die Köpfe zerquetscht hatte, denen er mit eigenen Händen die Eingeweide entfernt hatte...

Er blickte durch sie hindurch. Er ignorierte sie.

Sie schrien ihn an. Sie heulten ihn an. Ihre Schreie drangen bis ins tiefste Zentrum seiner Existenz.

Er stieß sie mit einem verärgerten Knurren beiseite und setzte sich in Bewegung. Obwohl er nicht wusste, wie lange sein Verstand dem Ansturm des Wahnsinns widerstehen würde, ging er zu Kallinda und warf sie entschlossen, sie in Stücke zu reißen.

Soleta wusste nicht, wohin sie zuerst schauen sollte.

Auf die schreienden Hunde?

Auf den schreienden Xyon?

Auf die schreienden Thallonianer Si Cwan und Zoran?

Auf den nicht schreienden, aber erbitterten Zak Kebron, der auf die schreiende Kallinda zuging?

Sie spürte, wie etwas am Rand ihres Bewusstseins zerrte und einzudringen versuchte, aber ihre mentale Abschirmung konnte es mühelos abblocken. Davon abgesehen gab es nichts, das ihr besondere Probleme bereitet hätte.

Sie blickte auf ihren Tricorder und studierte die Anzeigen. Hier gab es eine beträchtliche Quelle psionischer Energie, aber sie konnte die

Herkunft nicht bestimmen. Manchmal schien sie aus Kallinda zu kommen und dann sah es wieder so aus, als wäre sie überall. Zumindest war sie sich sicher, dass alle anderen etwas zu sehen schienen, das sie selbst nicht sah. Sie überlegte, ob es angebracht war, sich übergangen zu fühlen.

Dann wurde ihr bewusst, dass Kebron möglicherweise im Begriff stand, Gewalt gegen Kallinda einzusetzen. Sie steckte den Tricorder ein und lief los, um sich zwischen die zitternde Kallinda und den massiven Kebron zu stellen. »Rühren Sie sie nicht an, Zak«, warnte sie ihn.

»Sie ist dafür verantwortlich«, sagte Kebron mit schleppender Stimme, als würde es ihm nicht leicht fallen, sich aufs Sprechen zu konzentrieren.

»Vielleicht. Oder es ist der Planet. Wir wissen es nicht.«

»Will nicht warten ... bis wir es ... herausgefunden haben.«

Dann warf sich Kebron auf Kallinda.

Und Krul und Xyon warfen sich aufeinander und gingen zu Boden. Krul schrie seinen Zorn und sein Entsetzen hinaus, als er versuchte, das Geheul seines Bruders zum Verstummen zu bringen, indem er seinen Mörder ermordete ...

Und Si Cwan und Zoran warfen sich aufeinander und gingen zu Boden, die zwei Freunde, die zu Feinden geworden waren und nun ihre alten Rechnungen begleichen wollten, gepeinigt von den Seelen, die nach Blutrache schrien ...

Und Rier und Omon warfen sich aufeinander und gingen zu Boden. Omon gab Rier die Schuld an jedem Gemetzel, das der Anführer befohlen hatte, an jedem verstümmelten Toten, und die Seelen wollten an ihrem Kampf teilhaben ...

Und Vacu warf sich ohne erkennbaren Grund immer wieder zu Boden, als würde er in Flammen stehen und versuchen, das Feuer zu erstickern ...

Soleta wusste, dass sie keine Chance hatte, Kebron aufzuhalten. Also ergriff sie stattdessen Kallindas Arm und riss sie zur Seite. Kebron, der sich nicht gerade durch große Wendigkeit auszeichnete, stürmte an ihr vorbei. Dann verlor Soleta auf dem schwammigen Boden das Gleichgewicht und stürzte und Kallinda fiel auf sie ...

Dann verschmolz Soletas Geist mit Kallindas und plötzlich konnte Soleta alles sehen, den psionischen Angriff von allen Seiten spüren, all die verdamnten Geschöpfe, die an ihr vorbeirasteten ...

... und Soleta kämpfte sich hoch und zerrte Kallinda zu Xyons Schiff. Dabei drang sie mit ihrem Geist in Kallindas Geist ein, wo sie eine Festung visualisierte und Barrikaden errichtete. Dann spürte sie, wie etwas dagegen anrannte, sie einzureißen versuchte, aber Soleta leistete Widerstand. Überall war das Geheul und sie sagte sich immer wieder: Ich glaube nicht daran, es ist unwissenschaftlich, Furcht entsteht aus dem

Mangel an Wissen, das ist alles, und sobald man etwas verstanden hat, gibt es keinen Grund mehr, es zu fürchten, und eines Tages werde ich verstehen, was hier vor sich geht, und dann besteht kein Grund mehr, vor irgendetwas Angst zu haben ...

Sie ließ nicht locker und bläute diese Idee durch ständige Wiederholung Kallindas Geist ein ... Kallinda, die das Medium war, die Empfängerin des Rufes ...

Und plötzlich sah Xyon deutlich, wie Krul über ihm war. Instinktiv zog er die Beine unter Kruls Brust und stieß mit aller Kraft zu. Krul wurde davonkatapultiert und Xyon kam wieder auf die Beine ...

Und plötzlich sah Si Cwan, wie Zoran unter ihm war. Auf einmal kam ihm der Hass auf seinen großen Feind so unwichtig und banal vor, denn seine Schwester war da, in unmittelbarer Nähe. Sie wurde von Soleta fortgebracht. Ihre Sicherheit war das Einzige, das zählte. Si Cwan holte aus und versetzte Zoran einen kräftigen Faustschlag gegen den Kopf. Als sein Gegner vorübergehend betäubt war, konnte er sich von ihm lösen und Soleta folgen ...

Und plötzlich sah Rier, wie Omon mit den Zähnen nach seiner Kehle schnappte und wie sich Vacu sinnlos am Boden wälzte. Er stieß Omon zurück, zeigte mit einem Finger und rief: »Da! Da drüben!«

Die Föderationsleute zogen sich zu dem Schiff zurück, das sich hier enttarnt hatte. Rier stürmte los. Es kostete ihn große Mühe, sich zu konzentrieren, da sein Geist immer noch mit den Bildern kämpfte, die ihm bis vor kurzem so sehr zugesetzt hatten.

Er hatte Xyon fast erreicht und vertraute darauf, dass der Humanoide nicht mit einer Waffe auf ihn schießen konnte, als er zu einem Sprung ansetzte und einen wilden Wutschrei ausstieß.

Xyon fuhr herum und Rier sah in letzter Sekunde, wie die Klinge, eine von Atiks langen Krallen, in Xyons Hand aufblitzte, dann drang das Schwert in Riers Brust. Verwirrt und benommen griff Rier danach, und Xyon riss die Klinge wieder heraus. Ein Blutschwall ergoss sich aus der Wunde.

»Selber schuld«, sagte er und rannte zu seinem Schiff.

Die anderen Hunde sammelten sich, als das Schott zuglitt. Dann hob das Schiff schnell und mühelos ab ... und völlig lautlos, als würden die Triebwerksgeräusche von der unheimlichen Stille aufgesogen, die überall herrschte. Nach wenigen Sekunden hatte sich das Schiff getarnt und war vollständig verschwunden.

»Verfolgt sie ...«, keuchte Rier. »Wir können immer noch ... Reichtümer ... und Unsterblichkeit haben ... all das ... ist hier ... überall... wir müssen

nur ... die Hand ausstrecken...«

»Wir kriegen sie ... und wir kriegen die Reichtümer, Rier ... ich verspreche es dir«, sagte Vacu. Der große Hund, den praktisch nichts umwerfen konnte, verspürte unendlichen Schmerz, als er seinen tödlich verwundeten Anführer betrachtete. Dann hob er Riers erschlaffenden Körper auf und wiederholte mit entschlossener Miene:

»Ich verspreche es. Wir kriegen sie. Alle.« Er richtete sich zu voller Größe auf und sagte mit überraschender Autorität: »Gehen wir!«

Sie kehrten zu ihrem Schiff zurück, das nicht weit entfernt auf der Planetenoberfläche stand.

Plötzlich wurde es zerquetscht.

Alle Hunde keuchten gleichzeitig erschrocken auf, als das Dach des Shuttles eingedrückt wurde, wie von einer gigantischen Faust. Wenige Sekunden später besaß das Gefährt nur noch Schrottwert.

»Das Schiff! Das unsichtbare Schiff! Sie haben es getan!«, rief Omon, doch zu diesem Zeitpunkt war es längst zu spät, noch etwas zu unternehmen. Die Hunde waren gestrandet.

Sie wandten sich Zoran zu. Der Thallonianer saß am Boden und starrte ins Leere. Omon rannte zu ihm, packte ihn an der Kehle und knurrte:

»Dein Schiff. Wo ist es? Bring uns von diesem verfluchten Ort weg!«

Zoran lachte.

»Was ist daran so komisch?«

»Mein Schiff?«, sagte Zoran kichernd. »Du meinst das Schiff, das ihr zerschossen habt? Ich konnte damit gerade noch eine Bruchlandung hinlegen. Ich bin genauso schiffbrüchig wie ihr!« Dann lachte er aus vollem Halse.

»Nein. Du bist kein Schiffbrüchiger. Jetzt nicht mehr«, sagte Omon. Dann blitzten seine Zähne auf.

Die *Lyla* kämpfte sich durch die Atmosphäre des Planeten. Sie benötigte sämtliche Energiereserven, um den Nebel zu durchdringen. Xyon steuerte das Schiff nach Gefühl und verließ sich darauf, dass nach allem, was sie durchgemacht hatten, nichts oder niemand sie jetzt noch aufhalten würde. Er hörte, wie Si Cwan immer wieder Kallindas Namen murmelte, während er Riella (nein, Kallinda!) in den Armen hielt.

Kebron stand neben Xyon. »Können Sie uns hier rausbringen?«

»Auf jeden Fall«, sagte Xyon, der zuversichtlicher klang, als er sich fühlte. Dann runzelte er die Stirn. »Haben Sie...?«

»Ja. Ich sehe es.«

Der Nebel schien immer dichter zu werden. Es war, als würden sie durch Rauchschwaden fliegen, die ihnen immer größeren Widerstand entgegensetzten. Xyon musste blind navigieren. »Lyla! Kannst du mir irgendwie behilflich sein?«, rief Xyon.

»Ja, natürlich.«

Im nächsten Moment ertönte Musik im Schiff. Eine Frauenstimme sang ein gefühlvolles Lied.

»Lyla! Was zum Teufel ist das?«

»Es handelt sich um die Jazz-Version eines Songs mit dem Titel >Namely You<.«

»Ich meine, warum spielst du es?«

»Du machst einen sehr aufgeregten Eindruck. Musik wirkt beruhigend auf die Nerven.«

»Ich finde es keineswegs beruhigend!«

»Dann wäre ein Instrumentalstück vielleicht besser. Wie wäre es mit >Nearer My God to Thee<?« Streicherklänge drangen aus dem Lautsprecher.

Bevor Xyon ihr sagen konnte, dass sie die Musik ganz abstellen sollte, klärte sich vor ihnen plötzlich der Nebel...

... und das Kriegsschiff der Hunde hing nur wenige Kilometer entfernt direkt voraus im All.

Xyon schrie auf und brachte sein Schiff so schnell wie möglich auf Ausweichkurs. Zum Glück wurde er von Lyla unterstützt, so dass sie einer Kollision entgingen - wenn auch nur knapp. Im Schutz der Tarnung raste das kleinere Schiff am größeren vorbei, ohne entdeckt zu werden.

Xyon stieß den angehaltenen Atem aus. »Damit hatte ich überhaupt nicht gerechnet«, sagte er.

»Offen gesagt«, murmelte Soleta, während immer noch die Streicher zu hören waren, »hätte ich eher mit einem Eisberg gerechnet.«

»Was war das? Was war da unten los? Sie sind Wissenschaftlerin. Sagen Sie es mir! Ich meine ... es können doch keine Geister gewesen sein ... oder?«

»Die Pilger, die den irdischen Kontinent Amerika besiedelt haben, hätten nur einen Blick auf mich geworfen und mich sofort als dämonisches Geschöpf verbrannt«, sagte Soleta ruhig. »Was heute ein übernatürliches Mysterium ist, wird eines Tages wissenschaftlich erklärt werden können. Wir werden niemals alles wissen oder verstehen.«

»Das ist mir zu wenig. Das ist keine Antwort auf meine Frage. Glauben Sie wirklich, es könnte das gewesen sein ... wofür wir es gehalten haben?«

Soleta schürzte die Lippen. »Auf der Erde gibt es eine Universität namens Yale. Ich war einmal dort, im Theatergebäude, das im Laufe der Jahrhunderte mehrere Male renoviert wurde. Ich habe eine Freundin besucht, die dort Schauspielerin war. Als ich eines Abends wartete, dass sie von der Bühne kam, sah ich aus dem Augenwinkel eine Frau. Nur ganz kurz. Ich sah, wie sie eine Treppe hinauflief. Sie trug ein Kostüm mit hohem Kragen und seltsamen Rüschen. Offensichtlich etwas

Historisches. Ich hatte nicht die geringste Ahnung, welches Stück an diesem Abend aufgeführt wurde. Als meine Freundin hinter die Bühne kam, fragte ich sie, wer diese Frau gewesen war. Sie sah mich mit merkwürdigem Gesichtsausdruck an, dann lächelte sie und sagte: >Herzlichen Glückwunsch. Du hast soeben das Yale-Gespenst gesehen.< Dann erzählte sie mir, dass vor einigen Jahrhunderten die Frau eines Schauspielprofessors von einem Fahrzeug getötet worden war, als sie die Straße überqueren wollte. Sie war auf dem Weg zum Theater gewesen und sie musste sich beeilen, um ihren Auftritt nicht zu verpassen. Sie spielte in einem Stück von Anton Tschechow, einem russischen Schriftsteller des zwanzigsten Jahrhunderts. Ich habe sie in dem Kostüm gesehen, das sie im Stück trug.«

»Also haben Sie sich alles eingebildet«, sagte Xyon skeptisch.

»Ich hatte zuvor nie etwas von dieser Geschichte gehört.«

»Oh.«

»Gibt es auf Ihrer Heimatwelt keine Geschichten oder Legenden, die ähnlich unverständlich sind?«

»Doch, ein paar«, räumte er ein. »Orte, an denen man angeblich in die Zukunft schauen kann. Und solche Sachen. Aber ich habe nie ...« Er seufzte. »Ich denke, ich werde noch einmal genauer darüber nachdenken müssen.«

»Mehr können wir nicht tun«, erwiderte Soleta.

Dann blinzelte Xyon verdutzt und überprüfte die Fernbereichsensoren. »Das glaube ich nicht!«

»Was?«

»Der Planet. Der mit dem Ort der Stille. Er ist...«

»Er ist verschwunden? Das ist unmöglich.«

Atik stand vom Kommandosessel auf und ging zur Sensorenkonsole. Es war kaum zu glauben ... aber so war es. Zuvor hatten die Sensoren zwar nur unzuverlässige Daten geliefert, aber zumindest hatte sich feststellen lassen, dass da irgendetwas war. Nun jedoch war gar nichts mehr da. Der Nebel hatte sich zunächst in der Region, wo sich der Planet befand, verdichtet und jetzt war er wieder wie ganz zu Anfang. Und nichts wies mehr auf das Vorhandensein eines Planeten hin.

Bevor irgendjemand auf der Brücke etwas sagen konnte, keuchte Atik plötzlich auf. Röchelnd griff er nach seiner Kehle und brach zusammen. Die anderen Hunde eilten zu ihm und winselten verwirrt, dann flüsterte Atik Worte, die ihnen einen eiskalten Schauer über den Rücken jagten.

»Xant ...«, sagte er. »Xant ... der Große Gott Xant ... die Erlöser ... hatten Recht ... ich sehe ihn, ganz deutlich ... Xant ist Licht... wir sind Dunkelheit...«

Dann verlor er das Bewusstsein.

XVI.

Der Höchste Gebieter war sehr zufrieden.

Die Hunde des Krieges waren den Erlösern ein Dorn im Auge gewesen. Ein ständiges Ärgernis.

Aber sie konnten gerettet werden. Jeder konnte gerettet werden. Dazu war nur eine Lektion nötig.

Eine solche Möglichkeit hatte sich ergeben, als Atik sich heimlich an den Gebieter gewandt hatte. Atik strebte danach, zum Anführer der Hunde des Krieges zu werden, doch er hatte ganz offen zugegeben, dass er nicht an einer direkten Konfrontation mit Rier oder seinen treuesten Anhängern interessiert war. Er behauptete, so etwas sei unehrenhaft. Höchstwahrscheinlich hatte er einfach nur Angst, dass er in einer Auseinandersetzung den Kürzeren ziehen würde.

Der Ort der Stille hatte sich als logische und elegante Lösung des Problems angeboten. Der Ort der Stille, den selbst die Erlöser fürchteten. Der Ort der Stille, nach dem Rier und die Hunde gesucht hatten. Der Ort der Stille, von dem Rier und seinesgleichen nie mehr zurückkehren würden, wenn alles gut ging.

Und alles war gut gegangen. Der Gebieter saß in seinem Gemach und gönnte sich ein seltenes Lächeln. Alles war gut gegangen, weil Xant es so gewollt hatte. Und inzwischen musste Atik seine kleine »Vision« gehabt haben und nun dabei sein, die Hunde zum Glauben der Erlöser zu bekehren. Hätte man sich etwas Besseres wünschen können?

Und nun - nachdem die Hunde des Krieges begonnen hatten, sich von einer Plage in eine Annehmlichkeit zu verwandeln - mussten sich die Erlöser nur noch mit der *Excalibur* auseinandersetzen. Dann wäre ihre Macht über den Sektor 221-G, den ehemaligen Einflussbereich der Thallonianer, gesichert.

Der Gebieter war so tief in seine Gedanken versunken, dass es einige Minuten dauerte, bis er den zitternden Erlöser bemerkte, der vor ihm stand. »Ja? Was gibt es?«, fragte er mit unverhohlener Verärgerung.

»Es ... es lässt sich nicht anders ausdrücken, Höchster Gebieter. Es gibt schlechte Neuigkeiten von Tulaan IV.«

Der Gebieter richtete sich in seinem großen Stuhl auf. »Was ist mit unserer Heimatwelt?«

»Die Schwarze Masse, Gebieter. Die Schwarze Masse hat sich in Bewegung gesetzt... und wie es scheint, liegt Tulaan IV genau auf ihrem Weg.«

Er wollte es nicht glauben. Nachdem sich alles so wunderbar entwickelt

hatte ... wie konnte da etwas Derartiges geschehen? Er sackte schockiert in sich zusammen. »Ist man sich völlig sicher?«

»Ja, Gebieter. Wenn nichts geschieht, wird unsere geliebte Heimatwelt vollständig ausgelöscht werden.«

»Dann«, sagte der Gebieter entschlossen, »müssen wir die Schwarze Masse aufhalten.«

Der Erlöser sah ihn entgeistert an. »Aber ... aber das ist bislang noch niemandem gelungen, Gebieter. Niemals.«

»Es gibt... eine Möglichkeit«, sagte der Gebieter. »Das Problem ist nur ... dass wir Hilfe benötigen.«

»Wessen Hilfe, Gebieter?«

Der Gebieter grinste über die Ironie, die in seiner Antwort lag. »Die von Captain Mackenzie Calhoun von der *Excalibur*.«

»Captain Mackenzie Calhoun von der *Excalibur*. Willkommen an Bord. Ich habe schon viel von Ihnen gehört.«

Im Transporterraum verbeugte sich Calhoun vor Kallinda, die sich von Si Cwan stützen ließ. Ihre Haut war nicht ganz so dunkelrot wie die von Si Cwan, aber Calhoun hatte erfahren, dass dieser Umstand auf eine genetische Behandlung zurückzuführen war, der man sie unterzogen hatte.

Kallinda nahm seine respektvolle Geste mit einem Nicken zur Kenntnis. »Ich fürchte ... dass ich im Augenblick nicht ganz ich selbst bin. Es gibt einiges ... über das ich mir noch klar werden muss.«

»Dazu werden Sie so viel Zeit haben, wie Sie benötigen.«

Die Tür zum Transporterraum glitt zischend auf und Shelby eilte herein. Sie sah, wie Si Cwan und seine Schwester sowie Soleta, Kebron und ein merkwürdig aussehender junger Mann von der Plattform stiegen. »Tut mir Leid, dass ich mich verspätet habe. Elizabeth Shelby, Erster Offizier.«

»Angenehm, Commander«, sagte Kallinda.

»Ja, Commander, ich wollte soeben die Lieutenants Kebron und Soleta für ihre gute Arbeit loben«, sagte Calhoun trocken. »Sie haben einen zweiten Shuttle der *Excalibur* verloren, während sie sich auf ein Abenteuer einließen, das im Widerspruch zu meinem Befehl stand, sich unverzüglich wieder hier einzufinden. Sie haben mehrere Vorschriften missachtet und ihr Leben durch fehlgeleitetes Heldentum in Gefahr gebracht.«

»Wir haben uns nur bemüht, Ihrem leuchtenden Vorbild nachzueifern, Captain«, sagte Kebron.

»Und Sie scheinen viel von mir gelernt zu haben«, sagte Calhoun anerkennend. Dann wandte er sich an den jungen Mann. »Und wer sind Sie?«

Der junge Mann verpasste ihm eine Ohrfeige.

Calhoun konnte der größten Wucht des Schlages ausweichen, da seine

Reflexe so zuverlässig wie immer funktionierten. Trotzdem bekam er noch einiges ab. Er taumelte leicht, dann fand er sein Gleichgewicht wieder und rieb sich den Unterkiefer.

»Ich bin Xyon von Calhoun. Ich bin dein Sohn«, sagte er.

Ohne mit der Wimper zu zucken, erwiderte Calhoun: »Es freut mich, endlich deine Bekanntschaft zu machen.«